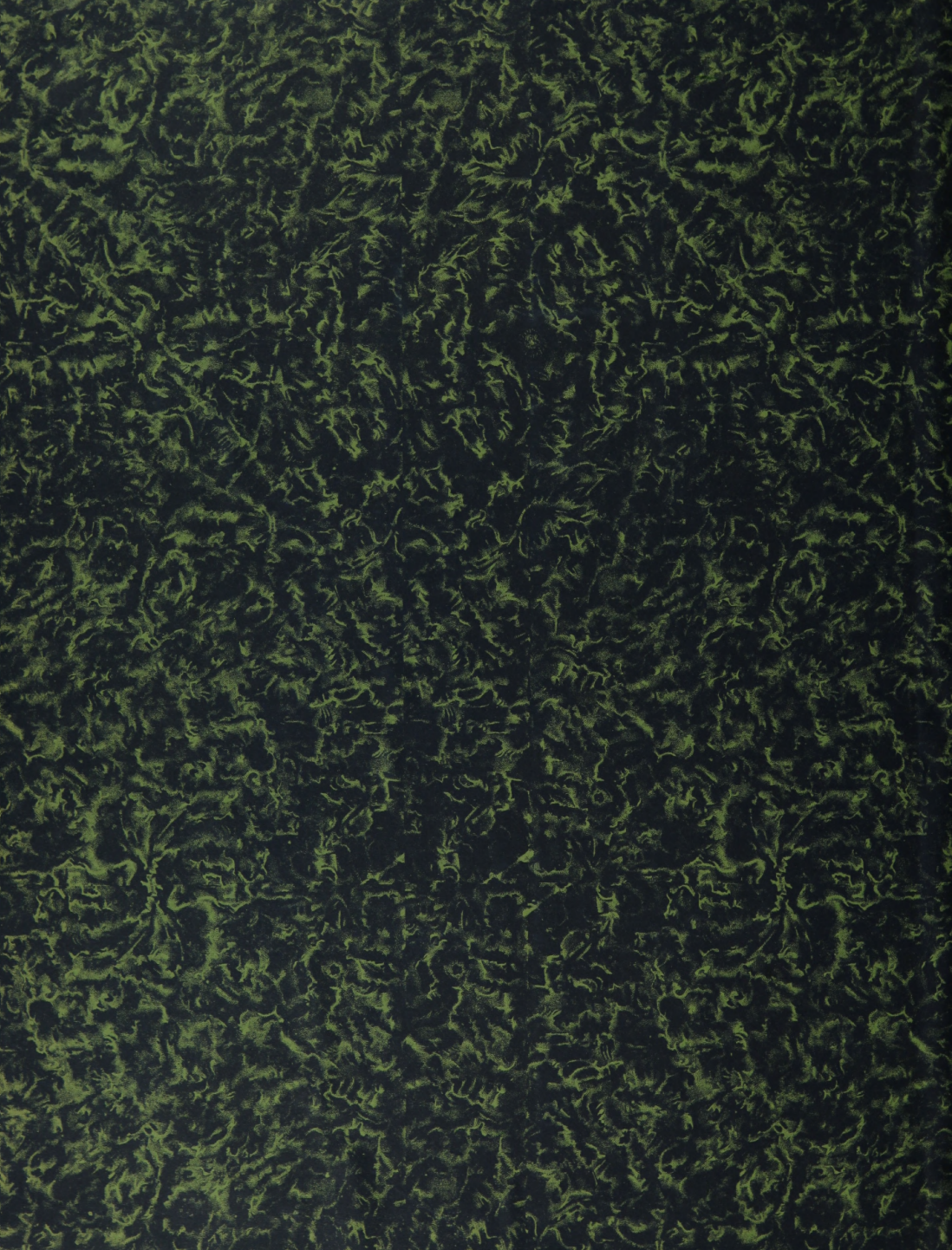
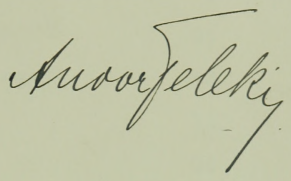
ERINNERUNGEN AUS MEINEM LEBEN





ERINNERUNGEN AUS MEINEM LEBEN

I N H A L T

	Seite
Vorfahren und Kindheit	1
Studium in Wien 1896 - 1900	25
Lehr-und Wanderjahre 1900 - 1910	53
Paris 1900	53
Italien 1901 - 1902	70
Einjährig-Freiwilligenjahr 1903/04	86
Wien 1905 - 1907	96
Budapest 1907 - 1910	112
Villány 1910 - 1912	127
Der Weltkrieg 1914 - 1918 und	152
der Thronfolgermord in Sarajevo	158
Die Revolution, der Zusammenbruch und die Nachkriegszeit (1918 - 1936)	214
Anhang	259

ERINNERUNGEN AUS MEINEM LEBEN.

Begonnen in Pécs, im August 1932.

Es sollen dies keine "Memoiren" werden, hierzu war mein bisheriges Leben zu wenig bedeutungsvoll, sondern nur Aufzeichnungen auf Grund von Erinnerungen, die in meinem Gedächtnis haften geblieben sind, Aufzeichnungen, die vielleicht später einmal meine Nachkommen interessieren werden.

Wir leben jetzt in ausserordentlich bewegten Zeiten, die Ereignisse überstürzen sich und die Zukunft ist ungewiss. - Seit der grossen Tragödie des Weltkrieges kann die Welt nicht zur Ruhe kommen, alles ist in Umbildung begriffen und jeder denkende Mensch steht vor der bangen Frage, wie sich das Schicksal seines Landes und sein persönliches Schicksal, sowie das Schicksal seiner Familie in der Zukunft gestalten wird. Wird Europa dem Chaos anheimfallen, oder zeigt sich am Horizont schon die Morgenröte einer neuen, besseren Weltordnung ?

Vorfahren und Kindheit.

Auf meinen Grossvater väterlicherseits erinnere ich mich nur ganz verschwommen, er starb, als ich kaum drei Jahre alt war, im Alter von über 70 Jahren. Wie mir mein Vater erzählte und wie es aus den wenigen zurückgebliebenen Bildern ersichtlich ist, war er ein stattlicher Mann mit einem Kossuthbart, der ein offenes, freundliches Gesicht einrahmte. Er soll sehr fleissig und energisch gewesen sein, hat ein für die damaligen Zeiten ganz ansehnliches Vermögen besessen, verlor es jedoch gegen Ende seines Lebens und hinterliess meiner Grossmutter und

seinen Kindern fast nichts, so dass nach seinem Tode mein Vater die Grossmutter und die noch minderjährigen Kinder Mariska und Hermann erhalten musste. - Mein Grossvater war zweimal verheiratet, aus der ersten Ehe sind vier Kinder entsprossen, von denen ich noch zwei kannte, Onkel David, der in Szeged lebte und Bauunternehmer war, und xxx Onkel Wilhelm, der in Villány lebte und dortselbst einen Steinbruch betrieb. Beide sind schon vor vielen Jahren gestorben und ihre Nachkommen habe ich schon seit langen Jahren nicht gesehen. - Zum zweitenmal heiratete mein Grossvater, als er schon nahe an die Fünfzig war, trotzdem entsprossen aus dieser Ehe etwa 18 Kinder, von denen jedoch nur drei ein höheres Alter erreichten. Mein Vater war der Älteste von diesen Dreien, der jüngste Bruder, etwa 15 Jahre älter als ich, endete im Jahre 1904 durch Selbstmord. Der Bedauernswerte hatte ein zügelloses Temperament, konnte nie mit Geld umgehen und stack stets in Schulden. Schliesslich schoss er sich nach einer durchjubelten Nacht eine Kugel durch den Kopf. - Als Junge imponierte er mir kolossal durch seine ungewöhnliche Körperkraft und dadurch, dass er stets Raufhandel suchte, zahlreiche Duelle hatte und sehr freigebig war. Trotz aller seiner Fehler habe ich ihm ein gutes Andenken bewahrt, denn im Grunde genommen war er ein gutmütiger und fleissiger Mensch. Er vertrug nur keinen Wein, war rasch berauscht und führte dann die unmöglichsten Sachen auf. Durch seinen tragischen Tod waren wir alle sehr erschüttert.

Tante Mariska, die mein Vater erziehen liess und an einen Kaufmann namens Schwabach verheiratete, lebt noch, ist jedoch sehr krank. Sie hat einen Sohn, der um einige Jahre jünger ist als ich und sich als Schriftsteller betätigt.

Die Grossmutter überlebte meinen Grossvater um 32 Jahre,







Mein Urgroßvater





Familienbilder

1850 - 1870



Meine Grossmutter

im Jahre 1895



Meine Grossmutter
und mein Vater
im Jahre 1864



1871

Jugendbildnisse
meines
Vaters



1875



1877



Mein Vater 1872







Familienbilder

1870 - 1880

. Der einzige Überlebende von den Geschwistern ~~ist mein Onkel~~ meine Mutter ist Béni, der im 74-ten Lebensjahr steht. (Er starb im Jahre 1937.)

Mein Vater hat mir oft von seiner abwechslungsreichen Jugend erzählt. Er ist als 15-jähriger Junge (aus welchem Grunde weiss ich nicht) von zu Hause durchgebrannt und kam nach Budapest und Wien, wo er die Realschule und Handelsschule besuchte. Da er jedoch von zu Hause keine Unterstützung erhalten konnte, verdiente er sich seinen Lebensunterhalt, indem er am Abend abwechselnd bei einem Schneider und einem Schuster die Bücher führte. Dann erhielt er einen Posten bei der Raten-und Rentenbank in Wien, wo er es infolge seiner Tüchtigkeit und seines Fleisses innerhalb kurzer Zeit (mit 18 Jahren) zum Prokuristen brachte. Da kam der grosse Krach des Jahres 1873, der berühmte schwarze Freitag, die Bank ging zugrunde und mein Vater verlor - kaum 20 Jahre alt - seine schöne Stellung. - Es ging ihm dann eine Zeitlang herzlich schlecht bis er einen Posten als Reisender bei einer grossen deutschen Weinfirma in Würzburg erhielt. Dann musste er zum Militär, wo er es infolge seiner Intelligenz bald zum Rechnungsfeldwebel brachte. Während seiner Dienstzeit ging es ihm sehr gut und er hat sein ganzes Leben lang eine besondere Vorliebe für das Militär bewahrt. In seinen dienstfreien Stunden und in der Nacht studierte er fremde Sprachen und erlernte mit eisernem Fleiss die französische und englische Sprache. Ich besitze noch ein grosses französisches Wörterbuch aus seiner Militärzeit (1875 - 77). Nach Beendigung seiner Militärzeit bereiste er im Auftrage seiner deutschen Weinfirma ganz Europa, insbesondere England und die nordischen Länder. Er mach-

te gute Geschäfte, verdiente sehr schön, unterstützte reichlich seine Familie und ersparte sich im Laufe der Jahre etwa 20.000 Mark, für die damaligen Zeiten einen grossen Batzen Geld. 27 Jahre alt kam er nach Pécs zurück, war kurze Zeit Kompagnon in einer dortigen Weingrosshandlung, machte sich dann selbständig und liess sich im Jahre 1882 unter der Firma "Sigmund Teleki" als Weinhändler protokollieren. Kurz darauf heiratete er meine Mutter und am 24.Juli 1883 erblickte ich das Licht der Welt in einer kleinen Wohnung in der Mariengasse. Auf diese erste Wohnung kann ich mich jedoch nicht erinnern, denn bald darauf kaufte mein Vater ein schönes Haus auf der Landstrasse (Rákoczi ut) wo er sich als Weingrosshändler definitiv etablierte. In diesem Haus, welches wir im Jahre 1918 verkauften, verbrachte ich meine ganze Jugend und meine beiden Geschwister kamen dort auf die Welt.

In den achziger Jahren ging es meinem Vater sehr gut, denn der Weinhandel in Pécs hatte Hochkonjunktur. Mein Vater hatte einen ausgedehnten Kundenkreis in ganz Europa, die Phylloxera wütete in Frankreich und die Franzosen kamen auch zu uns um Wein einzukaufen. Mein Vater lieferte ganze Zugs-und Schiffsladungen Rotweine nach Frankreich, die dann entsprechend manipuliert und als Bordeauxweine aus Frankreich exportiert wurden. Er war sehr viel auf Reisen, besuchte persönlich seine Kunden in Österreich und in der Schweiz, wo er sehr gut eingeführt war. Anfang der neunziger Jahre war er schon ein angesehener und vermögender Kaufmann und alles schien sich zum Besten zu entwickeln.

Wie ich es schon früher erwähnte, war meine liebe Mutter stets kränklich, sie hatte es mit der Lunge zu tun und musste sich sehr schonen. Sie ging fast jedes Jahr nach Gleichenberg zur

Kur und nahm mich öfters mit. Meine ersten Kindheitserinnerungen datieren auch von Gleichenberg. Ich dürfte damals etwa vier Jahre alt gewesen sein und die erste längere Reise mit der Eisenbahn machte auf mich einen grossen Eindruck. Offen gestanden, hatte ich anfangs grosse Angst vor der keuchenden und pfauchenden Lokomotive und war herzlich froh als wir am Bestimmungsort anlangten.

Es ist ganz eigentümlich, dass mir der Aufenthalt in Gleichenberg noch ganz klar vor den Augen steht, während Erinnerungen aus späteren Jahren grösstenteils verschwunden sind. - Ich sehe mich als vierjähriges Knäblein dort im Park herumtollen, das Melken der Ziegen mit grossem Interesse verfolgen und weiss genau, wie ich einmal-zum grössten Entsetzen meiner lieben Mutter - durchgebrannt bin und einen Spaziergang in den Wald unternahm. Nach etwa zwei Stunden kam ich zurück und erklärte sehr stolz, dass ich deshalb allein wegging, weil ich neugierig war, wie weit das Mädchen sich erstreckte und was sich am anderen Ende desselben befindet. - Wie man mir erzählte, war ich überhaupt ein schlimmer Bub und stellte allerhand an. Ich soll ein schöner Knabe gewesen sein und die Mädchen und Damen unserer Bekanntschaft haben mich mit Vorliebe abgeküsst, was ich von Herzen verabscheute und mich mit Händenund Füssen gegen diese unerwünschten Liebkosungen wehrte. Wenn ich schlimm war, drohte man mir, dass man mir die Wimpern abschneiden wird, was mir grosse Furcht einjagte.

Bild auf Tafel I

Ein grosses Ereignis blieb in meiner Erinnerung allerdings dauernd haften. Ich war etwa viereinhalb Jahre alt, lernte spielend die Zahlen und es fiel mir hierbei auf, dass auf dem Kalender ein Einser und drei Achter standen. Es war Anfang des Jahres 1888, ein finsterer

Winternachmittag, als meine Amme erzählte es sei"auf dem Draht gekommen", dass man den Kronprinzen Rudolf ermordet hat. Ich war sehr erstaunt, dass etwas auf dem Draht kommen kann, doch niemand konnte mir hierüber eine Aufklärung geben. Knapp nach diesem Ereignis begann man unser Haus umzubauen, es wurde bedeutend vergrössert und auf der anderen Seite ein Flügel für die neuen, schönen Bureauräume angebaut. Es wurde auch ein Stall, Wagenremise und Kutscherwohnung gebaut, zwei schöne Kaleschen angeschafft. All dies interessierte mich natürlich sehr und meine liebste Beschäftigung war am Neubau herzumzuklettern, obwohl dies eigentlich streng verboten war. Doch meine Amme die "Mari dada" vergötterte mich und ich konnte mit mit ihr machen was ich wollte. Einmal fiel ich von einem Gerüst auf die Nase, die Spur dieses Falles blieb mir fürs ganze Leben.

Den Sommer verbrachten wir immer in unserem Weingarten im Makár, am Ende der Stadt. Ich war dort sehr glücklich, denn ich konnte mich nach Herzenslust austoben. Wir hatten einen schönen, braunen Jagdhund namens Lord, er war mein bester Freund und ich konnte mich stundenlang mit ihm spielen. Mein Vater war ein passionierter Jäger und später, als ich neun Jahre alt wurde, bekam auch ich ein Flaubert-Gewehr und ging mit unserem alten Jäger auf die Jagd.

Eines Tages brachte man meinen Freund Lord blutend und schmerzlich winselnd nach Hause, er wurde auf der Jagd angeschossen. Ich weinte bitterlich, doch der Hund erholte sich von seinen Verwundungen in einigen Wochen und ich war sehr glücklich, als er wieder aufstehen und gehen konnte, aber er war nicht mehr der Alte, lag zumeist traurig auf seiner Decke und sah mich aus seinen treuen,

braunen Augen verzweifelt an. Er frass noch eine Zeitlang Gnadenbrot und verendete bald. Ich habe ihn sehr betrauert.

Es kam der Herbst und nach der Weinlese zogen wir wieder in die Stadt, aber jetzt war es mit der sorglosen Kinderherrlichkeit zu Ende; ich war fünf Jahre vorüber und mein Vater hielt die Zeit gekommen, um mich in die Schule zu geben. Eigentlich hätte ich erst nach dem vollendeten sechsten Lebensjahr die Schule besuchen sollen und war auch fortab immer der Jüngste in meiner Klasse, aber mein Vater meinte, ich sei kräftig und intelligent genug um bereits mit fünf Jahren in die Schule zu gehen. Er behielt recht, denn das Lernen machte mir viel Spass und ohne mich mit dem Studium irgendwie anzustrengen, war ich stets der Erste, oder einer der Ersten in der Klasse.

Nie werde ich den Augenblick vergessen, als ich an der Hand meines Vaters das Klassenzimmer zum ersten Mal betrat. Es war Anfang November und der regelmässige Unterricht hatte schon Anfang September begonnen. Doch ich holte das Versäumte bald nach und brachte am Ende des Jahres "lauter Einser" nach Hause, worüber meine Eltern sehr erfreut waren. - Es ist zwar sehr schön, wenn man Vorzugsschüler ist, hat jedoch den Nachteil, dass, wenn man einmal kein erstklassiges Zeugnis nach Hause bringt, sehr gescholten wird. Mein Vater legte grosses Gewicht auf sehr gute Zeugnisse und später, als ich die Realschule besuchte, bekam ich einmal eine ordentliche Tracht Prügel, als ich ein weniger gutes Semesterzeugnis nach Hause brachte. Am Ende des Jahres hatte ich zwar wieder Vorzug, aber ich glaube, dass dies auch ohne Prügel gegangen wäre. - Diese meiner Ansicht nach, unverdienten Prügel konnte ich meinem Vater nie vergessen, ich hatte das Gefühl eines mir angetanen bitteren Unrechtes und ich habe auch meine Kinder niemals geprügelt. - Ein

Appell an den Ehrgeiz eines Kindes ist viel mehr wert, als der Stock; schlagen soll man ein Kind nur dann, wenn es sich schwere Verfehlungen, wie konsequentes Lügen, Unehrerbietigkeit, Diebstahl oder ähnliches zuschulden kommen lässt.

Schwer zu leiden hatte ich während der Mahlzeiten. Mein Vater sass am Kopfende des Tisches, links von ihm meine Mutter, rechts von ihm mein Onkel Béni, der Bruder meiner Mutter, Junggeselle, den mein Vater nach seiner Heirat als Kompagnon ins Geschäft genommen hat und der bei uns wohnte und speiste. - Ich sass rechts von Onkel Béni, der mir während des Essens, wenn ich Messer und Gabel nicht richtig hielt, was zumeist der Fall war, einen Klaps mit seinem Messer auf die Hand versetzte. Ausserdem hiess es fortwährend "Andor sitz gerade", "kratz Dich nicht" usw.- Meinen Vater sah ich zumeist nur beim Mittagessen und beim Nachtmahl. Er ging punkt acht Uhr ins Bureau und kam punkt zwölf Uhr zu Tisch, da musste die Suppe schon am Tisch stehen. Nach dem Essen schlief er bis zwei Uhr, ging dann ins Bureau und um punkt sieben Uhr wurde genachtmahlt. Zum Mittagessen gab es stets Suppe, zumeist Rindfleisch, dreimal in der Woche Gemüse und dreimal Mehlspeise. Am Sonntag gab es Geflügel und Mehlspeise. Donnerstag war stets Kohlgemüse, das ich nicht leiden konnte und nur mit grösster Überwindung hinunterwürgte, deshalb war mir der Donnerstag verhasst.

Meine Schwester Trucsi wurde geboren als ich 2 3/4 Jahre alt war und mein Bruder Sanyi, als ich im achten Jahr war. Auf die Geburt Sanyis erinnere ich mich sehr genau, ich ging damals schon in die dritte Volksschulklasse. Es gab eine grosse Aufregung, da Mama sehr schwer krank war und man einige Zeit sogar Angst hatte,

dass sie die Geburt meines Bruders nicht überleben wird. Sanyi war ein sehr schwächliches Kind und man befürchtete anfangs, dass er überhaupt nicht am Leben bleiben wird. Erst in den späteren Jahren entwickelte er sich zu einem kräftigen Burschen.

Von meiner Volksschulzeit sind mir eigentlich wenig Erinnerungen geblieben. Anfangs der 90-er Jahre war eine sehr ruhige und gemütliche Zeit, die Geschäfte gingen gut und alles war in schönster Ordnung. Ich erinnere mich noch sehr gut an die grossen, runden Vierkreuzerstücke, die für mich kleinen Jungen ein Vermögen darstellten, da man dafür z.B. schon eine grosse Wassermelone zu kaufen bekam. Wenn man uns beschenkte, erhielten wir zumeist einen Kreuzer, wofür man im Geschäft eine ansehnliche Tüte Zucker erhielt. Ein Sechserl (10 Kreuzer) bedeutete für uns schon ein Vermögen. In meiner freien Zeit strabanzte ich mit meinen Freunden auf den Wiesen herum, dort wo sich gegenwärtig die Villenkolonie und die Kinderklinik in der Indóház-utca erstreckt. Da konnte man die schönsten Räuberspiele spielen, Käfer und Blumen sammeln und allerhand Allotria treiben.

Im Hofe unseres Hauses herrschte stets grosses Leben, es wurden zahllose Weinfässer auf-und abgeladen; um 6 Uhr früh begann schon das Hämmern und Klopfen, Pumpen des Weines und Rollen der Fässer und ich sah mit grossem Interesse diesem lebhaften Treiben zu. Mein spezieller Freund war unser alter Binder Karl, der seine Werkstätte im Hof hatte und der mir allerhand Spielzeug verfertigte, wie z.B. eine Armbrust, mit der ich das Leben der in unserem Hofe nistenden Tauben unsicher machte. Auf einer solchen Taubenjagd kletterte ich einmal auf das hohe schiefe Dach

des Schupfens bis zum Kamin herauf und konnte nicht mehr herunter. Man musste eine Feuerwehrleiter holen, um mich aus der peinlichen Situation zu befreien. Es gab dann freilich auch einige Tachteln, mit denen übrigens meine liebe Mama sehr freigebig war.

Als ich acht Jahre alt war, nahm mich der Vater auf eine Geschäftsreise nach Negotin in Serbien mit, dies war meine erste grosse Reise und machte auf mich einen grossen Eindruck. Wir fuhren mit dem Schiff von Mohács nach Orsova, durch das Eiserne Tor, in welchem damals gerade die Sprengungen vorgenommen wurden. Mein Vater machte mich auf die von Kaiser Trajan errichtete römische Strasse aufmerksam, welche so solid gebaut war, dass sieheute noch besteht. Besonders interessant war der Felsen Babagai, welcher sich mitten in der Donau erhob und welcher später durch Sprengungen beseitigt wurde. Bei Orsova befindet sich die Insel Ada-Kaleh, welche damals noch zu der Türkei gehörte und der letzte Rest der seinerzeitigen Türkenherrschaft in Mitteleuropa war. Bei der Rückreise (ebenfalls per Schiff) erhielt ich eine riesige Jaffa-Orange geschenkt, die ich nach Hause brachte und die den Neid aller meiner Schulkameraden erweckte. Ich führte damals sogar ein Tagebuch, welches jedoch leider verlorenging.

Auf sonstige besondere Ereignisse aus meiner Volksschulzeit kann ich mich nicht erinnern, ich weiss nur, dass im Jahre 1892, als ich in die 4.Klasse ging, die Kronenwährung eingeführt wurde. Es dauerte noch viele Jahre bis sich die Leute an die Multiplikation mit zwei, ein Gulden gleich zwei Kronen, gewöhnten und viele Bauern rechnen heute noch, 40 Jahre später, in Gulden und Kreuzer.

Im gleichen Jahre kaufte mein Vater die Weingärten am Bányatelepi-ut und in der Kolonie, mit dem Kastanienwald. Dieser gehörte dem alten Spitzer-bácsi und war von der Reblaus zerstört,so dass



1886, Gleichenberg



1892



Papa ich

Mein 13-ter Geburtstag



1896

er mit Veredlungen auf amerikanischer Unterlage ganz neu ausgesetzt werden musste. Von nun an verbrachten wir den Sommer immer im Weingarten am Bányatelepi-ut. Mein Vater kam am Abend mit seinem Einspänner selbst herausgefahren und wenn ich sehr brav war, durfte ich auch kutschieren. Den Einspänner zog ein sehr braves Pferd, die "Lina" mehr als 10 Jahre lang. Mit der Lina war ich sehr gut befreundet und stibitzte immer Zucker für sie.

Mit neun Jahren kam ich in die Realschule und rückte so zum Mittelschüler auf. Gleichzeitig begann auch mein Klavierunterricht beim alten Fräulein Baudysz. Ich kann nicht behaupten, dass ich damals eine besondere Vorliebe für das Klavierspielen hatte, insbesondere deshalb nicht, weil ich jeden Tag von 1 - 2 Uhr gleich nach Tisch, zu welcher Zeit ich gerne anderweitig spielen gegangen wäre, Klavier üben musste. Heute wundere ich mich noch, wie mein Vater bei meinen Fingerübungen im Nebenzimmer gut schlafen konnte. Leider hatte er sich an dieses Geklimper derart gewöhnt, dass, wenn ich mit dem Üben aussetzte, er aufwachte und dann gab es immer Krach.

Mit meiner Schwester Trucsi vertrug ich mich sehr gut. Sie war ein hübsches Kind mit einem langen braunen Zopf und wir spielten sehr viel miteinander. Es kam zwar öfters vor, dass ich in der Hitze des Gefechtes sie etwas unsanft beim Zopfe zog, worauf dann ein grosses Geplärre entstand, aber meine liebe Mutter erledigte die Angelegenheit mit ein paar kräftigen Tachteln und der Friede war wieder hergestellt. Ich hatte stets grosses Interesse für physikalische und technische Sachen und mein sehnlichster Wunsch war ein physikalischer Experimentierkasten, den ich, als ich in die zweite Klasse der Realschule ging zum Geburtstag erhielt. Das Schönste an diesem Experimentierkasten war die Leydener Flasche,

die man mit elektrischen Funken gut aufladen und so mit ihr allerhand Spässe machen konnte. Die Freundin meiner Schwester, Ullmann Mariska, die gegenwärtig Frau Preiser ist, kann es mir heute noch nicht vergessen, dass ich einmal die Leydener Flasche stark aufgeladen durch einen Draht mit der Türklinke verband und ihr dann zurief, sie möge schnell ins Zimmer kommen. Wie sie dann die Hand auf die Türklinke legte, bekam sie einen kräftigen Schlag. - Später erhielt ich dann noch einen chemischen Experimentierkasten und mein Rumpelzimmer, indem ich mein Unwesen trieb, wurde in ein kleines Laboratorium mit Retorten usw. verwandelt. Einmal als ich Wasserstoffgas erzeugte, flog ich beinahe mit meinem ganzen Laboratorium in die Luft. Aber ich kam zum Glück mit einem blauen Auge und einigen Hautabschürfungen davon. Auf den grossen Knall lief freilich das ganze Haus zusammen, aber es sind nur einige Retorten und Fensterscheiben kaputt gegangen.

Wir hatten auch sehr schöne Baukästen und eine Unmenge von Zinnsoldaten, sogar Kanonen, aus denen mit Erbsen und kleinen Steinkugeln geschossen werden konnten und wir führten die grössten Schlachten der Weltgeschichte mit Begeisterung auf. Dass es dabei unter den Generälen nicht ohne manche kräftige Rauferei abging, ist selbstverständlich. Ich war überhaupt ein sehr wilder Junge, raufte mit Vorliebe und war oft über und über mit Wunden bedeckt. Einmal erwischte mich mein Vater gerade dabei, als ich neben der Turnhalle mit ein paar Gassenjungen eine grosse Steinschlacht aufführte, ich war allein und die Gegner waren zu dritt. Wir bewarfen uns mit faustgrossen Steinen und ich blutete schon aus drei ziemlich grossen Kopfwunden, als mich mein Vater aus den Händen meiner Gegner befreite.

Unser Lieblinsspiel war ein Ballspiel, wobei mit einem etwa faustgrossen Ball, welcher mit Rosshaar sehr stark gefüllt war und demzufolge sehr hart war, geworfen wurde. Erhielt man einen Treffer mit dem Ball, so gab es einen ordentlichen blauen Fleck, aber das machte uns weiter nichts. Jeder setzte seinen Ehrgeiz darein, auch die schärfsten Treffer, ohne mit der Wimper zu zucken, zu erdulden. Empfindliche Buben, die bei einem Treffer heulten oder sich sonst wehleidig zeigten, wurden verspottet und aus der Spielgemeinschaft ausgeschlossen.

Zu dieser Zeit begann auch das Fussballspiel in Mode zu kommen und wir wurden alle enragierte Fussballspieler. Da wir zu Hause keinen ordentlichen Spielplatz hatten, ging oft auch manche Fensterscheibe in Trümmer. In unserem Hof hatte ich so manche Fensterscheibe am Gewissen und empfing als wohlverdienten Lohn auch manche Ohrfeige dafür.

Als ich 11 Jahre alt war, nahm mich mein Vater nach Karlsbad mit, wohin er alljährlich auf vier Wochen zur Kur ging. In Karlsbad fühlte ich mich sehr wohl, wir machten sehr schöne Ausflüge und ich ging fast jeden Tag in der Früh mit meinem Vater am Hirschensprung hinauf. Einmal erwischte uns ein heftiges Gewitter im Wald und ein Blitz schlug kaum 20 Schritte von uns in einen Baumstamm ein. Ich war sehr erschrocken, da die Kraft des Blitzes mich zu Boden schleuderte, aber sonst passierte uns zum Glück nichts.

Nach dem Spaziergang in der Früh gingen wir täglich ins Hotel Pupp zum Frühstück und vor dem Frühstück musste ich immer bei einem bestimmten Bäcker frische Kipfel holen. Diese erhielt man in einer grossen grünen Tüte, welche nach Verzehrung des Frühstücks

meinerseits mit Luft aufgeblasen und mit einem grossen Knall am Tisch oder an der Wand zum Bersten gebracht wurde. Auf das Verknallen der Papiertüte freute ich mich immer schon im Vorhinein. Einmal machten wir einen schönen Ausflug nach Marienbad mit dem Wagen, denn Autos und Bahnverbindungen gab es damals noch nicht. Bei der Rückreise fuhren wir über Prag, wo Papa einige Geschäftsfreunde besuchte. Bei dieser Gelegenheit führte er mich auch auf den Hradschin, der mir sehr gut gefiel. Aber sonst ist mir von Prag wenig in Erinnerung geblieben, mit Ausnahme des Umstandes, dass der Schaffner auf der Strassenbahn kein deutsch verstand, oder nicht verstehen wollte und es einen grossen Krach in der Strassenbahn gab. Die Rückfahrt führte uns über Wien, wo wir uns aber nur kurze Zeit aufhielten und über diesen Wiener Aufenthalt ist mir die Erinnerung eigentlich ganz geschwunden.

Nach Prag und Marienbad kam ich dann erst 35 Jahre später. Diese Reise nach Karlsbad war die einzige grössere Reise, die ich während meiner Realschulzeit machte. Ansonsten verbrachte ich meine Ferien in unserem Weingarten, wo wir uns immer sehr wohl fühlten. Meine Hauptbeschäftigung während der Ferien bestand in Kegelspielen auf unserer Kegelbahn, Fussball-und Kroketspielen, ausserdem verschlang ich eine Unmenge Bücher, allerdings nur ungarisch, denn meine Sprachkenntnisse waren, obwohl wir in der Realschule deutsch und französisch lernten und bei uns zu Hause sehr viel deutsch gesprochen wurde, sehr geringe. Als ich mit dreizehn Jahren nach Wien kam, konnte ich noch keinen ordentlichen deutschen Satz aussprechen.

Mit elf Jahren liess mich mein Vater reiten lernen. Mein

erstes Debut war in einem Zirkus, welcher alljährlich nach Pécs kam und sozusagen das grosse Eriegnis der Saison war. Man setzte mich auf ein Ponny und ich war, solange es im Schritt ging, sehr stolz, als kühner Reiter. Auf einmal begann sich jedoch das Ponny, welches gewöhnt war, während der Vorstellungen auf der Rampe zu galoppieren, daran zu erinnern, sprang auf diese und raste dort in scharfem Galopp herum. Ich stiess zur Ergötzung der übrigen Reitschüler, heftige Schreie aus und purzelte auch bald von meinem wildgewordenen Rosse herunter. Den Schreck, welches mir dieses erste Reiterlebnis einflösste, konnte ich lange nicht überwinden und betrachtete bei der nächsten Reitstunde mein Pferd mit scheelen Augen. Doch der Reitlehrer versprach mir, dass er mir kein Pferd mehr geben wird, welches auf der Rampe galoppiert. Ich bekam auch tatsächlich einen graugewordenen alten Schimmel, ein recht sanftmütiges, altes Tier, welches nur mit wiederholten Peitschenhieben in eine Art von Trab zu bringen war und so fasste ich bald Vertrauen und erlernte allmählich im Zirkus die Anfänge der Reitkunst.

Später wurde ich dann bei den Husaren unterrichtet. Mein Reitlehrer war ein imposanter alter Husarenwachtmeister (mit grossem Schnauzbart) der mich zwar nicht besonders sanft behandelte, bei dem ich aber das Reiten sehr ordentlich erlernte. Bald darauf bekam ich ein Pferd mit dem ich mich selbständig machte und mit zwölf Jahren ritt ich schon ganz allein in der Gegend umher. Ich flog zwar öfters vom Pferd, einmal sogar mitten am Hauptplatz mit dem Kopf auf den Asphalt, aber ich habe mir niemals ernstlich wehgetan und blieb mein ganzes Leben lang ein passionierter Reiter.

Im Winter gingen wir, selbstredend nur wenn starker Frost war, auf den Eislaufplatz, welcher etwa eine Viertelstunde von der Stadt entfernt lag. Die Winter in den 90-er Jahren waren ziemlich

gleichmässig kalt, zumeist fiel Anfang Dezember der erste Schnee und ab Weihnachten bis Ende Februar gab es fast ununterbrochen Frost. Winter in denen es wenig gefroren hat, waren sehr selten und ab Weihnachten konnten wir fast täglich Schlittschuhlaufen gehen. Der Eislaufplatz war sehr gut gehalten und stark besucht. In jeder Saison gab es ein-oder zweimal ein Eisfest mit bengalischem Feuer. Auf dieses Eisfest freuten wir uns schon Wochen vorher. An Sonn-und Feiertagen spielte die Militärkapelle und es war stets sehr lustig. Wir waren eine grosse Bubenbande, die sich erbitterte Kämpfe mit Schneeballen und, wenn kein Schnee da war, mit Eis lieferte. Ausserdem lauerten uns beim Rückweg, wenn es schon dämmerte, die Gassenbuben auf und es gab erbitterte Kämpfe mit den zusammengebundenen Schlittschuhen, bei denen es oft nicht ohne erhebliche Verletzungen abging. Eine grosse Feindschaft bestand seit jeher zwischen den Realschülern und den Gymnasiasten, diese Kämpfe wurden entweder am Ballspielplatz (welcher sich neben dem Zirkus befand), dem Eislaufplatz und im Sommer vor oder in der Schwimmschule ausgetragen.

Ich erinnere mich noch ganz genau, wie ich einmal, als wir in der zweiten Klasse der Realschule waren, im Winter mit einer kleinen Schar Wackerer, einen schweren Kampf gegen eine grosse Gymnasialübermacht ausgefochten hatte. An der Holzbude des Zirkus Henri führte eine ziemlich steile Treppe zur Galerie hinauf. Ich hielt diese Treppe mit fünf Realschulkameraden besetzt und trotz heldenmütiger Verteidigung wurden wir von etwa dreissig Gymnasiasten gestürmt und nach rasender Gegenwehr durch die Gymnasiasten von der Galerie hinuntergeworfen. Dass wir uns damals nicht Alle Füsse und Hände

brachen, blieb mir unverständlich.

Ansonsten vergingen die vier Jahre während denen ich die Realschule besuchte ohne besondere Ereignisse; das Studium fiel mir nicht schwer, ich hatte eine ziemlich rasche Auffassung und brauchte mich gar nicht anzustrengen um zu den besten Schülern zu gehören. In der vierten Klasse hatte ich zum Schlusse des Schuljahres lauter Einser. Besonders interessierte ich mich für Physik und Chemie, während ich der darstellenden Geometrie und dem Freihandzeichnen wenig Geschmack abgewinnen konnte. Unser Klassenvorstand, während der vier Jahre, war Professor Kosztka, ein sehr netter, älterer Herr, welcher mich gern hatte. Wir waren eine ziemlich ausgelassene Bande und trieben auch während der Stunden allerhand Allotria. Meine Freunde und Klassengenossen waren Reinfeld Kárply, welcher im Alter von einundvierzig Jahren in Wien plötzlich an Herzschlag gestorben ist, Ullmann Marci, welcher während des Weltkrieges gefallen ist, Engel Richard und Schapringer Sándor. Diese waren jedoch alle um ein Jahr älter als ich. Die mit mir gleichaltrigen, mein Cousin Sándor Pali, Loránt Arthur, Engel Robert und Vidor Jani gingen um eine Klasse tiefer. - Das Geschäft meines Vaters ging während meiner Realschulzeit ausgezeichnet. Er war ein wohlhabender und angesehener Mann und wollte mich nach Beendigung meiner Studien in das Geschäft nehmen. Leider kam später alles anders als wir es uns dachten.

Ein Ereignis ist mir noch aus meiner Realschulzeit lebhaft in Erinnerung geblieben. Wie ich schon vorher erwähnte, hatte ich ein besonderes Interesse für technische Sachen, insbesondere für elektrische Apparate und dachte auch eine Zeitlang daran Elektroingenieur zu werden. Nun befand sich in der Auslage eines Händlers,

welcher eigentlich Optiker war, jedoch auch elektrische Instrumente feilbot, ein Funkeninduktor, welcher mein lebhaftes Begehren erweckte. Ich hätte für mein Leben gerne diesen Apparat besessen, doch mein Taschengeld von wöchentlich einem Gulden reichte nicht aus um diesen Apparat zu kaufen. Derselbe kostete nämlich fünf Gulden. Trotzdem liess ich mich von dem Mann überreden den Apparat zu kaufen. Ich hoffte, dass ich denselben langsam aus meinem Taschengeld abzahlen werde können, da ich aber von meinem Taschengeld auch meine Schulsachen kaufen musste, konnte ich meiner eingegangenen Verpflichtung nicht nachkommen. Der Mann drohte mir, dass, wenn ich nicht innerhalb von zwei Wochen bezahlte, er zu meinem Vater gehen und mich anzeigen würde, dass ich Schulden mache. Diese Drohung verursachte mir schlaflose Nächte, denn mein Vater war sehr streng. Nach langen seelischen Kämpfen entschloss ich mich endlich zu meiner Mutter zu gehen und ihr meine Schuld zu beichten. Ich wurde zwar von ihr ordentlich ausgeschimpft, aber sie bezahlte schliesslich den Apparat und es fiel mir ein Stein vom Herzen. Bei diesem Anlass schwor ich mir, nie mehr im Leben Schulden zu machen und habe diesen Schwur, trotzdem ich im späteren Leben oft in sehr missliche Situationen kam, treulich eingehalten. Auch heute habe ich noch eine ausgesprochene Abneigung gegen das Schuldenmachen und bezahle meine Rechnungen immer sofort oder in der kürzesten Zeit. Auch meinen Kindern und Nachfolgern kann ich nur den guten Rat geben, niemals Schulden zu machen, sondern sich stets nach der Decke zu strecken, denn gerade die Ereignisse der letzten zehn Jahre haben gezeigt, dass grösstenteils jene Personen in Schwierigkeiten geraten sind und zugrundegingen, die in mehr oder weniger leichtsinniger Weise Schulden machten .

Schlechte Zeiten kann man viel leichter überdauern, wenn man schuldenfrei ist. Auch meinen Vater haben eigentlich die geschäftlichen Schulden ruiniert. Solange die Geschäfte gut gehen und man auch von der Konjunktur getragen wird, das Geld flüssig ist, macht man leicht Schulden, aber wenn sich das Blatt wendet, schrumpfen die Aktiven rasch zusammen, die Schulden bleiben jedoch und brechen einem das Genick.

Während meiner Realschulzeit habe ich sehr viel gelesen und verschlang wahllos die Bücher, die mir in die Hände fielen, die ich geschenkt bekam oder mir ausborgen konnte. Besonders interessierten mich die Romane von Jules Verne. Ausserdem las ich mit Begeisterung Jókai und andere grosse ungarische Dichter und Schriftsteller. Auch für Astronomie interessierte ich mich schon damals und wünschte mir zu meinem dreizehnten Geburtstag das damals erschienene Buch von Camille Flammarion "Das Ende der Welt", welches ich unzählige Male durchlas.

Anfang der 90-er Jahre begannen die Fortschritte der Technik auch in die ungarischen Provinzstädte zu dringen. Als ich ein kleiner Junge war, hatten wir Gasbeleuchtung noch mit dem sogenannten Schmetterlingsbrennern, die viel Gas verbrauchten und wenig Licht gaben. Ende der 80-er Jahre kam dann der Auerstrumpf, der einen wesentlichen Fortschritt in der Beleuchtung darstellte und noch heute in Gebrauch ist.

Elektrisches Licht erhielten wir erst anfangs der 90-er Jahre, dieses war für uns kleine Jungen ein grosses Ereignis und wir konnten die neuen Glühlampen gar nicht genug bestaunen. Ein vielleicht noch viel grösseres Ereignis war jedoch die Einführung des Telefons. Mein Vater war einer der ersten in Pécs, welche sich diese neue Erfindung nutzbarmachten und ich stand mit offenem Munde da, als

mein Vater zum erstenmal den Kasten ankurbelte und mir die Hörmuschel gab, in welcher ich ganz deutlich vernahm, was weit von mir gesprochen wurde. Die heutige Generation kann es gar nicht verstehen, welche Scheu die Leute anfangs vor dem Telefon hatten. Sie betrachteten es quasi als eine teuflische Erfindung und es bedurfte grossen Zuredens bis sich einer an das Telefon wagte. Ganz unerklärlich waren uns die interurbanen Gespräche. Aber man gewöhnte sich bald an diese neuen Erfindungen. In diese Zeit fällt auch der Bau der Wasserleitung und man sprach auch schon von einer elektrischen Strassenbahn, die ohne Pferde und ohne Dampf ging. Es dauerte jedoch noch Jahre bis eine elektrische Strassenbahn in meiner Vaterstadt eingeführt wurde. Auch der erste Schnellzug imponierte uns sehr. Alte Leute betrachteten mit namenloser Scheu all diese neuen Erfindungen. Meine Grossmutter z.B. war jahrelang nicht zu bewegen eine Eisenbahn zu besteigen und bevor sie zum erstenmal den Zug bestieg, machte sie ihr Testament. Auch in späteren Jahren kostete es sie eine grosse Überwindung mit der Eisenbahn zu fahren. - Eine neue Erfindung war auch das Zweirad, das sich jedoch verhältnismässig rasch Eingang verschaffte, da es billig war, keiner besonderen Pflege bedurfte und doch ein rasches Vorwärtskommen ermöglichte. Wir Buben waren alle begeisterte Radfahrer und mein sehnlichster Wunsch war ein wirkliches Zweirad zu besitzen. Dieser mein Wunsch wurde jedoch erst einige Jahre später erfüllt. Die Radrennen erfreuten sich damals sehr grossen Zuspruches. Wir hatten auch in Pécs einen grossen Radrennplatz und der Sieger im Radrennen war der populärste Mann der Stadt.

Anfang 1896, als ich die vierte Realschulklasse besuchte, beschloss mein Vater mich nach Wien zu geben, damit ich dort die

Handelsakademie absolviere.Mein Vater war noch aus seiner Jugendzeit ein begeisterter Verehrer von Wien und erzählte mir oft von seinen Jugendjahren, die er in Wien verbrachte und fast jeden Abend auf der vierten Galerie des Burgtheaters stand. Die berühmtesten Schauspieler seiner Zeit waren: Die Wolter,Sonnenthal, Baumeister, die Schratt, all diese Künstler sah und hörte ich noch Ende der 90-er Jahre. Sie waren jedoch schon alt und hatten den Höhepunkt ihrer schauspielerischen Kunst überschritten.

Der Entschluss meines Vaters mich nach Wien zu geben, flösste mir im Anfang einen ziemlichen Schrecken ein. In der Provinz aufgewachsen, fürchtete ich mich offen gestanden vor dieser Grossstadt, von der ich soviel erzählen hörte, vor den fremden Leuten und der ungewohnten Umgebung. Doch die jugendliche Neugier und der Wissensdrang behielten schliesslich die Oberhand und ich war sehr stolz darauf nach Wien zu kommen. Meine Mutter war allerdings monatelang in Tränen aufgelöst, es ist ja auch nicht leicht für eine Mutter einen dreizehn Jahre alten Buben aus dem Hause zu geben. Mein dreizehnter Geburtstag wurde mit grossem Pomp gefeiert u.zw. im Kastanienwald im Kolonieweingarten, dem Lieblingsaufenthalt meines Vaters. Aus diesem Anlass lud mein Vater, ausser den Familienmitgliedern, sämtliche Büroangestellte, sowie die Angestellten und Arbeiter der Kellereien und Weingärten ein. Es dürften insgesamt achtzig Personen gewesen sein, die draussen freigebig bewirtet wurden. Man zog schon in der Früh hinaus, mit Lebensmitteln reich bepackt, draussen wurde ein grosses Feuer gemacht, ein feines Gulasch gekocht und ein Fass Wein ausgezapft und zu den Klängen einer Zigeunerkapelle bis spät in die Nacht mulatiert und getanzt.Ich bekam eine sehr schöne goldene Uhr mit einer goldenen Kette und einen Siegelring, den ich heute noch trage. Dieses Fest wird mir dauernd

Tafel II

in Erinnerung bleiben, es war derAbschluss meiner schönen Bubenzeit. Ausser den Geschenken meiner Eltern erhielt ich noch zahlreiche Bücher, zumeist Prachtausgaben ungarischer Schriftsteller, die ich heute noch besitze.

Erwähnen möchteich noch, dass etwa ein Jahr vor diesem Fest mein Vater k.u.k. Hoflieferant wurde, eine sehr begehrte Auszeichung in der damaligen Zeit. Es gab bei uns ein grosses Fest, bei dem alle Notabilitäten des Komitates und der Stadt eingeladen warenIch erinnere mich, dass die ganze Badewanne voll mit Eis und Champagnerflaschen war. Ich goss nur den in den Flaschen gebliebenen Restzusammen und habe den ersten Schwips meines Lebens gehabt.

Nach meinem dreizehnten Geburtstag war ich auf einige Wochen bei Verwandten meiner Eltern in der Bácska und in der Nähe von Arad zu Besuch, wo ich mich sehr wohl fühlte.

Das Jahr 1896 war das Milleniumsjahr. Es gab fast im ganzen Land zurErinnerung an die vor tausend Jahren vollzogene Eroberung Ungarns durch die Magyaren grosse Feste. Monatelang waren die Städte beflaggt, Erwachsene und Kinder trugen rot-weiss-grüne Bänder und Kokarden. In Budapest fand eine grosse Milleniumsausstellung statt, Deputationen aus allen Komitaten kamen in alte ungarische Kostüme gekleidet und die Magnaten, sowie der Klerus entfalteten eine unerhörte Pracht.Kaiser-König Franz Joseph hielt sich mit der Kaiserin-Königin Elisabeth monatelang in der Ofner Burg auf und das ganze Land jubelte der noch immer schönen Kaiserin Elisabeth zu, die dann zwei Jahre später ein so tragisches Ende in Genf finden sollte. Aus dem Anlass der Milleniumsfeier wurde in Budapest die erste elektrische Untergrundbahn Europas eröffnet, vom Gisellaplatz bis zum Stadtwäldchen und sie besteht heute noch in derselben Form

wie sie vor sechsunddreissig Jahren erbaut wurde. Budapest war damals eine in voller Entwicklung begriffene, lebensfrohe und schöne Stadt, von pulsierendem Leben erfüllt.

Ende August nahm mich mein Vater nach Budapest mit um mir die Milleniumsausstellung zu zeigen, wir blieben einige Tage dort, damit ich mir die Sehenswürdigkeiten der Hauptstadt ansehe und fuhren dann nach Wien.

Studium in Wien 1896 - 1900.

In Wien placierte mich mein Vater bei seinem alten Freund Michael Zeisler, welcher mit seiner Familie, Kärntnerring 2 wohnte und das Café Bristol im selben Hause betrieb. Die Familie Zeisler hatte drei Kinder, Józsi, der um ein Jahr älter war als ich, Elsa um zwei Jahre jünger als ich und Irma drei Jahre alt. - Die Handelsakademie war ganz in der Nähe meiner neuen Wohnung. - Da ich erst dreizehn Jahre alt war und ausserdem meine Kenntnisse in der deutschen Sprache sehr mangelhafte waren, musste ich in die Vorbereitungsklasse gehen, denn in die erste Klasse wurde man erst mit dem vollendeten vierzehnten Lebensjahr aufgenommen. Anfangs fühlte ich mich in der grossen Stadt sehr fremd, auch machte es mir Schwierigkeiten dem Unterricht zu folgen, doch ich erlernte die deutsche Sprache sehr rasch und war bis Ende des Jahres der beste Schüler in der Klasse. Mein Nachbar in der Schulbank war Imre Steiner aus Tapolca, mit dem ich dann (16 Jahre später) durch meine Heirat in verwandtschaftliche Beziehungen getreten bin. Zeislers waren sehr nette Menschen, kümmerten sich jedoch nicht viel um meine Erziehung und ich soll um diese Zeit ziemlich verwahrlost ausgesehen haben, so dass meine Eltern mich im kommenden Jahr in ein richtiges Knabenerziehungsheim gaben, zu Professor

Lorenz in der Luisengasse bei der Südbahn.

Das Leben und Treiben in Wien machte auf mich grossen Eindruck. Ich besuchte sehr oft die Oper, wohin Zeislers Freikarten erhielten. Am besten gefielen mir freilich die Ballette. Man gab damals ein Ballett, welches den ganzen Abend ausfüllte "Excelsior", dieses Ballett bestand aus etwa 12 Bildern, welche sich hauptsächlich mit den grossen technischen Errungenschaften desletzten Jahrhunderts befassten. An einem Tisch sah man Volta, wie er in seiner Studierstube sitzt und an den Zuckungen der Froschschenkel die Elektrizität entdeckt. In einem anderen Bild sah man die Durchbrechung des Arlbergtunnels u.s.w. Ein anderes Ballett zeigte den damals wütenden japanisch-chinesischen Krieg. Es kamen zwei grosse Geschwader von Kriegsschiffen, die sich beschossen, auf die Bühne. Das war in meinen Bubenaugen herrlich und interessierte mich viel mehr als die Begleitmusik. Ich hörte jedoch auch einige sehr schöne Opern, wie Carmen, Freischütz, Traviata und andere. Die berühmtesten Sänger der damaligen Zeit waren die Tenöre: Van Dyk und Schmedes und der blutjunge Slezak, der damals seinen Aufstieg mit seiner phänomenalen Stimme begann. Die berühmtesten Sängerinnen waren die Mildenburg und die Renard, später Gräfin Kinsky. Auf der Ringstrasse verkehrte noch die Pferdebahn. Ihre Umänderung auf eine elektrische Bahn erfolgte erst ein Jahr später. Automobile gab es noch nicht, aber die Ringstrasse war voll von den schönsten Equipagen und bedeutend belebter als jetzt. In den Zeiten des grossen Verkehrs und nach der Oper war es fast unmöglich heil über die Strasse zu kommen. Eine Verkehrsregelung im heutigen Sinn gab es damals nicht. Man musste trachten sich schlecht und recht durch die Wagenreihen

und Pferdehufe durchzuwurschteln. Auf der rechten Seite der Ringstrasse, wo die Bäume stehen, war die Reitallee: Offiziere, Hofangestellte und private Reiter ritten dort von früh Morgens an in grosser Zahl in schlankem Trab, sogar in kurzem Galopp in den Prater. Auch sehr viele elegante Damen ritten, natürlich im Damensattel, in den Prater, denn dass eine Dame öffentlich Hosen trägt, wäre höchst unanständig gewesen. Die Herren trugen Gehröcke und hohe Zylinderhüte, die Damen Schlepproben, die ganz hoch bis zum Hals geschlossen waren, grosse Hüte mit wehenden Schleiern.
Bei Regenwetter war es qualvoll die armen Damen anzusehen, wie sie diese schweren, langen Schleppen und Unterröcke in der rechten Hand tragen mussten, damit sie nicht plitschnass wurden. Dabei mussten sie sehr aufpassen, dass ja von den Stiefletten und "horribli dictu" von den Strümpfen nichts sichtbar wurde, denn dies war im höchsten Grade unschicklich.

Im Prater herrschte nicht nur an Sonntagen, sondern auch an Wochentagen, besonders in den Nachmittagsstunden lebhafter Verkehr. Karosse an Karosse kam herangerollt und das Spazierenfahren in der Hauptallee war eines der Vergnügungen wohlhabender Leute. Geburts-und Geldadel zeigten ihre Vornehmheit und ihren Wohlstand in dem Prunk ihrer Pferde und Wägen. Man sah auch zahlreiche Vierergespanne und besonders vornehm galt es schneeweisse Lipizzaner zu besitzen, welche die Lieblingspferde von Kaiser Franz Joseph waren und heutenoch in der Spanischen Reitschule gezeigt werden. Die Hofwägen hatten das Vorrecht der vergoldeten Speichen, am Bock sass der Hofkutscher in prachtvoller Uniform und Dreispitz, daneben der Hoflakei. Wenn ein solcher Hofwagen angefahren kam, riss jeder den Hut vom Kopf. Offiziere und Soldaten mussten Front machen und solange

unbeweglich salutierend dastehen, bis der Hofwagen vorbei war. - Der Hof bildete überhaupt den Mittelpunkt der ganzen Stadt. Alles ging vom Hof aus, alles strebte zum Hof und man kann sich heute gar nicht mehr vorstellen, was der Hof und das Hofleben für die Wienerstadt bedeuteten. Umso erstaunlicher war die Wandlung des Wiener Volkes nach der Novemberrevolution 1918.

Wie ich bereits erwähnt habe, betrieb Herr Zeisler das Café Bristol und ich erhielt in der Früh aus dem Kaffeehaus einen Kaffee mit doppelter Schlagsahne, worauf ich mich täglich freute. Der um ein Jahr ältere Sohn des Herrn Zeisler, Jozsi, war ein netter Bursch, mit dem ich mich viel herumbalgte. Wir haben miteinander auch allerhand angestellt, insbesondere erinnere ich mich eines schweren Falles, wo wir eine Flasche mit rauchender Salpetersäure, mit welcher wir chemische Experimente machten, im Kasten versteckten. Zum Unglück zerbrach diese Flasche, die Salpetersäure rann aus und stellte grosse Verheerungen in der Wäsche, welche im Kasten war, an. Mit dreizehn Jahren erhielt ich meinen ersten photographischen Apparat, welchen mein Vater hauptsächlich deshalb kaufte, damit ich Rebenblätter-und Weingartenaufnahmen machen solle. Mein Vater betrieb nämlich seit dem Jahre 1890 auch eine Rebschule. Er war einer der ersten privaten Rebschulbesitzer in Ungarn. Die Phylloxera begann ihre Verwüstungen in Ungarn anfangs der 80-er Jahre und bald setzte die Rekonstruktion der Weingärten auf amerikanischer Unterlage ein. Diese Rebschule betrieb mein Vater anfangs nur so nebenbei, in späteren Jahren sollte sie dann unseren Haupterwerb bilden.

Der photographische Apparat, den mein Vater kaufte, war

ein grosser Kasten mit ausziehbarem Balg, Format 18 x 24 und hatte nicht einmal einen Momentverschluss. Man exponierte, indem man den Deckel vom Objektiv abnahm und wieder aufsetzte. Im Weingarten in der Kegelbude richtete ich mir eine Dunkelkammer ein, indem ich den kleinen abgetrennten Raum in der Kegelbude mit schwarzem Papier und Stoff notdürftig austapezierte, wobei an allen Ecken und Enden durch die Ritzen das Licht fleissig hereinkam. Da ich öfters auch bei Tag Platten einlegte und entwickelte (wenn ich eine Aufnahme gemacht hatte, konnte ich es kaum erwarten sie zu entwickeln) sahen meine anfänglichen photographischen Künste recht kläglich aus. Später habe ich nur mehr dann entwickelt, wenn es schon finster war und ich habe als dreizehnjähriger Bursch einige ganz schöne Aufnahmen gemacht, die heute noch erhalten sind. Das Photographieren zu jener Zeit war noch nicht so einfach wie jetzt, denn die kleinen handlichen Kameras waren noch nicht erfunden, bzw. noch nicht eingeführt. Man schleppte sich mit grossen Apparaten, Kassetten, Dreifuss, schwarzen Tüchern u.s.w. ab und eine Aufnahme zu machen, war eine ziemlich umständliche Prozedur. Auch musste man jede Platte selbst entwickeln und kopieren, denn ausser den Berufsphotographen befasste sich niemand mit diesen Arbeiten und die Berufsphotographen sahen es nicht gerne, wenn sogenannte Amateure ihnen ins Handwerk pfuschten. Ein Junge, der einen photographischen Apparat besass, wurde von den anderen sehr beneidet und bestaunt. Wenn ich zu einer Aufnahme schritt, zog ich zumeist mit einer ganzen Bande von Buben aus, stolz wie ein Torero.

Während meiner Schulzeit in Wien, kam mein Vater öfters herauf um mich zu besuchen und brachte auch hie und da meine Mutter mit. Mein Vater wohnte immer im Hotel Bristol. Sein Lieblingsrestau-

rant war das Restaurant Hartmann vis-à-vis vom Hotel. Er war ein sehr grosser Feinschmecker und behauptete, dass man in Wien nirgends so gut essen konnte, als bei Hartmann. Tatsächlich war es auch damals ein ausgezeichnetes und nicht teures Restaurant, wo man wunderbare Entrecôtes, Pommes Soufflées u.s.w. erhielt. Überhaupt war in den 90-er Jahren alles sehr billig und von ausgezeichneter Qualität. Besonders das Essen in den Wiener Restaurants war sehr gut. Für eine Krone und noch weniger bekam man ein ausgezeichnetes Mittagesse in einem gut bürgerlichen Restaurant. Der Kaffee kostete in den feinen Ringstrassen-Kaffeehäusern 24 bis 28 Heller, in den Vorstadt-Kaffeehäusern erhielt man einen guten Kaffee schon um 14 bis 16 Heller. Die Gehalter und Löhne waren zwar bedeutend niedriger als heute, trotzdem lebten die Leute besser als gegenwärtig.

Im September 1897 kam ich in das Knabenpensionat von Professor Lorenz in der Luisengasse. Dieses Pensionat wurde meinem Vater seitens eines Wiener Geschäftsfreundes, namens Medinger, empfohlen. Es war für die damaligen Verhältnisse sehr teuer, denn mein Vater zahlte 180 Kronen monatlich für volle Pension, in welcher auch Unterricht und Nachhilfe inbegriffen waren. Letztere benötigte ich allerdings nicht, da ich ein sehr guter Schüler war. Weshalb diese Pension so teuer war, erfuhr ich erst später. Vornehme Wiener Familien gaben nämlich diejenigen ihrer Sprösslinge zu Professor Lorenz, mit denen es zu Hause nicht auszuhalten war, die nichts lernten oder auch einen kleinen geistigen Defekt hatten.

Anfangs fühlte ich mich in dieser neuen Umgebung ganz

und gar nicht wohl. Es gibt nichts aufsässigeres und boshafteres als ein Klüngel von Buben, zu dem ein Landes-und Spreadenfremder kommt, die sich mit ihm nicht befreunden wollen und ihm ihre Überlegenheit in gewissen Dingen fortwährend und in unangenehmer Weise fühlen lassen. Es hat mehr als zwei Jahre gedauert, bis ich im Pensionat Lorenz heimisch geworden bin. Erst Im dritten Jahr fühlteich mich ~~dann schon~~ ganz zuhause, denn ich gehörte dann schon zu den Erwachsenen und Maturanten, die den jüngeren Pensionären natürlich sehr imponierten.

Professor Lorenz hatte ein kleines zweistöckiges Haus in der Luisengasse 19a. Es war ein sogenanntes Familienhaus, mit einer Front von drei Zimmern, im Parterre befand sich das Speisezimmer, Schreibzimmer, Küche u.s.w. Wir waren im ganzen 6 - 8 Vollpensionäre, ausserdem hatte er eine ganze Anzahl Halbpensionäre.

Ich hatte ein hübsches, einfenstriges Zimmer im ersten Stock, wo ich mich bald heimisch fühlte. Der erste Stock war mit dem Parterre durch eine Wendeltreppe verbunden. Auf dieser Treppe spielten sich oft erbitterte Kämpfe ab. In den zweiten Stock konnte man durch die Haupttreppe gelangen. Neben mir im ersten Stock wohnte Graf Sizzo-Noris, ein sehr hübscher Junge von ganz aussergewöhnlichen Körperkräften. Daneben war das Zimmer eines Burschen namens von Satzger, welcher nicht ganz normal war und demzufolge auch keine Schule besuchte, sondern Privatunterricht von Professor Lorenz erhielt. Allerdingsverbrachte er den Tag hauptsächlich damit die Gedichte von Wilhelm Busch zu lesen und zu rezitieren. Sein Lieblingsgedicht war "Fips der Affe" und insbesondere schienen auf ihn die Verse "gut ist ein Zylinderhut, wenn man ihn besitzen tut, doch von besonderer Güte sind zwei Zylinderhüte" einen grossen Eindruck zu machen, denn diese

pflegte er öfters im Tag zu wiederholen. Bei den Raufereien musste man auf ihn sehr achtgeben, denn obwohl er körperlich schwach war, bekam er leicht Wutanfälle, bei denen ihm der Schaum vor den Mund trat und er in schwere Krämpfe verfiel. Wir trachteten auch ihn aus den Raufereien auszuschliessen, beziehungsweise auf einen ungefährlichen Posten zu stellen. Die Burschen gingen zumeist ins Theresianum und waren als verhätschelte Söhne Wiener Patrizier-und Aristrokratenfamilien sehr arrogant und es hat vieler intensiver Schlägereien bedurft, bis sie mich als gleichwertigen Genossen aufnahmen. Besonders anfangs kam es oft zu furchtbaren Prügeleien, wenn sie mich als Ungarn verlachten und beschimpften. Ich war aber ein jähzorniger und wilder Kerl und wenn es zum Raufen kam, stellte ich meinen Mann und verprügelte oft viel grössere und stärkere Jungen als ich es war. Nur mit Hans (Graf Sizzo) durfte man nicht raufen. Er war mit fünfzehn Jahren derart stark, dass er einen erschlagen hätte. Er wusste dies auch und hielt sich von den Raufereien immer fern. Welche Kraft dieser Bursche hatte, ersah man daraus, dass er imstande war den kleinen Edi, welcher etwa 40 Kilo wog, samt seinem Rad mit der rechten Hand in die Luft zu heben und die rechte Hand gestreckt einige Sekungen lang auszuhalten.Seine ganze Familie war so kräftig; von seinem Onkel, welcher irgendwo Legationsrat war, erzählte er, dass sich derselbe schon oft die Hand verletzt hatte, indem er dickwandige Wassergläser in seiner Hand derart zusammenpresste, dass sie zerbrachen und er sich Schnittwunden in den Findern zuzog. Ausser Sizzo und Satzger waren noch in der Pension der kleine Edi, ein etwa zehnjähriger, dicker, herziger Bub, den Frau Lorenz besonders verhätschelte (wie ich später hörte, war er das uneheliche Kind irgendeiner hohen Persönlichkeit), ein Medinger Bub, ein Vogel (Firma Vogel & Noot),

zwei Perger Buben, die obwohl sie bürgerlicher Abstammung waren, sich gerne aristokratisch herausspielten und einige Halbpensionäre, zumeist Theresianisten, die nach der Schule zum Mittagessen kamen und nach Absolvierung ihres Pensums am Abend wieder nach Hause gingen.

Das Theresianum war zu meiner Zeit ein sehr feudales Gymnasium, wo zumeist Söhne von Aristokraten, Offizieren und Patriziern erzogen wurden. Die Theresianisten hielten die Nase sehr hoch und verachteten ein wenig die Schüler der bürgerlichen Mittelschulen. Diese hochnäsige Einstellung meiner Pensionsgenossen war anfangs sehr schmerzhaft und ich kränkte mich darüber sehr. Dafür lernte ich mit doppeltem Eifer in der Schule und war am Ende des Jahres einer der besten Schüler. Unser Klassenvorstand war und blieb Professor Hassak, ein ausserordentlich gescheiter und netter Mensch, den ich sehr lieb hatte und der auch mich gerne mochte. Von meinen damaligen Professoren lebt nur mehr Professor Kuschintzky, der damals Schönschreiben unterrichtete und dem ich es tatsächlich zu verdanken habe, dass aus meiner fast unleserlichen Schrift eine ordentliche schöne Kurrentschrift wurde.

Das schöne und ordentliche Schreiben war in den 90-er Jahren viel wichtiger als heute, denn wer keine ordentliche Schrift hatte, konnte nicht damit rechnen eine Anstellung als Korrespondent oder Buchhalter zu bekommen. Die Briefe wurden alle mit der Hand geschrieben und erst einige Jahre später begann die Schreibmaschine ihren Siegeslauf um die Erde. Nicht einmal die Stenographie war damals obligatorisch, aber ich lernte sie aus Privatfleiss als ich die dritte Klasse besuchte innerhalb einiger Monate.

Der Unterricht in der Schule interessierte mich sehr. Ich war wissensdurstig, von rascher Auffassung und passte in der Schule

wie ein Haftelmacher auf, so dass ich zu Hause fast gar nichts mehr lernen musste, was den unsäglichen Neid meiner Pensionskollegen erregte, die nach dem Mittagessen bis spät am Abend stucken mussten, wobei Professor Lorenz mit dem Staberl bei ihnen stand und aufpasste, ob auch tatsächlich gelernt und nicht Allotria getrieben wurde.

Das Frühstück war um sieben Uhr Früh, dann ging ich zur Schule, die etwa zwanzig Minuten zu Fuss entfernt war. Zu jener Zeit wurde die Wien reguliert und die Stadtbahn gebaut. Während meiner Handelsakademiezeit gab es jedoch noch keinen Übergang über den heutigen Karlsplatz. Ich musste entweder über die Favoritenbrücke oder über die Heubrücke gehen (die gegenwärtige Prinz Eugenstrasse hiess damals Heugasse). Zumeist ging ich über die Heubrücke, denn die war doch etwas näher. Von unserem Klassenzimmer verfolgte ich mit grossem Interesse die Arbeiten der Wienregulierung und den Bau der Stadtbahn. In dem Jahr, in welchem ich mein Abgangszeugnis erhielt, wurden die zwei im Sezessionsstil gebauten Stadtbahnhäuschen am Karlsplatz fertiggestellt. Die gegenwärtige Brucknerstrasse und die Lothringerstrasse waren damals noch unverbautes Terrain. Das Gebäude der französischen Botschaft und die sonstigen neuen Häuser am Schwarzenbergplatz, Haus der Kaufmannschaft, das Konzerthaus u.s.w. existierten nicht. Alle diese Gebäude wurden zwischen 1904 und 1910 erbaut. Dort wo sich jetzt das neue Haus der Polizeibeamten erhebt, war zu meiner Zeit die Heumarkt-Kaserne. Diese Kaserne hat in späteren Jahren eine gewisse Rolle für mich gespielt. Ich befasse mich deshalb etwas ausführlicher mit der Beschreibung der Umgebung der Wiener Handelsakademie, weil wir seit dem Jahre 1916 im Hause Brucknerstrasse 4 wohnen und ich dieses

Haus im Jahre 1924 gemeinsam mit meinem Bruder kaufte.

Der Unterricht in der Schule dauerte, mit einer Unterbrechung von zwanzig Minuten um elf Uhr, von acht bis viertel zwei Uhr und es wurde stets nach halb zwei bis ich nach Hause kam, so dass mir, nachdem die übrigen Jungen um ein Uhr assen, das Mittagessen aufgehoben wurde und ich nachessen musste. Später fuhr ich dann mit dem Rad in die Schule.

Das Essen in der Pension Lorenz war gut und reichlich, allerdings gab es an Wochentagen zu Mittag nur Rindfleisch, aber reichlich Mehlspeise. Abends gab es Braten, öfters jedoch auch nur gekochte Kartoffel mit Butter und etwas Wurst.

Ich wurde bald nach meiner Ankunft in die Geheimnisse des Tarockspiels eingeweiht, aber offen gestanden, benutzte ich die Abende lieber zum Lesen, oder um mich mit meiner Briefmarkensammlung zu befassen. Ich hatte damals um den lächerlichen Preis von fünf Gulden, die ich mir von meinem Taschengeld ersparte, eine Briefmarkensammlung gekauft, in welcher das jüngste Stück vom Jahre 1875 war. In diesem Album waren viele grosse Seltenheiten und würde dasselbe heute einen ziemlich grossen Wert repräsentieren. Leider hat der Besitzer des Albums die Marken ganz mit Gummi arabicum eingeklebt und da ich beim Ablösen der Marken aus dem Album aus Unverständnis nicht mit der nötigen Vorsicht vorgegangen bin, wurden zahlreiche Marken lädiert und verloren so ihren Wert. Ich habe mir schon von zu Hause eine ganz hübsche Briefmarkensammlung mitgebracht, erhielt zum Geburtstag ein neues Album, vereinigte in demselben beide Sammlungen und betrieb leidenschaftlich Tauschgeschäfte. Die Sammlung gab ich dann in späteren Jahren, als ich ins Ausland ging, meinem Bruder Sanyi, welcher das Sammeln fortsetzte und dann ging die Sammlung auf meinen Sohn über. Ich habe meine alte Sammlung im Jahre

1926 mit meinem Sohn in ein neues Album umgeklebt und seitdem durch Neuerwerbungen ergänzt. Obwohl das Umkleben der Marken eine mühevolle Arbeit war, bei der ich im Sommer 1926 ganze Nächte lang sass, denn bei Tag hatte ich hierzu begreiflicher Weise keine Zeit, machte ich diese Arbeit gerne, denn ich erinnerte mich fast bei jedem Stück, wo und bei welcher Gelegenheit ich dasselbe erworben hatte und frohe und traurige Erinnerungen aus meiner glücklichen Bubenzeit tauchten auf.

Bei Eintritt des Frühjahres verbrachten wir unsere freie Zeit zumeist in dem ziemlich geräumigen Garten der Pension Lorenz. Es war eigentlich kein Garten, sondern ein grosser Hof, etwa zwanzig Meter lang und zehn Meter breit. In den Ecken des Hofes standen einige Bäume und Büsche, ansonsten war er leer.

Das Ideal eines jeden Jungen in der damaligen Zeit war das Radfahren. Wir tummelten uns stundenlang mit unseren Rädern im Hof herum, obwohl der Platz ziemlich beschränkt war, machten allerhand Kunststücke und hatten unseren Spass dabei. Auf der Strasse durften wir mit unseren Rädern allein nicht fahren. Erst später konnte ich es durchsetzen, dass man mich in die Handelsakademie fahren liess, aber sehr angenehm war das auch nicht, denn der Verkehr um jene Zeit war ausserordentlich lebhaft und man konnte sich nur mit Mühe und Not zwischen den Lastfuhrwerken und Fiakern in der Alleegasse (jetzige Argentinierstrasse) durchwinden. Ausserdem ging im Sommer sehr oft der sogenannte Spritzwagen und nach einem solchen Spritzwagen war das Pflaster (Asphalt gab es damals noch nicht) derart glitschig, dass ich mit dem Rad öfters hinflog und ordentliche Schrammen erhielt. Sonn-und Feiertags Nachmittag machten wir in der schönen Zeit immer eine Landpartie

per Rad. Wir fuhrenzumeist nach Kalksburg und Rodaun, wo Herr Lorenz Verwandte hatte; ein Gasthausbesitzer in Kalksburg, wo wir einkehrten und einen Kaffee tranken. Aber wir fuhren auch einige Male nach Mödling und Baden. Eine Fahrt Sonntag nachmittags mit dem Rad von Wien nach Baden und zurück ist schon eine ganz schöne Leistung, denn es sind doch mehr als fünfzig Kilometer. Man braucht doch über zwei Stunden um von Wien nach Baden zu kommen, wenn man sich ordentlich in die Pedale legt.Die heutige Jugend kann es sich nicht vorstellen, was das Radfahren für die Jugend,vor dreissig bis vierzig Jahren,bedeutet hat. Es war der Inbegriff der Seligkeit, ebenso wie heute das Auto, mit dem Unterschied, dass ein Rad fast jedem erreichbar war. - Fast jeder Junge oder Erwachsene gehörte einem der zahlreichen Radfahrklubs an, die gemeinsam Ausflüge und Wettrennen veranstalteten. Einer der heftigsten Streitpunkte war, ob es schicklich ist, dass eine Dame in Hosen fährt. Diese Frage wirbelte mehr Staub auf als irgendeine sonstige Bekleidungsfrage. Die Mode war damals sehr streng. Damen trugen auch bei Tag lange Schleppen und eine wohlerzogene Dame oder gar ein Mädchen durften um keinen Preis ihre Waden zeigen. Familienbad war damals ein unbekannter Begriff und selbst in den Damenbädern mussten die Damen von Kopf bis Fuss in bauschigen Schwimmanzügen angezogen sein. Viele trugen sogar Mieder, Schuhe und Strümpfe und grosse Hüte, aber selbst in einem solchen Schwimmanzug durfte ein Mädchen von einem jungen Mann nicht gesehen werden.

Ohne Mieder, welches sozusagen vom Hals bis zu den Knien ging, konnteman sich eine angezogene Dame gar nicht vorstellen. Selbst beim Tennisspielen, welches in aristokratischen Kreisen damals in Mode kam, trugen die Damen hohe Mieder und Schleppkleider. Die einzige geringe Freiheit genossen die Mädchen, wenn sie die

Tanzschule, Bälle und das Eis besuchten, aber sie durften keinen Schritt ohne eine Gardedame machen. Die Haare wurden etnweder in langen Zöpfen oder in einer sogenannten Gretchenfrisur getragen. Der Schopf und die aufgesteckte Frisur waren der geheime Wunsch jedes heranwachsenden Mädchens. Sie durfte sich die Haare jedoch erst dann aufstecken, bis sie in die Gesellschaft eingeführt wurde. Die Frisur war mit unzähligen Haarnadeln aufgebaut und auf diesem Turm baumelte dann ein Hut in der Grösse eines kleinen Wagenrades, welcher mit Blumen, Früchten, Federn und oft auch mit Vögeln garniert und mit mehreren Hutnadeln auf die Frisur aufgesteckt war. Auch die Jungen trugen gesteifte Hemden, sechs bis zehn Zentimeter hohe steife Krägen mit riesigen Krawatten und je höher der Kragen und je grösser die Krawatte war, desto eleganter war man. Die Herrenmode war übrigens von der heutigen nichts besonders verschieden, nur die Beinkleider warenbedeutend enger und man trug bunte Westen in den unmöglichsten Farben knallrot, gelb, lila, mit den schönsten Teppichmustern. Auch Samtwesten waren sehr beliebt. Am Sonntag oder bei festlichen Gelegenheiten trug man ein Jacquett oder einen Gehrock und auf den Bällen Frack.

Als ich in die zweite Klasse der Handelsakademie ging, hatten wir im Winter zweimal in der Woche Tanzunterricht. Unser Tanzlehrer war der berühmte Ballettmeister der Wiener Oper Van Hamme. Wir lernten Walzer, Mazurka und Quadrille. Zu den Tanzstunden kamen einige sehr nette Mädchen und auf die Tanzstunden freuten wir uns schon die ganze Woche, denn diese waren eine erwünschte Abwechslung unserer sonst ziemlich monotonen Abende.

Meine Flamme war ein junges, etwa zwölfjähriges, blondes Mädchen mit einem prachtvollen, blonden Zopf namens Niemann, die Tochter eines berühmten Wiener Architekten. Am Ende der Luisengasse vis-à-vis der Südbahn, wo gegenwärtig ein Hotel steht, war ein kleiner Eislaufplatz und dort traf ich mich öfters mit ihr. Doch als die Eltern erfuhren, dass sie mit einem Jungen Schlittschuh laufe, wurde ihr der Eislaufplatz verboten, was mich sehr kränkte.

In der Schule hatte ich, ausser den kaufmännischen Fächern, insbesondere Warenkunde, ein besonderes Interesse für Physik und Chemie. Warenkunde unterrichtete Professor Hassak, Physik Professor Dolanski und Chemie der alte Professor Teclu. Im Jahre 1898, als ich die zweite Handelsakademieklasse besuchte, wurde die Erfindung Marconis, die drahtlose Telegraphie, bekannt. Die heutigen Kinder, welche mit der drahtlosen Telegraphie, dem Auto und dem Flugzeug aufgewachsen sind, können es sich gar nicht vorstellen, wie die damalige Jugend durch die Erfindung Marconis überrascht wurde. Der Draht zur Leitung der Elektrizität war, wenn auch viele den Sinn der Elektrizität nicht erfassen konnten, doch etwas sichtbares. Ein Ort wurde mit dem anderen durch einen Draht verbunden und man konnte sich leicht diesen Draht als eine Art von Leitung vorstellen, in welchem die Elektrizität von einem Ort zu einem anderen floss. Aber, dass man Zeichen und Töne von einem Ort zu einem anderen weit entfernten Ort ohne sichtbare Verbindung übermitteln konnte, schien allen unbegreiflich und die Erklärung mit der Erzeugung von elektrischen Schwingungen und Wellen dürfte auch heute noch die überwiegende Anzahl der Menschen, die sich mit der drahtlosen Telegraphie und dem Radio als gegebenen Tatsachen abgefunden haben, trotz ihren Studien, noch nicht recht begreiflich sein.

Unser Physikprofessor demonstrierte uns im Musikvereinssaal die drahtlose Telegraphie. Im Stehparterre war ein Apparat aufgestellt und am Konzertpodium der andere. Zu unserem Erstaunen gab der auf dem Podium aufgestellte Morseapparat die Zeichen, welche mit dem Taster im Stehparterre abgegeben wurden, ohne jede sichtbare Verbindung wieder. Bald darauf begann man die Schiffe mit diesen drahtlosen drahtlosen Telegraphieapparaten auszustatten und die drahtlose Telegraphie nahm ihren Siegeslauf um die ganze Welt.

Zu dieser Zeit tauchten auch die ersten Automobile in den Wiener Strassen auf. Es waren recht schwerfällige, rumpelnde, fauchende und stinkende Gefährte, die allgemein bestaunt wurden und man bewunderte den Mut der Waghalsigen, die sich auf ein so gefährliches Fahrzeug zu setzen getrauten. Schon kleinere Steigungen boten diesen Fahrzeugen ohne Pferden Schwierigkeiten. Ich erinnere mich ganz genau, dass ich im Jahre 1897 in der gegenwärtigen Argentinierstrasse, die vor der Kirche eine ziemliche Steigung aufweist, so einen Ratterkasten steckenbleiben sah und es fehlte nicht an höhnischen Bemerkungen in urwuchsigem Wiener Dialekt, mit welchen der Lenker und die Fahrgäste seitens der Kutscher verspottet wurden. Eine nähere Beschreibung dieser ersten Automobile erübrigt sich, da ja dieselben in den verschiedenen Museen zu sehen sind. Es dauerte noch etwa zehn Jahre bis diese anfänglich unbeholfenen Wägen ein brauchbares Verkehrsmittel wurden. Heute haben die Automobile, wie wir wissen, die von Pferden gezogenen Fahrzeuge im Grossstadtbild fast vollkommen verdrängt.

Eine grosse Sensation erregte auch der erste Versuch mit

lenkbaren Luftschiffen und man hörte auch schon Verschiedenes von Flugzeugen, schwerer als die Luft, munkeln. Dass sich ein Apparat ohne Gasballon in die Luft erheben wird können, war uns damals vollkommen unbegreiflich.

Wie schnell sich jedoch die Zeiten und Begriffe gewandelt haben, ist aus dem folgenden zu ersehen. Als wir im Jahre 1920 in Villány waren und ein Bad in der Karasica nahmen, sah mein Töchterlein, das damals fünf Jahre alt war, zum erstenmal eine Libelle. "Vati" rief sie aus, "schau, ein kleines Flugzeug". Sie hat nämlich das Flugzeug früher gekannt als die Libelle und glaubte ein kleines Flugzeug vor sich zu haben.

Aus all dem geht hervor, dass die grossen technischen Erfindungen unserer Zeit ihren Ursprung noch im neunzehnten Jahrhundert hatten und in den ersten Dezennien des zwanzigsten Jahrhunderts vervollkommnet und praktisch brauchbar gemacht wurden. Auch die ersten Versuche des Fernsehens reichen in das vorige Jahrhundert zurück. Es wird an dessen Vervollständigung emsig gearbeitet und die Zeit dürfte nicht mehr fern sein, wo das Fernsehen ebenso selbstverständlich sein wird, als heute das Telefon. Die drahtlose Übertragung von Bildern ist ja bereits zur Tatsache geworden und gegen eine entsprechende Gebühr kann man heute innerhalb einiger Minuten Bilder aus Amerika oder Australien nach Europa übertragen lassen.

Doch ich will den Ereignissen nicht vorgreifen.- Unter meinen Schulkollegen gab es zahlreiche sehr nette Burschen, mit denen ich später den Verkehr aufrechthielt. Mein bester Freund war ein Junge namens Steinbach, welcher leider ziemlich früh gestorben ist. Der beste Schüler in unserer Klasse war ein gewisser Feimann, der

einzige, welcher Vorzug hatte, und ich war der Zweitbeste. Mit dem Studium strengte ich mich nicht besonders an. Mein Prinzip war in der Schule gut aufzupassen und die Aufgaben sozusagen in der Schule zu lernen. Ich habe mich auch nie dazu hergegeben während des Unterrichtes irgendwelche Allotria zu treiben, dazu war mir meine Zeit zu kostbar. Wenn der Unterricht langweilig war oder geprüft wurde, lernte ich für die nächste Stunde. Zum Lernen in der Schule war die Stunde des alten Herrn Professor Meyer (Deutsch und Geschichte) besonders geeignet. Professor Meyer hatte die nette Eigenschaft, dass wenn man sich am Anfang des Monats meldete und eine gute Note erhielt, er einen den ganzen Monat in Ruhe liess. Ich meldete mich Anfang jeden Monats, erhielt mein "lobenswert" und benutzte dann die Deutsch-und Geschichtsstunden um mich für die anderen Gegenstände vorzubereiten. Nur einen Nachteil hatte die Sache. Meine Kenntnisse in Geschichte blieben nämlich ziemlich lückenhafte, denn es genügte bei Professor Meyer, wenn man zur Meldung das konnte, was in den letzten zwei Wochen durchgenommen wurde. Ausser dem Stoff, welchen ich für die Prüfungen in Geschichte benötigte, habe ich dann nichts mehr angesehen.-Sehr gerne hatte ich auch Geographie, welchen Gegenstand Professor Cicalek in sehr interessanter Weise vortrug. Unsympathisch war mir die internationale Handelskunde und die politische Arithmetik, beides Gegenstände der dritten Klasse. Hingegen ging ich mit Begeisterung in das Warenkunde-Laboratorium und insbesondere das Mikroskopieren machte mir sehr viel Vergnügen. Mein sehnlichster Wunsch war ein eigenes Mikroskop zu besitzen, doch zum Ankauf eines Mikroskopes reichten meine Mittel nicht.

Ich erhielt während meiner Schulzeit in Wien von meinem Vater monatlich fünfzig Kronen Taschengeld, von dem ich alle meine Bedürfnisse, sowie auch die Unterhaltungen bezahlen musste. Ich ging sehr gerne ins Theater, insbesondere in die Oper und meine Theaterleidenschaft verschlang den grössten Teil meines Taschengeldes. Kleider und Wäsche erhielt ich einmal im Jahr, wenn ich zu den Ferien nach Hause kam.

Ich legte als junger Bursch gar kein Gewicht auf Kleider und Wäsche und meine Mutter behauptete, dass es einen grösseren Dreckfink als mich nicht gegeben hat. Mit fünfzehn Jahren begann ich jedoch eitel zu werden und ich hätte mir gerne schöne Kleider machen lassen, doch dazu reichte mein Taschengeld nicht aus. Da entschloss ich mich Stunden zu geben und ich erhielt auf Empfehlungen meines Klassenvorstandes einen Schüler, welchem ich wöchentlich sechs Stunden gab, die mit zwei Kronen pro Stunde honoriert wurden. So konnte ich mir einen Nebenverdienst von achtundvierzig Kronen im Monat verschaffen und bin dadurch ein Krösus geworden. Es dauerte lange Jahre bis es mir finanziell wieder so gut ging, als zur Zeit daich die dritte Handelsakademieklasse besuchte. Ich hatte ein schönes Zimmer, reichliche Verpflegung, Beleuchtung, Beheizung, Wäsche und ausserdem noch hundert Kronen im Monat. Diese hundert Kronen entsprachen dem heutigen Kaufwert von mindestens zweihundert Schillingen. Ein Anzug bei einem bürgerlichen Schneider kostete sechzig Kronen, ein Jacquett erhielt man um siebzig Kronen und das erste, was ich mir von meinem selbsterworbenen Geld kaufte, waren zwei Sakkoanzüge und ein Jacquett, welches ich in Monatsraten bald abzahlte. Ich schaffte mir Schuhe, Strümpfe, schöne Wäsche und

insbesondere herrliche Krawatten an. Damals trug man riesige Satinkrawatten, die zuerst um den ganzen Hals gebunden wurden und dann aus dem Gilet mächtig hervorquollen. Ich hatte unter anderem eine solche knallrote Krawatte, auf die ich besonders stolz war und die ich auch zu meinem schwarzen Jacquettanzug trug, bis man mich darauf aufmerksam machte, es wäre besser zu einem Jacquett eine weisse Krawatte zu tragen. Mein bester Freund mit dem ich täglich in die Schule ging, war ein gewisser Kriser, mit dessen Kinder auch meine Kinder befreundet sind.Trotzdem haben wir uns eigentümlicher Weise seit zweiunddreissig Jahren nicht mehr gesehen.

Als ich in die dritte Handelsakademieklasse ging, waren wir grosse Gecken und trachteten einer den anderen mit färbigen Krawatten und Westen zu übertrumpfen. Meine heimliche Leidenschaft war das Billardspielen. Sobald ich mich aus dem Hause schleichen konnte, ging ich in ein kleines Kaffeehaus gleich neben der Luisengasse, wo ich dem Billardspiel frönte. Ausserdem hatte ich eine Schwäche für Vanillelikör und als Herr Professor Lorenz einmal eine Flasche Likör in meinem Kasten erwischte, erhielt ich eine ordentliche Moralpredigt. Zu Tisch wurde bei Lorenz nur Wasser getrunken und nur wenn ich eingeladen war, erhielt ich ab und zu ein Glas Wein oder Likör. Leider habe ich mir im Alter von fünfzehn Jahren das Rauchen angewöhnt und bin sehr froh darüber, dass mein Sohn nicht raucht, denn diese verdammte Leidenschaft kann man am schwersten wieder los werden.

Vom Jahre 1898 - 1901 war meine liebe Schwester Trucsi, die leider so rasch von uns gegangen ist, im Pensionat Gunesch in der Bräunerstrasse. Sie war ein sehr hübsches und aufgewecktes Mädchen, das immer sehr gut lernte. Zu dieser Zeit waren viele Mädchen aus meiner Vaterstadt im gleichen Pensionat: Terka Reinfeld, Jolán Böhm, Mizzi und Jolán Schapringer, es war sozusagen eine ganze Fünfkirchner Kolonie. Ich besuchte jeden Sonntag Vormittag meine Schwester

und an Wochentagen in der schönen Jahreszeit trafen wir uns hie und da im Belvedere-Park, wohin die Mädchen korporativ spazierengeführt wurden. Fast jeden Sonntag waren wir zu Tante Lotte Bauer zum Mittagessen eingeladen und blieben bei ihr zumeist bis zum Abend. Auf dieses Mittagessen bei Tante Lotte freuten wir uns schon die ganze Woche, denn erstens gab es immer sehr feine Sachen zu essen und zweitens konnten wir uns mit den Mädchen den Nachmittag breit schlagen und strabanzen gehen, was sonst den Mädchen strengstens verboten war. Um eine unangenehme Begleitung aus dem Pensionat zu umgehen, holte ich die Mädchen ab und begleitete sie wieder zurück. Wenn ichmeine Schwester im Pensionat besuchte, brachte ich ihr immer etwas mit, besondere Vorliebe hatten die Mädchen für gebratene Kastanien und ich erinnere mich, dassich ihr einmal sehr heisse mitgebracht habe, die sie, damit das Fräulein es nicht sieht, schnell in ihre Schürzentasche steckte. Unter der Pensionatsschürze hatte sie jedoch nichts wesentliches an und die Maroni brannten sie sehr stark, so dass sie die ganze Zeit Grimassen zog.-Ich war als einziger Bursch mit dem die Mädchen verkehren durften, in alle ihre kleinen Freuden und Geheimnisse eingeweiht und besorgte ihnen vielerlei verbotene Dinge. Ich liebte meine Schwester sehr und wir schrieben uns dann später, als wir weit auseinanderkamen, stets ausführliche und zärtliche Briefe. - Die Ferien verbrachte ich immer in Pécs im Weingarten und ich konnte es im Juni kaum erwarten, dass die Schulzeit zu Ende ging.

Wir waren damals eine gross Bande Buben und Mädchen und amüsierten uns herrlich. Auf zwei bedeutende Ereignisse in dieser Zeit erinnere ich mich. Das eine war der Dreyfussprozess, welcher die

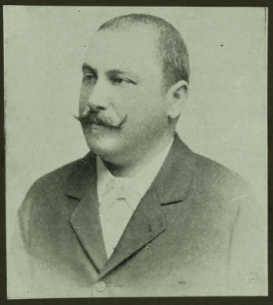
ganze Welt damals in Atem hielt und das zweite war im Jahre 1898 die Ermordung der Kaiserin-Königin Elisabeth in Genf. Ausserdem fiel in diese Zeit der griechisch-türkische Krieg und der Burenkrieg. Beim letzteren nahmen wir selbstverständlich Partei für die Buren und der Endsieg der Engländer betrübte uns sehr.

Meine Lieblingsautoren, als ich in die Handelsakademie ging, waren Felix Dahn und Karl May. Insbesonders die Bücher von Karl May verschlang ich und ein nicht unbedeutender Teil meines Taschengeldes ging zur Anschaffung von Karl May-Büchern auf. Die heutige Jugend kann es sich gar nicht vorstellen, welcher Popularität sich dieser Schriftsteller damals erfreute.

Im Jahre 1898 geschah jedoch zu Hause etwas, was mein Schicksal nachteilig beeinflusste. Bis zu diesem Jahr ging das Geschäft meines Vaters ausgezeichnet. Er war ein sehr wohlhabender und angesehener Mann und mein Lebensweg war bis dorthin sozusagen vorgezeichnet. Er wollte mich nach Absolvierung der Handelsakademie und nach einer entsprechenden Lehrzeit im Ausland in unser Geschäft nehmen, welches ich weiter führen sollte. Pécs war damals eine sehr bedeutende Weinhandelsstadt. Es gab eine grosse Anzahl von Weinhändlern in Pécs, die grosse Umsätze machten und einen grossen Einfluss auf das Gedeihen der Stadt ausübten. Mein Vater war einer der bedeutendsten Weinhändler und sein Geschäft blühte. Ausser dem Weinhandel befasste er sich auch mit Weinproduktion und gründete im Jahre 1890 die erste grosse Privatrebschule in Ungarn. Nun flog im Jahre 1898 die berühmte "Engel"-Weinfälscheraffäre auf, die vom damaligen Ackerbauminister, welcher weinhandelsfeindlich eingestellt war, aufgegriffen und strengstens verfolgt wurde. Fast alle Pécser Weinhändler kamen in Untersuchung und auch meinem Vater sind die härtesten Prüfungen nicht erspart geblieben. - Er war ein grosser Feinschmecker, gutem sehr feine und gut gekochte Speisen



1899, in Pécs



1899
Mein Vater



1900



1902, Trucsi

ass jedoch meistens zuviel davon. Als kleinen Buben nahm er mich öfters zum Fleischhauer und auf den Fischmarkt mit, um das schönste Fleisch und die besten Fische einzukaufen. Überhaupt kaufte er sehr gerne ein, auch für uns Kinder kaufte er immer selbst ein und fragte uns nicht viel, ob uns die Sachen gefallen oder nicht. Da jedoch die Jugend zumeist einen anderen Geschmack hat, als die älteren Leute, gefielen uns oft die Sachen, die er mitbrachte, nicht. Wir mussten jedoch gute Miene zum bösen Spiel machen und tun, als wenn wir uns über die Sachen sehr freuten. Geld gab er uns auch in späteren Jahren sehr wenig und sehr ungern. Infolge dieser meiner Jugenderfahrungen habe ich bei meinen Kindern gerade das entgegengesetzte Prinzip verfolgt, indem ich trachtete sie in ihren Anschaffungen sobald als möglich selbständig zu machen.

Mein Vater war ein sehr gescheiter und ausserordentlich tüchtiger Mann, der seine Familie über alles liebte und sein ganzes Leben in Arbeit für seine Familie verbrachte. Er hatte ausser seinem Geschäft und seiner Familie keine anderen Gedanken, las ausser den Tagesblättern und Fachzeitschriften fast nichts und ging niemals in ein Konzert, da er nicht musikalisch war und später sehr selten ins Theater. Seine Hauptzerstreuung war das Klabriasspiel (Kartenspiel), das er mit einer gewissen Leidenschaft betrieb. Die Herren spielten jedoch ziemlich niedrig und eine Differenz von mehr als drei bis vier Kronen kam selten vor. Ich kibitzte ihm sehr gerne und wenn er gewonnen hatte, gab er mir immer etwas von seinem Gewinst. Er war überhaupt sehr gutherzig, unterstützte reichlich seine armen Verwandten und spendete viel an bedürftige Leute. Auch war er sehr ambitiös und wollte den Adel erwerben. Die bezüglichen Schritte waren bereits eingeleitet als der Weinkrach kam und innerhalb kurzer Zeit der grösste Teil seines sauer erworbenen Vermögens in nichts

zerfloss. Das Malheur meines Vaters war, dass er bei Ausbruch der Krise sehr bedeutende Weinvorräte hatte, die durch die Krise entwertet wurden, dagegen ziemlich hohe Bankschulden deren Rückzahlung natürlich grosse Schwierigkeiten verursachte. Teils wurde durch jahrelange harte Arbeit diese Schuld abgebürdet, teils nach seinem Tode durch uns beglichen. Den meisten Schmerz verursachte ihm, dass auch die für meine Schwester zurückgelegte Mitgift angegriffen werden musste, um aus den ärgsten Kalamitäten herauszukommen. Er konnte sich jahrelang nicht damit abfinden, dass sein Lebenswerk, sein Geschäft zugrundeging und versuchte es noch lange Zeit in kleinerem Rahmen aufrechtzuerhalten. Doch das Geschäft warf keinen Nutzen mehr ab, im Gegenteil, jedes Jahr brachte neue Verluste. Langsam musste er fast alle seine Angestellten entlassen und er selbst wurde ein kranker Mann, welcher nicht mehr die genügende Spannkraft besass um ein neues Geschäft aufzubauen. Ausserdem wollte auch meine Mutter, dass er das Weingeschäft ganz liquidiere. Nun verlegte er sich hauptsächlich auf die Kultivierung seiner Weingärten und seiner Rebschulen und setzte grosse Hoffnungen auf die Propagierung der durch ihn selektionierten Berlandieri x Riparia, jedoch hinderten ihn Geldschwierigkeiten und mangelhafte Gesundheit daran, dem Rebengeschäft eine grössere Ausdehnung zu geben.

Die Geschichte unserer Berlandieri x Riparia haben sowohl er als auch ich in zahlreichen Fachartikeln und mehreren Fachbüchern niedergelegt. Deshalb möchte ich sie hier nur kurz erwähnen. In den 90-er Jahren verursachte die Rekonstruktion der kalkhältigen Böden ziemliche Schwierigkeiten, da man keine passende Unterlage für diese Böden hatte. Mein Vater las nun, dass sich die Berlandieri-Hybriden zur Erneuerung der kalkhältigen Böden in Frankreich sehr gut

bewährten. Nachdem in jener Zeit die Einfuhr von Reben aus Frankreich schon verboten war, liess er im Jahre 1896 Berlandierisamen von Resseguier in Alenya in Frankreich kommen. Ich war damals dreizehn Jahre alt und erinnere mich ganz genau, als mir mein Vater das Kistchen mit den Samen, die aus Frankreich gekommen waren, zeigte. Diese Samen wurden dann in einem Warmbeet grossgezogen und die Sämlinge in unserem Weingarten am Bányatelepi-ut in einem sehr kalkhältigen Boden ausgepflanzt. Was da heranwuchs war ein unglaubliches Mischmasch der verschiedensten Sorten und Formen und es bedurfte jahrelanger Arbeit, an der ich später auch teilnahm, um in diesem Chaos Ordnung zu schaffen und die Berlandieri x Riparia-Reben, die sich später so glänzend bewährten, auszuwählen. In den ersten Jahren lachte man meinen Vater aus und die offiziellen Kreise wollten von der Berlandieri x Riparia überhaupt keine Kenntnis nehmen. Erst als sich diese seine Reben in Österreich, wo sie durch Kober-Portele eingeführt wurden, so glänzend bewährten, begannen auch die ungarischen Weinbaufachleute Kenntnis von diesen neuen Reben zu nehmen. Als ich im Jahre 1900 die Handelsakademie absolvierte, waren die Sämlinge schon grösstenteils gesichtet und ich half meinem Vater beim Selektionieren.

Das dritte Jahr der Handelsakademie in Wien, war für mich eines meiner schönsten Jugendjahre. In der Pension Lorenz gehörte ich zu den älteren Burschen, war als Maturant, welcher stets sehr gute Zeugnisse hatte, angesehen. In der Schule ging es mir ausgezeichnet und infolge des Umstandes, dass ich mit Stundengeben ein hübsches Geld verdiente, ging es mir auch finanziell sehr gut. Ich ging sehr oft ins Theater, nahm auch an verschiedenen kleinen Unterhaltungen teil, trotzdem war ich herzlich froh, dass die Schulzeit zu Ende ging und ich ins Leben hinaus kam. Wie oft habe ich mich dann später

im Leben an meine glückliche und sorgenlose Schulzeit zurückgesehnt ! Ich muss offen gestehen, dass ich auch im späteren Leben niemals ein erhebenderes Gefühl hatte, wie Ende Juni 1900, als ich mit meinem Absolventenzeugnis in der Hand die Treppen der Handelsakademie hinuntersprang. Die jungen Leute stellen sich das Leben ganz anders vor, als es dann kommt !

Mein Vater wünchte ursprünglich, dass ich in eine Weinhandlung in Frankreich als Volontär eintrete, um dann nach einigen Jahren Praxis, das väterliche Geschäft weiterzuführen. Meine Mutter wollte jedoch nach den bösen Erfahrungen der letzten Jahre, um keinen Preis, dass ich mich dem Weinhandel widme und setzte schliesslich ihren Willen durch. Ich sollte Bankbeamter werden. Nach vielen Mühen und Protektion gelang es meinem Vater mich als Volontär bei der Pariser Filiale der k.k.priv.Länderbank unterzubringen und mein Eintritt wurde für den 1.September 1900 festgesetzt. Mein Vater wollte aus dem Grunde, dass ich nach Paris gehe, da im Jahre 1900 die grosse Pariser Weltausstellung stattfand, die an Pracht und Sehenswürdigkeiten alles bisher Dagewesene überbot. Tatsächlich hat auch die Weltausstellung in Paris einen unauslöschlichen Eindruck auf mich gemacht.Meine Ferien im Jahre 1900 verbrachte ich sehr glücklich. Nach herzlichem Abschied von Herrn und Frau Professor Lorenz, meinen Schulkameraden, Freunden und Verwandten, machte ich zuerst eine kleine Reise und zwar folgte ich der Einladung meines Schülers nach Nasswald im Semmeringgebiet, wo ich einige Tage verbrachte, fuhr dann nach Leoben, sah mir den Erzberg an und über Graz nach Hause. Den Rest des Sommers verbrachte ich im Weingarten und war sehr stolz nach Paris zu kommen, von welcher Stadt ich Wunderdinge erzählen



Lorenzhof, Kl. Mariazell
Post- und Bahnstation Altenmarkt-Thenneberg, N. Ö.

Lieber Andor.

Wir sind noch immer auf unserem Landsitze u. kommen erst gegen den 15. d. nach Wien. Bitte, uns einen Besuch zu machen. Es wird Ihnen hier gut gefallen.

Herzlichst grüßend
Lorenz

1901



Wien, I. 7./XI. 1901. Ihre Grüße haben mich herzlich erfreut, ebenso dankt Coll. Cicalek dafür. Wie Sie sehen, schaut unser Haus noch so aus wie früher, es ist auch im Innern alles beim Alten. Mit besten Grüßen D. Hassach

1901

Paris


Excutez mon retard. J'étais
a Corfou
Mon Cher Teleki
Rien de nouveau ici. merci de v/ jolie carte.
Soignez v/ jambe. – Mayer est retourné
aussi au pays. – Fait très chaud &
je m'ennuie horriblement B. à v.


EUTLINGER
HIGH LIFE TAILOR
HIGH LIFE TAILOR
4070. PARIS — Boulevard des Italiens
et Boulevard Montmartre

hörte.

Während des Sommers lernte ich fleissig französisch, so dass ich schon bei meiner Ankunft in Paris keine nennenswerten Schwierigkeiten mit der Sprache hatte.

Lehr-und Wanderjahre 1900 - 1910

Paris 1900.

Die folgenden zehn Jahre sind ein ausserordentlich bewegter Teil meines Lebens, in welchem ich viel Schönes erlebte, jedoch auch viel Leid erfuhr und so manche Erfahrungen sammelte. Eigentlich sollte ein jeder junge Mensch etwas vom Schicksal hin-und hergeworfen werden, denn nur das selbst mitgemachte Leid festigt den Charakter und strafft den Willen. Junge Leute, die mit jungen Jahren in irgendein Amt hineingesteckt werden und sich dort ihre Position jahrzehntelang ersitzen, führen zwar ein ziemlich bequemes und beschauliches Dasein, verknöchern jedoch zumeist in ihren Ämtern, haben wenig Erfahrung und werden zu Aktenmenschen. Sie sind zumeist viel glücklicher als die vom Schicksal zerzausten, hin-und hergeworfenen Willensmenschen, führen jedoch ein ziemlich monotones Dasein und erwerben selten ein nennenswertes Vermögen.

Infolge meiner angeborenen Charaktereigenschaften taugte ich wenig zu einem Bürokraten. Ich sah bald, dass der grösste Teil der jungen Beamten eine sehr monotone Arbeit hat und es nur wenigen gelingt, sich zu einer führenden Position aufzuschwingen.

Die Reise nach Paris war für mich sehr interessant. - Anlässlich der Weltausstellung wurden neue internationale Züge eingestellt. Man fuhr von Wien nach Paris mit dem gewöhnlichen Schnellzug in

achtundzwanzig Stunden und der Zug hatte Speise-und Schlafwagen, welche Neuerungen allgemein bestaunt wurden. Die Züge waren alle dicht besetzt, denn jeder der es sich leisten konnte, sah sich die Weltausstellung in Paris an. Insbesondere fuhren sehr viele Russen und Rumänen nach Paris. Mit Mühe konnte ich mir einen Platz in einem Halbcoupé erobern, wo ausser mir noch zwei Russinnen fuhren. Die zwei Damen schliefen während der Nacht auf der gepolsterten Bank, während ich eine Decke ausbreitete und mich am Boden des Wagens ausstreckte. So konnten wir alle drei ziemlich gut schlafen.

In der Morgendämmerung erreichten wir die französische Grenze, dann eine rasende Fahrt durch Frankreich, endlich tauchten die Faubourgs auf und bald darnach langten wir in Paris, der Metropole Europas an. Erwartungsvoll pochte mein Herz als ich von meinen Reisegefährtinnen Abschied nehmend, den von Tausenden erfüllten Perron verliess. Am Bahnhof erwartete mich ein junger Mann, der mich gleich vom Gare de l'Est nach Monmorency begleitete, wo meine Quartiergeber wohnten. Monmorency liegt etwa eine Bahnstunde von Paris auf einer Seitenlinie von Enghien les Bains und dies war für mich gleich die erste Enttäuschung, denn ich musste jeden Tag in der Früh fast eine Stunde nach Paris hineinfahren und gleich nach Büroschluss wieder hinausfahren. Mein Vater hat mich nämlich bei der Familie Dubsky untergebracht, die Freunde von Zeislers waren, bei denen ich im ersten Jahr meines Wiener Aufenthaltes wohnte. Dies war ein entschiedener Fehlgriff, denn erstens sprachen Dubskys zu Hause immer deutsch oder ein miserables Französisch, ausserdem waren sie kleinbürgerliche, sehr gewöhnliche Leute, bei denen ich nicht viel Gutes und Schönes sah. Auch die jungen Leute (der eine war um einige Jahre älter als ich, der andere im gleichen Alter als ich) waren mir von Anfang an unsympathisch. Herr Dubsky selbst war ein jovialer, rundlicher Mann von etwa fünfzig

Jahren, der eine Art Exportgeschäft in Paris betrieb, ein gemütlicher Kerl, jedoch sehr gewöhnlich und dessen Hauptsorge war, recht viel und recht fette Speisen vorgesetzt zu erhalten. Seine Frau war eine hässliche, unangenehme Person, mit der ich mich niemals befreunden konnte. Am liebsten wäre ich gleich in der ersten Woche auf und davon, so unwohl fühlte ich mich in diesem, meiner ganzen bisherigen Erziehung und Umgebung widerlaufendem Milieu. Dies ging jedoch nicht und ich traute mich nicht, mich in den Briefen, die ich nach Hause schrieb, zu beklagen.- Ich wusste, dass mein Vater, mit Rücksicht auf seine bereits ziemlich bedrängte finanzielle Lage, ein grosses Opfer brachte, indem er mich nach Paris gab und ihn mein Aufenthalt in Paris monatlich etwa etwa zweihundertfünfzig Francs kostete, daher wolte ich ihn durch Jammerbriefe nicht betrüben, im Gegenteil, ich schrieb, dass alles schön und gut ist und ich von meinem Aufenthalt in Paris entzückt sei.

Mit Ausnahme der Familie Dubsky war ja auch alles sehr interessant, nur kam ich leider sehr selten dazu von der Weltausstellung etwas zu sehen, da die Bürostunden in der Länderbank um neun Uhr begannen. Ich musste schon um etwa halb acht Uhr von Monmorency weg, es gab nur eine Stunde Mittagspause, während welcher ich mein Déjeuner einnahm und etwas am Boulevard spazierenging. Nach beendeten Bureaustunden (gegen halb sechs Uhr) musste ich trachten, so rasch als möglich nach Monmorency hinauszukommen, da bei Dubskys schon um sieben Uhr gegessen wurde. Nach dem Nachtmahl wieder nach Paris hineinzufahren war unbequem und auch zu kostspielig, so dass ich gar nicht ins Theater kam und solange ich in Monmorency wohnte wenig von Paris sah. Nur der Sonntag gehörte mir und den benützte ich bis

Ende Oktober um mir die Weltausstellung so gut als möglich anzusehen. Ich fuhr schon in der Früh hinein, verzichtete auf das Mittagessen und oft auch auf das Nachtmahl und lief von einem Pavillon in den anderen. Die Weltausstellung war überwältigend. Die Fülle des Sehenswerten ungeheuer und insbesondere bot die Ausstellung am Abend einen feenhaften Anblick. Eine ungeheuere Menschenmenge wälzte sich in der taghell erleuchteten Ausstellung , die herrlichsten Wasserkünste spielten, die von tausenden elektrischen Lampen und Scheinwerfern beleuchtet waren. In der Mitte der Ausstellung erhob sich das feenhaft beleuchtete Château d'eau, wo die hinabstürzenden Wassermassen in allen Farben des Regenbogens aufleuchteten. Es war hier zum erstenmal, dass das elektrische Licht in solchem Ausmass in Verwendung kam und die aus allen Ländern herbeigeströmten Menschenmassen konnten sich an dem prächtigen Farbenspiel nicht sattsehen.-Ähnliche Beleuchtungseffekte mit Wasser und Licht sah ich erst wieder neunundzwanzig Jahre später, anlässlich der Weltausstellung in Barcelona.-Damals wurde auch der Eiffelturm, welcher noch aus der Zeit der letzten Weltausstellung stand und heute noch steht, in seiner ganzen dreihundertmetrigen Höhe mit elektrischen Glühlampen beleuchtet und bot einen wunderbaren Anblick. Die grosszügige Verwendung von elektrischem Licht und elektrischer Kraft war überhaupt das Imponierendste an dieser Ausstellung. Sehr schön war auch der ungarische Pavillon, den ich jedesmal, wenn ich in die Ausstellung ging, aufsuchte. Einmal tanzte ich sogar Csárdás zu den Klängen einer dort engagierten Zigeunerkapelle. Es waren zu jener Zeit überhaupt sehr viele Zigeunerkapellen (echte und falsche) in Paris engagiert. Sie spielten zumeist in roten, mit Goldborten

verzierten Uniformen, die Ähnlichkeit mit der Uniform der Husarenoffiziere hatten. Diese Zigeunerkapellen waren sehr beliebt und spielten auch in den vornehmsten Hotels. Ich erinnere mich auch an eine Skandalaffäre, die damals grosses Aufsehen erregte, als nämlich eine Prinzessin namens Chimay mit einem Zigeunerprimas namens Rigó Jáncsi durchging.

Gleich den nächsten Tag nach meiner Ankunft in Paris meldete ich mich bei der Filiale der Länderbank, wo ich als Volontär eintrat. Allerdings war das keine feste Stelle, sondern ich erhielt nur die Erlaubnis dort zu arbeiten. Für einen Fremden war es nämlich schon damals ausserordentlich schwer eine Stelle in Paris zu erhalten, denn das erste was man verlangte, war die vollkommene Beherrschung der französischen Sprache in Wort und Schrift. Als ich einige Wochen lang in der Bank gearbeitet hatte (meine Arbeit bestand hauptsächlich im Adressieren von Kuverts) fragte ich meinen Chef, ob Aussicht vorhanden ist, dass ich in absehbarer Zeit eine ordentliche Arbeit, bei der ich etwas lernen kann, und eine noch so bescheidene Bezahlung erhalten werde. Mein Chef sagte mir, dass hierfür wenig Wahrscheinlichkeit besteht, denn auf jeden Posten seien hunderte von Anwärtern, von denen viele über grosse Protektion verfügten, vorgemerkt. Da mein Vater schrieb, er hoffe, dass ich bald ein Gehalt bekommen werde, damit er mir nicht soviel Geld zu senden brauche und ich die Überzeugung gewann, dass ich bei der Länderbank mindestens ein Jahr und vielleicht noch länger sitzen werde müssen, um ein bescheidenes Anfangsgehalt zu erhalten, trachtete ich mir einen anderen Posten zu verschaffen.

Herr Dubsky hatte Verbindungen mit einem grossen französischen Exporthaus, welches in vielen Ländern, insbesondere im Orient Filia-

len besass: "Les Etablissements Orosdi - Back". Ich stellte mich dem Direktor vor und wurde mit einem Monatsgehalt von fünfzig Francs engagiert. - Fünfzig Francs waren zwar nicht viel, aber ich nahm die Stelle an, damit mein Vater entlastet werde. Das Büro dieser Firma befand sich in der Cité d'Hauteville in einem finsteren alten Haus, wo zehn bis zwölf Beamte in einem kleinen Raum zusammengepfercht sassen und fast denganzen Tag Licht brennen mussten. Auch waren die Bürostunden länger als in der Länderbank und man musste sehr viel arbeiten. - Insofern hatte ich jedoch eine interessante Arbeit, als ich in die Fakturenaufarbeitungsabteilung kam, in welcher die Fakturen über die für Rechnung der Filialen eingekauften Waren revidiert und nach Warengattungen gesondert an die Filialen weiterversendet wurden. So bekam ich wenigstens einen kleinen Einblick in das Exportgeschäft, lernte aber auch gleichzeitig das Elend der Privatbeamten kennen.

Ich hatte einen gemeinsamen Tisch mit einem netten jungen Mann von etwa sechsundzwanzig Jahren, der schon acht Jahre bei der Firma war und trotzdemnur hundertfünfzig Francs Gehalt hatte, von welchen er kärglich sein Leben fristete. Sein Traum war einmal zweihundert Francs im Monat zu verdienen und als ich ihm erzählte, dass ich über zweihundertfünfzig Francs verfügte, meinte er,ich sei ein Krösus. Unser Bürovorstand war ein kleiner, von den Jahren gebeugter, ziemlich sekanter alter Herr, welcher etwa dreissig Jahre bei der Firma war und ein Gehalt von etwa dreihundert Francs hatte.Dabei waren alle diese Arbeitstiere selig, dass sie überhaupt einen Posten hatten, denn wenn sie denselben verloren, kam das nackte Elend. - Wurde einer in das Büro des Direktors oder des Chefs gerufen,

so zitterte er amganzen Leibe, denn die Unzufriedenheit des Gewaltigen konnte ihm seine Stelle kosten. Meine Kollegen erzählten mir, dass es damals in Paris tausende von postenlosen Privatangestellten gab, die in Elendsquartieren wohnten, oft tagelang nichts assen und vor diesem Los fürchtete sich ein jeder. Unter den hunderten Angestellten gab es nur wenige, die es im Laufe der Jahrzehnte zu einer Position und damit zu einem höheren Gehalt brachten. Die überwiegende Mehrzahl blieben Tintenkulis ihr ganzes Leben lang. Dieselbe Erfahrung machte ich auch anderswo in meinem späteren Leben und deshalb fasste ich schon damals den festen Entschluss, dass ich es unbedingt zu etwas Besserem bringen müsse. Es wurde mir klar, dass man aus diesem Elend nur dann heraus konnte, wenn man viel mehr leistet , als von einem gefordert wird und seine Abende und Nächte dazu benutzt um zu arbeiten, zu lernen und sich weiterzubilden.

Anfang November erkrankte ich an einer schweren Gastritis und einer Art von Typhus. Mein Zustand verschlimmerte sich derart, dass man mich nach einigen Tagen mit einem Krankenwagen von Monmorency nach Paris ins Hôpital Dubois transportieren musste. Ich bekam dort ein separates Zimmer und konnte mich drei Wochen überhaupt nicht rühren; die ganze Nahrung, die ich erhielt waren täglich ein Liter Milch und ein Liter Limonade. Ich lag ganz allein und vollkommen apathisch in meinem Spitalsbett und starrte stundenlang an die Decke. Ich war so schwach, dass ich mich nur mit Mühe und Not und mit Hilfe eines Griffes, welcher von der Decke über mein Bett hing, aufrichten konnte. Zweimal täglich kam der Arzt, welcher sehr freundlich war und mich mit baldiger Genesung tröstete, ausserdem alle zwei bis drei Stunden eine Pflegerin. Ich bekam furchtbares

Heimweh und war enttäuscht darüber, dass niemand von meinen Angehörigen hinauskam, denn tatsächlich schwebte ich damals zwischen Leben und Tod. Wie ich nachträglich erfuhr, wollte meine Mutter hinausfahren, jedoch liess sie mein Vater mit Rücksicht auf die grossen Kosten der Fahrt und ihren schwächlichen Gesundheitszustand nicht fahren, ausserdem berichteten auch Dubskys, dass meine Krankheit zwar langwierig, aber nicht gefährlich sei. Als sich mein Zustand besserte, besuchte mich öfters mein Freund Heller, ein netter junger Mann aus Budapest, welcher gegenwärtig Direktor der Beocsiner Zementfabrik ist. Es war mein einziger Freund, den ich in Paris hatte und es war sehr nett von ihm, dass er fast seine ganze freie Zeit bei mir verbrachte. Er hatte schwer zu kämpfen, denn seine Eltern konnten ihn monatlich nur mit fünfzig Francs unterstützen und sein Gehalt betrug hundert Francs monatlich. Er wohnte in einem ganz kleinen obskuren Hotel Garni, wo er fünfzig Francs monatlich für das Zimmer bezahlte und seine Mahlzeiten nahm er in einer kleinen Auskocherei ein, wo das Mittagessen und das Nachtmahl nur einen Franc kostete. Diesem Preis angemessen war jedoch auch seine Verpflegung und er sah herzlich schlecht aus.

Ich blieb vier Wochen im Spital, war jedoch, als ich entlassen wurde, ausserordentlich schwach und noch nicht ganz hergestellt. Nachdem ich mich bei Dubskys sehr unglücklich fühlte und eine ziemlich strenge Diät halten musste, bat ich meine Eltern nach Paris hineinziehen zu dürfen. Ich nahm Pension in der rue Lafayette, wo ich ein ganz nettes Zimmer und gute Verpflegung hatte. Allerdings musste ich hierfür hundertachtzig Francs monatlich bezahlen, in welchem Preis Wäsche, Beleuchtung und Beheizung nicht inbegriffen waren, so dass ich mit meinem Gelde ausserordentlich sparsam umgehen musste um auszukommen



1901

Paris

Heller







1902



und für Vergnügungen recht wenig übrigblieb. Zu meinem Pech war der Winter 1900 ausserordentlich streng und nachdem ich für das einmalige Einheizen in einem offenen Kamin, welcher recht wenig Wärme gab einen Franc bezahlen musste, fror ich den ganzen Winter über jämmerlich. Meinem Freund Heller ging es noch schlechter, denn er konnte sich nicht einmal ordentliche Mahlzeiten leisten, während ich doch ein gutes und bekömmliches Essen in der Pension hatte.

Der 31.Dezember 1900 war die Jahrhundertwende und wurde auf der ganzen Erde kolossal gefeiert. In Paris ging es am Sylvesterabend ganz besonders hoch her. Sämtliche Restaurants waren ausverkauft, der Champagner floss in Strömen und eine fröhliche Menschenmenge durchzog die Strassen, trieb allerhand Ulk und liess nicht nur das neue Jahr, sondern auch das neue Jahrhundert hoch leben. Europa war damals am Gipfelpunkt eines glänzenden Aufstieges, überall herrschte Wohlhabenheit und Reichtum, seit fast dreissig Jahren gabes keinen grösseren Krieg und es schien, als ob die Franzosen den Revanchegedanken vergessen hätten. Zur Weltausstellung strömten hunderttausende Deutsche nach Paris und man konnte ruhig an öffentlichen Plätzen, im Omnibus u.s.w. deutsch sprechen, während dies vor einigen Jahren noch unmöglich gewesen wäre, beziehungsweise hätten sich laut deutsch sprechende Menschen leicht irgendeiner Insultierung ausgesetzt.

Das neue Jahr begann tatsächlich unter den glänzendsten Auspizien. Die technischen Errungenschaften der letzten fünfzig Jahre ermöglichten den Menschen einen Grad von Bequemlichkeit, den man früher nicht gekannt hatte. Was nur das Gas und das elektrische Licht allein für die Menschheit bedeuteten, weiss die heutige Generation nicht mehr, beziehungsweise würde es nur dann erfahren, wenn auf einmal sämtliche Gasanstalten und elektrischen Kraftanlagen

der Welt stillstünden und man wieder zu der Beleuchtung mit Talgkerzen und Öllämpchen zurückkehren müsste. Ebenso verhält es sich mit der Eisenbahn, dem Telegraphen, dem Telefon, dem Dampfschiff, der Dampfmaschine und unzähligen anderen technischen Errungenschaften, die wir alle dem neunzehnten Jahrhundert zu verdanken haben.

An der Jahrhundertwende war man der festen Überzeugung, dass die Technik und Wissenschaft nunmehr auf fester Grundlage mit Riesenschritten vorwärtsstürmen und ein goldenes Zeitalter für die Menschheit anbrechen wird. Niemand ahnte die Katastrophe des sich vorbereitenden Weltkrieges und der damit verbundenen sozialen Umwälzungen.

Mein Freund Heller und ich beschlossen mit Rücksicht auf die ziemlich starke Ebbe in unserer Kasse kein öffentliches Lokal aufzusuchen, sondern den Sylvesterabend in seinem Zimmer zu verbringen. Aber Champagner wollten wir trinken und kauften uns daher bei einem benachbarten Geschäft eine Flasche "Champagner" um drei Francs und ein einfaches kaltes Nachtmahl. Im Zimmer meines Freundes war es jedoch bitterkalt, denn er hatte kein Geld um einheizen zu lassen. Da verfielen wir jedoch auf folgenden Ausweg. Sowohl mein Freund als auch ich kauften jeden Tag eine Zeitung um einen Sou, denn in Frankreich bekommt man bekanntlich im Kaffeehaus keine Zeitung und jeder muss sich seine Zeitung mitbringen. Diese Zeitungen hatten wir schon seit Monaten gesammelt und beschlossen diesen kostbaren Vorrat an brennbarem Papier dem Sylvesterabend zu opfern. Die Flasche Champagner wurde zur Abkühlung auf den Erker gestellt, wir entzündeten mit einem Exemplar des Matin im Kamin ein kleines Feuer und warfen eine Zeitung nach der anderen ins Kaminfeuer. Die Herrlichkeit dauerte etwa dreissig Minuten, wir tranken unter tiefsinnigen Gesprächen über

das alte und das neue Jahrhundert unseren Champagner aus und gingen dann auf die festlich erleuchteten Boulevards um uns in die jauchzende und johlende Menschenmenge zu mischen.

Dieser Sylvesterabend an der Wende des Jahrhunderts, als ich siebzehn Jahre alt war, wird mir unvergesslich bleiben. Ich sehe uns, als wäre es gestern, in unsere Wintermäntel gehüllt am Kamin des schäbigen Zimmers im Hotel Garni sitzen und eine Zeitung nach der anderen in den Kamin werfen. Dazu tranken wir Champagner, das einzige Mal während meines ganzen Aufenthaltes in Paris. Dafür habe ich aber im Monat April, anlässlich meines Besuches bei der Firma Moet & Chandon in Epernay, in zwei Tagen vier Flaschen feinsten Champagner getrunken.

Eine lustige Episode möchte ich noch aus meinem Pariser Aufenthalt erwähnen. Im Laufe des Monats Jänner erhielt mein Freund Heller den Besuch eines seiner ungarischen Freunde, welcher in Köln studierte. Es war dies auch ein sehr armer Bursch, welcher mit Müh und Not das zu seinem Studium notwendige Geld zusammenkratzte. Aber schliesslich gelang es ihm nach vielmonatigen Entbehrungen fünfzig Mark zu ersparen und mit diesen fuhr er nach Paris. Er schlief bei meinem Freunde Heller auf dem Sofa und nährte sich hauptsächlich von Butterbrot. Wir wollten dem armen Burschen einen guten Abend bereiten und nahmen ihn ins „Moulin rouge" mit. - Damals war das Moulin rouge zwar ein sehr mondänes, jedoch auch sehr populäres Tanzlokal. Das Entré betrug nur einen Franc und eine Konsommation war nicht obligatorisch. Man sah die hübschesten Tänzerinnen von ganz Paris, die den damals modernen Cancan tanzten, wobei sie ihre Füsse bis über den Kopf hoben und in dieser Position längere Zeit verbleiben konnten, indem sie die Fussknöchel

mit der Hand hochhielten. Das Moulin rouge war feenhaft beleuchtet und es drängte sich dort das eleganteste Publikum, Herren zumeist in Frack und Zylinder, die Damen in grossen Abendtoiletten.

Unser Freund, als richtiger Pusztasohn, erschien in einem dicken Havelock mit einer Mütze am Kopf, Regenschirm in der Hand und einem Paar derben, recht kotigen Schuhen. Eine besonders schicke Tänzerin schien sein Wohlgefallen zu erregen und um diesem würdig Ausdruck zu verleihen, kniff er ihr mächtig in die Hinterbacke. Im ersten Moment war die Tänzerin, eine derartige Gunstbezeugung nicht gewöhnt, perplex, aber im nächsten Augenblick gab sie unserem Freund einen mächtigen Fusstritt in den Bauch, worauf dieser zornentbrannt sein Parapluie ergriff und die Tänzerin verprügeln wollte. Wir fielen ihm zwar in den Arm, konnten jedoch den Rasenden nicht bändigen. Die Tänzerin flüchtete, gellende "O là là"-Schreie ausstossend, in die andere Ecke des Saales, unser Freund mit dem flatternden Havelock und dem hoch erhobenen Regenschirm ihr nach. Diese Szene war natürlich für das im Moulin rouge versammelte Publikum ein unerhörtes Gaudium, die Leute bildeten Spalier, die Tänzerin sah sofort die ihr aus dieser Szene erwachsende Reklame und obwohl sie schon längst in die Garderobe verschwinden hätte können, rannte sie kreuz und quer im Saal umher, unser Freund mit dem Regenschirm ihr nach, bis er am Parkett ausglitt und in seiner ganzen Länge samt Regenschirm hinfiel. Da erfassten wir ihn und führten den Wutbebenden vor das Haus, wobei wir uns natürlich auch vor Lachen kaum halten konnten. Erst nach dem dritten Glas Bier konnten wir ihn beruhigen und ihm verständlich machen, dass es in Paris nicht Sitte ist, sein Gefallen dadurch auszudrükken, dass man die betreffende Dame in ihren rundesten Teil kneift.

Sehr lustig war auch die Mi-Carême, ein Fest, welches in der Mitte der Fastenzeit gefeiert wird. Die Boulevards wurden bereits um vier Uhr nachmittags für den Wagenverkehr abgesperrt und bald von einer nach hunderttausenden zählenden Menge erfüllt. Gegen Abend lag bereits auf den Boulevards, ohne zu übertreiben, der Konfetti mindestens zwanzig Zentimeter hoch. DieLeute warfen sich den Konfetti mit vollen Händen ins Gesicht. Die Studenten mit ihren Midinettes und auch das ganze Vorstadtgesindel zog mit den lärmendsten Musikinstrumenten versehen auf die Boulevards und vollführtendort einen Höllenspektakel.

Schön war es als mitten im Winter die Schönheitskönigin der Arbeiterinnen gewählt wurde und in einem prachtvollen Umzug mit reich dekorierten Wägen durch die Stadt geführt wurde.

Einmal war ich auch imEispalast, wo sich die erste Kunsteislaufbahn der Welt befand, die einen grossen Eindruck auf mich machte. Tatsächlich konnte man sich auch nichts Schöneres vorstellen, als die spiegelnde Eisfläche in einem erleuchteten und gut geheizten Raum, wo die Damen in grossen Abendtoiletten und die Herren in Smoking und Frack Schlittschuh liefen. In den Logen rings umher sassen die elegantesten Leute bei Champagner, Kaviar und Austern. - Apropos Austern; es war unglaublich welche Mengen von Austern in Paris konsumiert wurden. Man erhielt ein Dutzend Austern schon um dreissig Centimes und das Dutzend der feinsten Austern bei Prunier kostete einen Franc. Aber im allgemeinen war das Leben in Paris doch viel teurer als bei uns, insbesondere die Vergnügungen, Theater u.s.w. Ich kam daher sehr selten ins Theater, obwohl ich für mein Leben gern ins Theater ging. Während meines Pariser Aufenthaltes war ich ein einziges Mal in der grossen Oper

bei "Wilhelm Tell", eine unvergesslich schöne Vorstellung. Ins Parkett der grossen Oper wurden damals die Herren nur im Frack und die Damen nur in grosser Abendtoilette zugelassen. Überhaupt trug jeder gutangezogene Herr am Abend Frack und Zylinder und selbst in den Variétés sah man selten einen Herrn ohne Frack. Ich habe zu meinem siebzehnten Geburtstag einen Frack bekommen und war sehr stolz darauf. Einen Zylinder kaufte ich mir selbst und ging am Abend stets im Zylinder aus. Ein einziges Mal war ich auch in den Folies Bergères, wo man eine sehr schöne Revue gab, in welcher selbstredend sämtliche weibliche Darstellerinnen vollkommen nackt auftraten. Dies war für uns, die aus dem sittenstrengen Österreich-Ungarn kamen eine unerhörte Sensation. Einige Jahre später kam erst die Lex Bérenger, welche diesen Exhibitionen ein Ende bereitete und eine wenn auch dürftige Bekleidung für die Darstellerinnen vorschrieb. Die Pariserin war zu jener Zeit durch ihren besonderen Schick berühmt und dadurch auch in der Fremde leicht erkennbar, dass sie ihre Röcke bei Regenwetter sehr hoch raffte, während in anderen Ländern höchstens der Schuh sichtbar werden durfte.

Obwohl ich ausserordentlich gerne in Paris war, bekam ich im Februar grosses Heimweh, was hauptsächlich meinem schlechten Gesundheitszustand zuzuschreiben war. Ich konnte mich von der überstandenen schweren Krankheit nicht recht erholen, fühlte mich ständig unwohl mit Übelkeiten, Kopfschmerzen u,s.w. und obwohl ich mehrere Ärzte konsultierte, fehlte es an der richtigen Diät. Ich schrieb daher einen Jammerbrief nach dem anderen, dass ich nach Hause kommen möchte, was meinem Vater ganz und gar nicht recht war, aber schliesslich erklärte er sich einverstanden. Offen gestanden wusste ich auch aus seinen Briefen von seinen schlechten finanziel-

len Verhältnissen und es war mir unangenehm, dass er mir monatlich zweihundert Francs senden musste, damit ich halbwegs anständig leben könne, denn auf eine Gehaltserhöhung war in absehbarer Zeit nicht zu rechnen.

Ichbeschloss daher anfangs April nach Hause zu fahren, bat mir jedoch vorher drei Wochen Urlaub aus, damit ich Paris ordentlich besichtige. Tatsächlich habe ich in diesen drei Wochen nichts anderes gemacht, als von früh morgens bis spät abends sämtliche Sehenswürdigkeiten von Paris gewissenhaft abzuklappern und ich glaube, dass wenige Leute den Baedeker von Paris gründlicher durchgearbeitet haben,als ich. Von den Manufacture des Gobelins bis zu den Katakomben habe ichmir alles angesehen und Paris viel gründlicher kennengelernt als zum Beispiel Wien, wo ich seit mehr als zwanzig Jahren wohne, denn in Wien war ich noch nicht einmal in der Kapuzinergruft.

Die Rückreise unternahm ich Anfang April gemäss dem Wunsche meines Vaters über Epernay,Frankfurt, Würzburg, München und Salzburg. In Epernay war ich drei Tage lang und besichtigte sehr eingehend die Kellereien von Moët & Chandon, wurde infolge der Empfehlung des Herrn Brunet, Redakteurs der "Revue de Viticulture" sehr freundlich aufgenommen und man hat mir alles sehr genau gezeigt und erklärt. Siebenundzwanzig Jahre später war ich dann zum zweiten Mal mit meiner Frau dort. Die Champagnerindustrie stand in jener Zeit in der höchsten Blüte und die Firma Moet & Chandon hatte ein Lager von zwanzig Millionen Flaschen Champagner und expedierte jährlich vier bis fünf Millionen Flaschen.Die Verdienste der Champagnerfirmen waren enorme und man sah dort unerhörten Reichtum. Französi-

scher Champagner war zu jener Zeit das bevorzugte Getränk der reichen Leute und es gab viele, die täglich eine Flasche Champagner tranken. Selbst in Budapest, Wien und sogar in den kleineren ungarischen und österreichischen Provinzstädten war es selbstverständlich, dass man bei einer besseren Unterhaltung, oder wenn man den Kavalier spielen wollte, eine oder mehrere Flaschen französischen Champagners springen liess. Das Champagnertrinken war in jener Zeit überhaupt nicht so ein Luxus wie heute, denn als ich als Einjährig-Freiwilliger in Osijek diente und einige Jahre später kleiner Bankbeamter in Budapest war, gingen wir sehr oft mit Freunden in ein Lokal und bestellten uns, anstatt etwas anderes zunehmen, eine Flasche Champagner. Eine Flasche inländischen Champagners kostete nämlich in weniger feinen Lokalen sechs bis sieben Kronen, in den feinsten Restaurants acht bis zehn Kronen. Französischer Champagner kostete in den bürgerlichen Lokalen dreizehn bis fünfzehn Kronen und in den teuersten Wurzlokalen zwanzig Kronen. Wir bestellten uns zu viert eine Flasche inländischen Champagners, so dass pro Kopf inklusive reichlichem Trinkgeld etwa zwei Kronen kamen, dies sah sehr nobel aus und war doch keine Verschwendung.

Von Epernay fuhr ich nach Frankfurt am Main, wohin ich zum zweiten Mal nach einunddreissig Jahren kam, und ich erinnere mich sehr genau daran, dass am 10.April 1901 in Frankfurt ein derartiges Schneegestöber war, dass der Schnee in den Strassen fast einen halben Meter hoch lag. Ich habe von meinem Pariser Aufenthalt und von meiner Reise eine Anzahl Photographien gemacht, die jedoch leider verlorengingen. Sehr nett war es in Würzburg, wo ich bei Frau Beer eingeladen war. Das war die Inhaberin jener bekannten Weingrosshandlung, für welche mein Vater jahrelang ganz Europa be-

reiste. Von Würzburg aus ging es dann über München-Salzburg nach Hause.

Erwähnen möchte ich noch hier, dass ich meine ersten journalistischen Sporen anlässlich meines Pariser Aufenthaltes verdiente, indem ich allmonatlich Berichte meiner Pariser Erlebnisse unserer Lokalzeitung dem "Pécsi Napló" einsandte. Ich war ausserordentlich stolz, als ich mich zum erstenmal gedruckt sah. Leider sind diese meine ersten Artikel verlorengegangen. Begonnen vom Jahre 1905 habe ich jedoch alle meine Artikel sorgfältig aufgehoben und in Sammelbücher eingeklebt.

Zu Hause angelangt, fand ich dort leider eine sehr unangenehme Situation vor. - Mein Vater war infolge der Ereignisse der letzten Jahre ausserordentlich verbittert, meine Mutter ging mit verweinten Augen herum und es war ihnen gar nicht recht, dass ich nach Hause kam. Insbesondere meine Mutter war sehr dagegen, dass ich zu Hause bleibe und es wurde beschlossen, dass ich, sobald meine Gesundheit wieder vollkommen hergestellt war, wiederum ins Ausland gehe. Ich konnte mich zu Hause auch nicht recht einleben, denn obwohl ich erst siebzehn Jahre alt war, hatte ich mir während meines Pariser und Wiener Aufenthaltes eine gewisse Selbständigkeit angewöhnt und es war mir sehr peinlich, dass ich zu Hause nicht einmal ins Kaffeehaus gehen durfte. Mein Vater war sehr streng zu mir, ich musste täglich um sechs Uhr früh aufstehen und von sieben bis acht Uhr Violine üben, was ich hasste, denn ich hatte überhaupt kein Talent für die Violine, während ich Klavier sehr gerne spielte.- Meine Schwester war noch immer im Pensionat Gunesch in Wien und sollte im nächsten Jahr in eine Schweizer Pension kommen.

I t a l i e n 1901 - 1902

Ende August besuchte uns ein Geschäftsfreund namens Frischmann, welcher Weinkommissionär in Süditalien war und für meinen Vater früher Weineinkäufe in Italien besorgte. Ich war gerade im Büro, als er uns besuchte und Herr Frischmann erklärte, dass er gerne bereit sei, mich als Beamten nach Süditalien mitzunehmen. Es wurde ein Gehalt von hundert Lire monatlich vereinbart und ich sollte meinen Posten am 15. September antreten. Ich war sehr froh nach Italien zu kommen und doppelt froh, dass ich mir hierbei fast meinen ganzen Lebensunterhalt verdiente, denn mein Vater sandte mir nur fünfzig Lire monatlich. Tatsächlich habe ich von meinem Aufenthalt in Italien die angenehmsten Erinnerungen bewahrt. Ich habe dort sehr viel gearbeitet, aber auch sehr viel Interessantes gesehen und erfahren und während meines siebenmonatigen Aufenthaltes die italienische Sprache in Wort und Schrift so fliessend erlernt, dass ich sie heute noch fast wie meine Muttersprache schreiben und sprechen kann.

Am 4. September 1902 fuhr ich mit Herrn Frischmann nach Fiume, von dort mit dem Schiff nach Ancona und weiter mit der Bahn nach Barletta. Es war eine ziemlich langwierige Reise, die fast zwei Tage dauerte. Land undLeute in Süditalien interessierten mich sehr. Apulien war vor dreissig Jahren von der Kultur noch sehr wenig beleckt und die Zustände dort waren unglaublich primitiv. Barletta, eine Stadt von etwa fünfzigtausend Einwohner,hatte zu jener Zeit ein einziges Gebäude, in dem sich ein W.C. befand und zwar das neue "Hotel" vis-à-vis der Station, wo wir Wohnung nahmen. Ich hatte mit meinem Chef gemeinsam ein nettes, ziemlich geräumiges Zimmer und wie

gesagt, befand sich in diesem Hotel auch ein Klosett. Ansonsten war es dort Sitte seine Notdurft wie das liebe Tierchen zu verrichten und ich hatte in unserem Stabilimento bei meiner Ankunft ziemliches Aufsehen erregt, da ich mir in einer Ecke des geräumigen Hofes mit alten Fässern eine Art spanischer Wand errichtete, damit ich meine Bedürfnisse nicht in voller Öffentlichkeit erledigen müsse. In der "achtzeit wurden in den Häusern etwa ein Meter hohe Töpfe zu diesem Behufe verwendet und der Inhalt in der Früh einfach auf die Strasse geschüttet. Dass unter diesen Umständen ständig Typhusepidemien waren, ist nicht zu verwundern. Man durfte dort überhaupt kein Wasser trinken, sondern nur Mineralwasser oder Wein. Dafür war der Wein unglaublich billig und in den besten Restaurants der Stadt erhielt man für 15Centesimi eine halbe Flasche ausgezeichneten roten oder weissen Wein.

Wir kamen gerade zu Lesebeginn an und in ganz Apulien herrschte zur Lesezeit eine fieberhafte Tätigkeit. Fast die gesamte Bevölkerung lebte dort vom Weinbau und Weinhandel, demzufolge herrschte dort (vom 15.September bis zum 15.Dezember) Hochbetrieb. Es gab weder Sonn-noch Feiertag und die Leute arbeiteten durchschnittlich achtzehn bis zwanzig Stunden im Tag. Ichwundere mich heute noch, wie die Leute eine derartige Arbeitsleistung wochenlang aushalten konnten. Allerdings übernahm dann der grösste Teil der italienischen Arbeiter von Weihnachten bis Anfang Mai um keinen Preis eine Arbeit. Er verdiente während der drei Lesemonate genügend um bei seinen allerbescheidensten Ansprüchen fast ein Jahr leben zu können und nach Weihnachten stand er auf der Piazza oder lungerte irgendwo herum. Zu einer Arbeit war er nicht zu haben. Die Ansprüche der Leute waren unglaublich bescheiden und wenn er seinen Teller Makaroni, sein Stück Brot, einige Zwiebeln und seinen Liter Wein

hatte, war er zufrieden. Fleisch assen die Leute fast nie, denn der Fleischgenuss war in Süditalien überhaupt ein Luxus, dagegen waren Makaroni, Früchte, Käse, Obst und Wein unglaublich billig. Im Meer gab es ausserordentlich viel Fische, die Leute waren jedoch auch zum Fischen zu faul und man bekam selten welche am Markt zu kaufen. Da ich sehr gerne Fische ass, ging ich öfters am Abend mit meinem Freunde Briccos, von dem später noch die Rede sein wird, fischen und wir kehrten oft mit einer ansehnlichen Beute heim. Wir fuhren ziemlich weit ins Meer hinaus, benutzten eine Acetylenlampe um die Fische anzulocken und fingen sie mit grossen Netzen und Spiessen. Einmal brachten wir einen fünf Kilo schweren Branzino nachhause, auf den wir sehr stolz waren und mit dem ich mir gründlich den Magen verdarb, denn ich ass den halben Fisch allein auf.

Ich speiste im besten Restaurant der Stadt, konnte mir jedoch eine Fleischspeise nicht leisten, da eine solche fünfzig bis sechzig Centesimi kostete. Dafür ass ich zu jeder Mahlzeit einen gehäuften Teller Makaroni auf verschiedene Art zubereitet oder Risotto, welche Speisen dreissig Centesimi kosteten, danach Käse und Obst. Eine Mehlspeise, Pasta, leistete ich mir höchstens am Sonntag. Käse und Obst kosteten im besten Restaurant der Stadt je zehn Centesimi, also nach heutigem Gelde etwa fünfzehn Groschen. Für diesen geringen Betrag erhielt man eine grosse Platte mit den verschiedensten Käsen und eine riesige Schüssel mit dem prachtvollsten Obst vorgesetzt, von welchem man nach Belieben essen konnte. Dass ich für meine zehn Centesimi als Nachspeise ein halbes Kilo Trauben, eine Viertelmelone, zehn bis fünfzehn Stück grosse Feigen und eine Handvoll Mandeln vertilgte, war keine Seltenheit und diente zur allgemeinen Belustigung unserer Tischgesellschaft. Auch vom Käse ass ich meine zehn bis zwanzig Deka, der Wirt dürfte

daher an mir nicht reich geworden sein.

Nachdem ich monatlich nur hundertfünfzig Lire hatte, deren ansehnlicher Teil für Wohnung, Essen, Wäsche, Unterhaltung und alle meine sonstigen Bedürfnisse verbraucht wurde, konnte ich selbstredend für eine Hauptmahlzeit höchstens eine Lire ausgeben, aber ich habe mich stets sattgegessen und die Makaroni gefolgt von Käse und Obst mundeten mir ganz ausgezeichnet.

Im Geschäft hatte ich sehr viel zu arbeiten, insbesondere während der Lesezeit gab es keine Bürostunden, sondern es wurde von früh morgens bis spät abends gearbeitet. Mein Chef war zumeist auswärts und erhatte ausser mir nur noch einen Angestellten, einen Griechen namens Briccos, der jedoch nur italienisch und griechisch konnte. Ich war mit achtzehn Jahren Praktikant, Korrespondent, Buchhalter und Expeditor in einer Person, musste die ganze deutsche und ungarische Korrespondenz mit den Kundenbesorgen, zur Post gehen, kopieren, die Bücher führen, den Alkoholgehalt der Weine bestimmen, Muster expedieren u.s.w. - Aber die Arbeit interessierte mich sehr und ichlernte dort sehr viel. Mein Chef hatte ein sogenanntes Stabilimento gemietet, welches aus einem grossen Lagerraum mit riesigen Bottichen, einem Hof und einem kleinen Büro bestand. Im Lagerraum befanden sich zehn grosse Holzbottiche, deren grösster tausend Hetoliter fasste. Bei meiner Ankunft war ich sehr erstaunt, als ich diese Monsterbehälter sah. Die eingekauften Weine wurden mit zweirädrigen Karren (so ein Karren lud fünfzehn bis zwanzig Meterzentner) gebracht und in die grossen Bottiche gepumpt. War so ein Bottich voll, wurde expediert. Es gingen ganze Schiffsladungen Wein nach Österreich und Ungarn. Das Geschäft war ein ausserordentlich lebhaftes, da die Weine in Italien sehr billig waren und zu einem begünstigten Zoll-

satz in das Gebiet der gewesenen österreichisch-ungarischen Monarchie eingeführt werden konnten. Wir erhielten telegrafisch Aufträge auf hundert bis zweihundert Fass und noch mehr. Die Firma Kauders in Wien bestellte einmal telegrafisch tausend Fass (siebentausend Hektoliter). Mein Chef nahm mich auch öfters zum Einkauf mit und dadurch lernte ich Land und Leute und die verschiedenen Weingegenden Apuliens kennen.

Ende Oktober machte ich einen Besuch bei Pavoncelli in Cerignola. Dies war das grösste Weingut Apuliens(und eines der grössten der Welt) und produzierte jährlich über hunderttausend Hektoliter Wein. Da mein Vater in früheren Jahren Kunde bei Pavoncelli war, wurde ich sehr liebenswürdig empfangen und erhielt im Schloss ein schönes Zimmer mit Seidenmöbeln zugewiesen. Ich sah zum erstenmal einen derartig grossen Betrieb, welcher sozusagen fabriksmässig eingerichtet war. In den Presshäusern waren riesige maschinelle Pressen aufgestellt, die auf einmal einen ganzen Waggon Trauben schluckten. Da die Lese etwa drei Wochen dauerte, mussten täglich sieben-bis achttausend Meterzentner Trauben zu Wein verarbeitet werden. Ich war auch öfters in den umliegenden Städten Corato, Andria und auch in Bari, welches eine sehr schöne grosse Stadt mit grossem Hafen ist.

Eines Tages stand ich gerade bei der Bahn um Fässer zu verladen, als ich zwei Herrenbemerkte, die soeben dem Schnellzug entstiegen und versuchten mit allerhand Gesten sich verständlich zu machen, was ihnen jedoch nicht gelang, denn sie sprachen ein schönes Berlinerisch und konnten kein Wort italienisch. - Ich ging zu den beiden Herren und bot mich ihnen als Dolmetsch an. Sie hatten eine grosse Freude mit mir und baten meinen Chef, er möge gestatten, dass

ich sie während ihres dreitägigen Aufenthaltes begleite. Es waren nämlich Beauftragte Kaiser Wilhelm II., deutsche Architekten, die nach Süditalien gekommen waren um die alten Schlösser des Kaiser Barbarossa, der seinerzeit in Apulien gehaust hat, aufzusuchen, zu studieren und Pläne derselben nach Deutschland mitzubringen. Das Hauptschloss, das seinerzeit Kaiser Barbarossa bewohnte, lag etwa dreissig Kilometer von Barletta entfernt, mitten in der Campagna in einer vollkommen verlassenen Gegend, wohin nur ein schlechter Karrenweg führte. Die beiden Herren mussten eine ganze Expedition ausrüsten um das Schloss zu erreichen. Andere Fuhrwerke als die landesüblichen ungefederten zweirädrigen Karren gab es nicht und gefederte Wägen hätten diese Reise auch nicht ausgehalten. Der Weg, wenn er überhaupt ein Weg zu nennen war, bestand hauptsächlich aus Löchern. Die Hin-und Rückfahrt auf einem federlosen Karren war daher wahrlich kein Vergnügen und nach einigen Stunden dieser Rumpelei glaubte man keinen ganzen Knochen mehr im Leib zu haben.

Das Schloss stand, wie gesagt, in einer vollkommen verlassenen Gegend und war noch verhältnismässig gut erhalten, nur alles, was nicht niet-und nagelfest war, hatte man gestohlen. Den riesigen Stein-und Marmorquadern, aus denen das Schloss zusammengefügt war, konnten jedoch weder die Jahrhunderte, noch die Menschen etwas anhaben. Die einzige menschliche Seele, die wir während unserer ganzen sechsstündigen Fahrt trafen, war ein Schafhirte mit seiner Herde, welcher über den Sommer im Schloss Quartier nahm.

In Süditalien gab es damals keine Dörfer, sondern nur Städte von zwanzig-bis dreissigtausend Einwohnern und es war ganz eigentümlich, dass die dortige Bevölkerung nicht in Dörfern leben wollte, sondern lieber vier, fünf und noch mehr Stunden zu ihrem

Arbeitsplatz hinausfuhr, als am Land zu leben. Diese sogenannten Städte waren jedoch sehr primitiv und schmutzig. Es waren keinerlei sanitäre Einrichtungen vorhanden und die Leute lebten in einem unbeschreiblichen Schmutz, trotzdem gediehen sie und waren - wenn sie wollten - ganz vorzügliche und ausdauernde Arbeiter.Man sah sehr viele schöne junge Mädchen mit tiefschwarzen Haaren und Augen. Sie verblühen jedoch unglaublich rasch, dreissigjährige Frauen hatten schon tiefe Runzeln im Gesicht und sahen aus wie bei uns fünfzig-bis sechzigjährige. Wenn sie dann älter wurden,hatten sie das Aussehen von Hexen, auch ihre keifenden Stimmen hatten etwas hexenmässiges.

Damals spielte sich in Süditalien sozusagen das ganze Leben auf der Strasse ab. Die Schuster flickten die Schuhe auf der Strasse, die Schneider schneiderten vor ihrem Haus, der Bäcker buk das Brot ebenfalls auf der Strasse und wenn einige Dutzend Fliegen und sonstiges Getier in den Teig fielen, so wurde das einfach hineingeknetet. Die Lieblingsbeschäftigung der Frauen war vor dem Haus zu sitzen und ihren Kindern Läuse vom Kopf zu lesen. Diese netten Tierchen wurden dann von den munteren Jungen gleich mit Appetit verzehrt. Die Strassen waren sehr eng, Dachböden gab es keine und die Wäsche wurde zum Trocknen auf Seile gehängt, die von einer Strassenseite zur anderen gezogen wurden. Die Dächer der Häuser waren flach und wohlhabende Leute, die eigene Villen besassen, schliefen während der heissen Jahreszeit zumeist auf dem Dach. Überhaupt war das ganze Leben dort auf Hitze eingestellt, die Räume in den Häusern waren sehr gross, die Böden mit Steinfliesen belegt und die Zimmer fast ohne Möbel. Es gab keinerlei Beheizungsmöglichkeit,nicht einmal Kamine. Die Fenster waren einfach, schlossen zumeist schlecht und der Wind pfiff gemütlich durch das

ganze Haus. Im Sommer waren diese Räume verhältnismässig kühl und angenehm, einen Winter in unserem Sinne gab es zwar nicht, denn das Thermometer sank nie unter plus fünf Grad. Allerdings habe ich nie in meinem Leben soviel gefroren als in Süditalien, denn wenn es im Laufe der Monate Dezember bis Februar draussen plus fünf bis plus zehn Grad hatte, hatten wir im Zimmer beiläufig die gleiche Temperatur. Der Italiener nahm dies jedoch in Gleichmut auf, er wickelte sich in Wolldecken und wenn es wirklich kalt wurde, zündete er ein Kohlenbecken im Zimmer an, auf das er seine Füsse legte und sich so zu wärmen trachtete.

Als ich anfangs September in Süditalien ankam, war die Hitze unbeschreiblich und diese Hitze dauerte ohne Unterbrechung bis etwa Ende Oktober an. Während der heissen Monate (April bis Oktober) waren die Geschäfte von zehn Uhr vormittags bis vier Uhr nachmittags geschlossen. Die Leute gingen nach Hause, assen zu Mittag und schliefen bis vier Uhr. Nach vier Uhr sperrten die Geschäftsleute wieder auf und hielten die Geschäfte bis Mitternacht, ja bis zwei Uhr nachts offen. Auch in vielen Büros wurde in zwei Abteilungen von sechs bis zehn Uhr vormittags und sechs bis zehn Uhr abends gearbeitet. Das hauptsächliche Leben spielte sich jedoch in der Nacht ab. Um Mitternacht war noch alles auf den Strassen, oder in den Kaffee- und Gasthäusern, das Theater begann um zehn Uhr und dauerte bis ein und zwei Uhr in der Früh.

Die Süditaliener waren sehr gemütliche und nette Leute, mit denen ich mich sehr rasch befreundete. Infolge meiner guten grammatikalischen Vorkenntnisse erlernte ich italienisch sehr rasch und konnte zu Weihnachten schon ganz fliessend sprechen und schreiben. Ich verstand sogar den dortigen Dialekt, welcher vom

reinen Italienisch derart verschieden ist, dass er selbst für einen Italiener, der aus einer anderen Gegend kommt, fast unverständlich ist. Es ist kein Witz, wenn manbehauptet, dass wenn ein Milaneser und ein Sizilianer miteinander sprechen wollen, sie einen Dolmetsch benötigen, welcher beide Dialekte sprechen kann.

In Süditalien hielten sich zu jener Zeit zahlreiche Weingrosshändler aus Norditalien, hauptsächlich aus Milano auf und diese konnten sich mit den dortigen Landleuten tatsächlich ohne Dolmetsch (Agenten) nicht verständigen. Jeder gebildete Italiener spricht natürlich das toskanische (das Schriftitalienisch),aber die einfachen Leute, Contadini, sprechen nur ihren Dialekt und dieser ist für den Ortsfremden fast unverständlich.

Die Sitten und Gebräuche in Süditalien zu jener Zeit waren ganz eigentümliche. Die Frauen wurden noch immer in einer Art Sklaverei gehalten. Es war ausgeschlossen, dass eine Italienerin in ein öffentliches Lokal (Gast-oder Kaffeehaus) kam und im Theater durften sie nur in den Logen sitzen. Man sah nie eine Frau ohne Begleitung auf der Strasse und selbst die Frauen der dort wohnenden Schweizer Weinhändler mussten sich dieser Sitte anpassen, sonst wurden sie angepöbelt. Nach Eintritt der Dunkelheit sah man niemals eine Frau auf der Strasse und wenn sie zum Beispiel ins Theater fuhren, musste dies in einer geschlossenen Karosse und in Begleitung ihres Mannes oder Bruders sein. Die Frau verliess fast nie das Haus, sie hielt sich höchstens auf dem Balkon auf, nur der Sonntag Nachmittag war eine Ausnahme, da durfte sie in Begleitung ihres Mannes oder Ihrer Kinder, beziwhungsweise Eltern spazierengehen.

Einmal war ich bei einem reichen Gutsbesitzer in der Nähe von Barletta zum Mittagessen eingeladen. Wir waren vielleicht

zwölf Personen bei Tisch, lauter Männer und nur einen leeren Sessel sah ich am unteren Ende des Tisches. Wir setzten uns zum Essen, es wurden mehrere Speisen aufgetragen, man bekam jedoch die Frau des Hauses nicht zu sehen und ich fragte erstaunt meinen Nachbarn, wo denn die Frau des Hauses bleibt, denn ich wurde ihr noch nicht vorgestellt. Hierauf sagte mir mein Nachbar, ich möge nur ruhig weiteressen, die Frau werde schon kommen. Tatsächlich erschien nach dem vierten Gericht eine nette junge Frau, die sich ganz bescheiden und ohne von den Anwesenden gegrüsst zu werden, an das untere Ende desTisches setzte. Ich fragte meinen Nachbarn, wer diese Frau sei, worauf er mir erwiderte, dies sei die Frau des Hauses. Ich wollte aufspringen um mich ihr vorzustellen, er drückte mich aber auf den Sessel nieder und sagte ich möge ruhig sitzenbleiben, denn es sei hier nicht Sitte die Hausfrau zu grüssen oder sich ihr vorzustellen.

Die Männer in Süditalien waren zu jener Zeit sehr eifersüchtig, man durfte mit keinem Mädchen oder Frau öfters sprechen ohne sich schwere Unannehmlichkeiten zuzuziehen. Das Messer sass den Burschen sehr locker in der Tasche und es gab fast keinen Tag ohne schwere Messerstechereien. In der Trafik, wo ich meine Zigaretten zu kaufen pflegte, war ein hübsches Mädchen von etwa achtzehn Jahren als Verkäuferin angestellt, mit welcher ich anlässlich meiner Einkäufe plauderte. Eines Tages kamen mir in der Abenddämmerung zwei Burschen entgegen, die mich sehr höflich grüssten und mich baten (da ich ein Fremder sei und dieLandessitten nicht kenne) mit dem Mädchen nicht mehr zu sprechen, denn ihr Bräutigam sei schon sehr eifersüchtig und wolle mich niederstechen und nur mit Rücksicht auf den Umstand, dass ich ein Fremder sei, entschlossen sie sich zu dieser vorherigen Warnung. Ich war einmal selbst Zeuge, als einer zu

Mittag auf der Hauptstrasse von Barletta angesichts hunderter Menschen einen anderen niedergestochen hatte, weil es ihm auf den Fuss getreten war. Das Tragen von Messern, die aufgeklappt feststehen bleiben und deren Klinge länger als sechs Zentimeter lang war, war strengstens verboten und wurde mit Gefängnis bestraft. Trotzdem hatte fast jeder Italiener ein solches Messer bei sich. Zweimal wöchentlich hielten die Carabinieri (Gendarmen) Razzien ab, indem sie ganze Strassen absperrten und bei jedem Passanten eine Leibesvisitation vornahmen, um nachzusehen, ob er kein verbotenes Messer bei sich trägt. Wer ein solches Messer hatte (und es waren derer stets recht viele) wurde sofort festgenommen, das Messer konfisziert und der Betreffende ordentlich verprügelt und eingesperrt.

Die Hitze in den Herbstmonaten war sehr arg. Ende Oktober war es noch heisser, als es bei uns in den Hundstagen zu sein pflegt. Trotzdem trugen die Leute dort Wolltrikots unter dem Hemd. Sie sagten, das sei wegen der Malaria nötig. Wie sie es in diesen fingerdicken Wolltrikots aushielten, war mir unerklärlich, umsomehr als sie eine unglaubliche Wasserscheu hatten. Einer meiner Bekannten erzählte mir das Witzwort, dass man dem Puglieser, wenn er fünf Jahre alt ist, ein Wolltrikot anzieht und dieses bleibt auf seinem Leib bis zu seinem Tode.-Wir hatten in unserem Stabilimento einen fast siebzigjährigen Arbeiter namens Spiridione, welcher mehr Handlangerdienste leistete, da er zum Arbeiten schon zu alt war. Ich unterhielt mich öfters mir ihm und fragte ihn einmal, ob er schon im Leben gebadet habe, was er verneinte und sagte, er glaube, dass wenn Wasser seinen Körper berühre, er sofort sterben würde. "Ich versichere Dir, Spiridione", sagte ich, "dass Du nicht sterben wirst" und einmal als wir im Hafen Wein verluden, stiess ich ihn wie zufällig in das seichte,

kaum gürtelhohe Wasser des Molos. Die Augen-und Ohrenzeugen behaupteten, dass man ein derartiges Gebrüll im Hafen von Barletta noch nicht gehört hat. Aber Spiridione musste sich auf seine alten Tage davon überzeugen, dass das Baden nicht unbedingt mit Lebensgefahr verbunden ist.

Das Klima in Apulien war ein sehr mildes, der Frühling begann schon anfangs Februar. Im Februar konnte ich meiner Schwester, die damals in einem Schweizer Pensionat war, halberblühte Rosen und Nelken sorgsam in nasse Watte eingewickelt senden und sie schrieb mir, dass die Blumen in gutem Zustand ankamen.

Zu Weihnachten erhielt ich von meinem Chef acht Tage Urlaub und fuhr über Castellamare Adriatico nach Rom. Dieser Aufenthalt in Rom wird mir unvergesslich bleiben. DasWetter zu Weihnachten und Neujahr war so mild, dass man ohne Überrock gehen konnte. Ich besuchte alle Sehenswürdigkeiten Roms.-Zu Ostern erhielt ich auch einige Tage Urlaub und fuhr nach Neapel, wo ich alle Sehenswürdigkeiten besichtigte und auch Pompeji besuchte. Pompeji war damals noch bei weitem nicht so ausgegraben als jetzt. Trotzdem sah man viel Interessantes und eine grosse Schar Turisten drängte sich auf der Bimmelbahn, die von Neapel nach Pompeji führte. In dem Coupé, in welchem ich sass, waren zwei Engländer, drei Franzosen, zwei Deutsche und ein Ungar und auch sonst war das Publikum sehr international. Nun erhielt jedoch nur eine Gruppe von je zwanzig Personen einen Führer und man konnte sich nur schwer einigen, in welcher Sprache der Führer seine Erklärungen abgeben sollte. Schliesslich einigte man sich auf französisch. Der Führer, ein echter Napolitaner, behauptetezwar er könne französisch, es stellte sich jedoch heraus, dass sein Französisch noch bei weitem unverständlicher war, als sein Italienisch. Da ich nun den napolitanischen Dialekt ziemlich

gut verstand, bot ich mich der Gesellschaft an, den Dolmetsch zu spielen. Tatsächlich übersetzte ich auch die Erklärungen des Führers auf deutsch, französisch, ungarisch und englisch. Die ersten drei Sprachen gingen natürlich tadellos, nur mit dem Englischen hatte ich Schwierigkeiten, da ich erst im Laufe des Winters mit einem Sprachbuch ohne Lehrer, denn es gab in Barletta niemanden der englisch sprechen konnte, englisch zu lernen begonnen hatte. Trotzdem verstanden die Engländer so ziemlich meine Übersetzung und es war zum erstenmal in meinem Leben, wo ich sah, wie wichtig und nützlich Sprachenkenntnisse sind. Deshalb vernachlässigte ich meine Sprachenkenntnisse nie, sondern trachtete im Gegenteil immer mehr dazuzulernen.

Die Ostertage in Neapel waren herrlich. Am Ostermontag wurde ich von einem bekannten Weinhändler, namens Ruff, welcher eine prachtvolle Villa am Posilippo besass, zum Mittagessen eingeladen und ich war überwältigt von der Schönheit des Ausblickes, der sich von der Terrasse dieser Villa bot. Damals verstand ich den Sinn des Spruches: "Vedere Napoli e poi morire".

Eine Episode möchte ich noch von meinem Aufenthalt in Süditalien erwähnen. Anfangs Dezember (1901) fand in Bari ein Weinbaukongress statt, zu welchem auch die in Apulien anwesenden oder ansässigen österreichischen und ungarischen Weininteressenten eingeladen wurden. Mein Chef nahm mich zu dieser Veranstaltung mit und ich hatte die Frechheit, als achtzehnjähriger Bursch, der erst vor drei Monaten italienisch zu lernen begonnen hatte, eine Rede zu halten. Die Leute waren bass erstaunt, als ich auf die Tribüne stieg, doch es schien, dass mein Vortrag guten Anklang fand, denn ich erhielt stürmischen Applaus und ein Italiener, welcher nach mir sprach, spendete mir Lob über meinen Mut und über meine gute italienische Aussprache. Dies war der erste Vortrag, den ich in meinem Leben hielt, meinen nächsten hielt

1902 Italien



Cap. Colonna



Frl. Combes



Pompei



Der 18jährige in Italien



Béni bácsi, 1903



Magda als Baby

1893

ich erst fünf Jahre später anlässlich des Weinbaukongresses in Pécs.-Gegen Ende April begann es unten sehr heiss zu werden, ausserdem war die Kampagne beendet und die fremden Weinhändler fuhren nach Hause.

Ich hatte in Süditalien, trotz der vielen Arbeit, eine sehr schöne Zeit verbracht und nahm mit schwerem Herzen Abschied von meinen Freunden, insbesondere vom Bersaglieri-Kapitän Collonna und Fräulein Combes, der Tochter des bedeutenden Schweizer Weinhändlers. Die Photographien, welche mir diese beiden Freunde schenkten, habe ich aufbewahrt und befinden sich dieselben auf dem Nebenblatte. Kapitän Collonna war zu dieser Zeit etwa fünfunddreissig Jahre alt, Fräulein Combes über zwanzig. Wie ich später erfuhr, heiratete der Kapitän Fräulein Combes, in die er sehr verliebt war.

Ein separates Kapitel müsste ich eigentlich meinem Freunde Briccos widmen, welcher gleichfalls Angestellter bei Herrn Frischmann war, ein gelungenes Haus, ein echter Südländer mit überschäumendem Temperament, der nur fur Pferde und Musik Interesse hatte. Sein ganzes erspartes Geld verwendete er dazu um sich Pferde zu kaufen, mit denen er dann herumkutschierte. Er war etwa fünfundzwanzig Jahre alt, also bedeutend älter als ich, aber wir wurden die besten Freunde der Welt und trieben in den Nachtstunden allerlei Unfug, wobei es - insbesondere in Weiberangelegenheiten oft zu ernstlichen Prügeleien kam und wir einmal nur mit Mühe und Not unser Leben retten konnten, indem wir aus dem Fenster des ersten Stockes auf das Dach krochen und dort bis zum Morgengrauen verblieben. Der Mann der betreffenden Dame kam nämlich unerwartet mitten in der Nacht nach Hause und es gab einen furchtbaren Krach.

Briccos, der jetzt in Korfu lebt, hatte eine sehr nette

Schwester, namens Zoe, etwa im gleichen Alter als ich, mit der ich sehr befreundet war.-Während des Winters gab es eine Opernstagione und es wurde eine Oper (selbstredend von Verdi) einen ganzen Monat lang gespielt. Während dieses Monates sang und pfiff die ganze Stadt und Umgebung die Arien aus der "Forza del destino", dann im nächsten Monat aus der"Traviata", denn nur diese zwei Opern hatte die Stagione einstudiert. Nach zwei Monaten zog die Gesellschaft in die nächste Stadt. Es gab jedoch viele Leute, die sich während des ganzen Monats, während dessen die eine Oper gespielt wurde, sich dieselbe jeden Abend anhörten.

Ende April fuhr ich dann mit einem Frachtschiff, welches mehrere tausend Fässer Wein geladen hatte und auf dem ich freie Fahrt erhielt von Bari über Spalato, Ancona und Venedig nach Triest. Die Fahrt von Bari nach Triest dauerte auf diese Weise zwölf Tage, denn erstens fuhr das Schiff sehr langsam und zweitens hielt es sich in jedem Hafen längere Zeit auf: in Spalato zwei Tage, in Ancona einen Tag und in Venedig vier Tage. Dies war mir sehr recht, denn ich konnte die betreffenden Städte genau besichtigen. Am interessantesten war eigentlich der erste Reisetag, wo wir in der Fruh zur kleinen Insel Tremiti mitten im adriatischen Meer gelangten. Dieses Tremiti war eine Strafkolonie und die Besatzung bestand aus Gendarmerieoffizier nebst seiner Frau, dem Gefängnisaufseher und einiger Bewachungsmannschaft. Sonst kamen nur Sträflinge auf dieses kahle Eiland. Einmal im Monat lief ein Schiff die Insel Tremiti an und dies war natürlich das grosse Ereignis des Monats, denn das Schiff brachte Briefe, Zeitungen, Postpakete, Lebensmittel etc. Schon von weitem sahen wir die Leute am Ufer stehen und sehnsüchtig nach dem Schiff auslugen. Kaum dass das Schiff anlegte, kamen die Aufsichtsorgane schon an Bord und ich begann mit

der Frau des Kapitäns sofort ein Gespräch. Sie klagte bitterlich über ihr Los, auf dieser trostlosen Insel als einziges weibliches Wesen noch drei Jahre verbringen zu müssen.-Ansonsten war es auf dem Schiff sehr gemütlich. Ich war der einzige Passagier. Wir assen immer an Deck: der Kapitän, der Steuermann und der Obermaschinenwart und ich. Zwischen Zara und Ancona war das Meer sehr bewegt und ich überstand meine erste Seekrankheit. Da das Schiff vier Tage lang in Venedig lag, hatte ich Gelegenheit, diese herrliche Stadt eingehend zu besichtigen. Seitdem war ich unzählige Male in Venedig, aber der erste Eindruck bleibt doch unvergesslich.

In Triest traf ich meinen Schulfreund Michael Oblath, der Beamter in der Reisschälfabrik war. Später ging er nach England und hätte draussen in eine sehr angesehene und wohlhabende Familie hineinheiraten sollen, doch sein Vater wünschte, dass er zurückkomme. Es wäre ihm sicher wohler ergangen, wenn er in England geblieben wäre.

Bei uns zu Hause hatte sich während meines Aufenthaltes in Italien nicht viel geändert. Die Verhältnisse und die Stimmung waren eher schlechter geworden. Ich half meinem Vater so gut ich konnte und schrieb auch während dieses Sommers meine erste Broschüre betitelt "Die richtige Auswahl der amerikanischen Unterlagsreben" in ungarischer und deutscher Sprache.

Meine Schwester war im Pensionat in Cressier und fühlte sich dort anscheinend recht wohl, denn sie schrieb begeisterte Briefe nach Hause. Mein Bruder Sándor war Realschüler der zweiten Klasse und lernte recht brav. Aber er war ein hochaufgeschossener schwächlicher Bursche und erst später entwickelte er sich zu einem kräftigen jungen Mann.

Einjährig-Freiwilligenjahr 1903/04.

Mein Vater wünschte, dass ich mein Einjährig-Freiwilligenjahr je eher absolviere und demzufolge rückte ich als Zwanzigjähriger im Herbst 1903 zum k.k. Feldkanonenregiment Nr.38, welches in Essegg stationiert war, ein. Die Freiwilligenschule befand sich in diesem Jahre ebenfalls in Essegg.

Vor dem Krieg war in der österreichisch-ungarischen Monarchie die allgemeine Dienstpflicht eingeführt und jeder, als tauglich befundene Bursche musste drei Jahre lang als Soldat dienen. Allerdings genossen die Absolventen einer Mittelschule den Vorzug nur ein Jahr dienen zu müssen und zwar als Einjährig-Freiwillige und avancierten nach bestandenen Prüfungen zu Reserveoffizieren. - Reserveoffizier zu sein, war das Ideal eines jeden jungen Mannes aus guter Familie und es war wenig schmeichelhaft für einen jungen Mann, wenn er nicht Reserveoffizier werden konnte, sei es infolge mangelhafter Vorbildung, sei es weil er die Reserveoffiziersprüfung nicht bestand oder sich irgendetwas zuschuldenkommen liess. Die Ehrbegriffe waren zu jener Zeit sehr strenge und man prüfte den Jüngling auf Herz und Nieren, bevor er zum Offizier befördert wurde. Dies war auch sehr richtig, denn im Krieg hatten die Offiziere grosse Verantwortung zu tragen und das Leben vieler Menschen hing von ihren Kenntnissen, Entschlusskraft und Tüchtigkeit ab.

Als vornehmste Waffengattung galt zu jener Zeit die Kavallerie, in Ungarn die Husaren. - Es war gar nicht leicht als Einjährig-Freiwilliger in ein Husarenregiment aufgenommen zu werden und auch das Dienen in einem Husarenregiment war nicht sehr angenehm für diejenigen, die nicht der Aristokratie und der Gentryklasse angehörten. Trotzdem suchten oft Söhne von rassisch nicht ganz ein-

wandfreien Bürgerlichen und Emporkömmlingen in den Husarenregimentern unterzukommen und trachteten den Mangel an Geburt und Familie durch grosse Geldausgaben auszugleichen. Sie kosteten ihren Vätern viel Geld und erreichten trotzdem ihr Ziel oft nicht.

Die Artillerie galt als die seriöseste Truppengattung. Das Dienen bei der Artillerie war der anstrengendste Dienst unter allen Truppen, denn die Artilleriefreiwilligen mussten nicht nur die Infanterie-und Kavallerieausbildung mitmachen, sondern auch sehr viel lernen und in technischen und artilleristischen Dingen sehr gut beschlagen sein. Unter den Artilleriefreiwilligen gab es ausser zahlreichen Aristokraten und Gentrys auch viele Ingenieure und Techniker und der grösste Teil der jungen Leute waren Söhne wohlhabender Bürgerlicher. Das Dienen bei der Artillerie war auch kein billiger Spass, jedoch bei weitemnicht so kostspielig als bei der Kavallerie.

Ich erhielt von meinem Vater ausser der vollkommenen Equipierung monatlich zweihundert Kronen, mit denen ich sehr gut mein Auslangen fand, allerdings war das Leben in Essegg zu jener Zeit sehr billig. Essegg (Osijek) ist eine sehr hübsche, etwa dreissigtausend Einwohner zählende Kleinstadt, an der Mündung der Drau in die Donau gelegen und die Hauptstadt Slavoniens. Essegg besteht aus drei Teilen, aus der eigentlichen Stadt (der Oberstadt), aus der Festung und der Unterstadt. Die Oberstadt ist von der Unterstadt etwa vier Kilometer entfernt. Damals verkehrte von der Oberstadt in die Unterstadt nur halbstündlich eine Pferdebahn. Wir gingen jedoch meistens zu Fuss. Die Artilleriekaserne lag in der Unterstadt und mein Vater nahm mir im besten damaligen Hotel der Unterstadt, wo auch zahlreiche andere Artilleriefreiwillige wohnten, ein Zimmer,

für welches ich samt Verpflegung siebzig Kronen im Monat bezahlte. Dabei war die Verpflegung so reichlich, dass ich fast nie eine Extraspeise bestellen musste und das will etwas heissen, denn die geplagten Artilleriefreiwilligen sind vielleicht das hungrigste Volk auf Gottes Erdboden.

Wir rückten am 1.Oktober ein und zu unserem Pech war es ein ganz besonders schöner und warmer Oktober. Ich sage deshalb zu unserem Pech, weil ich noch niemals in meinem Leben soviel geschwitzt habe und schwitzen werde, wie im Oktober 1903. Die Rekrutenausbildung, welche vom 1.Oktober bis zum 30.November dauerte, war die ärgste Schinderei, die man sich vorstellen kann. Unser Tagesprogramm war: Von halb sieben bis sieben Uhr Gelenksübungen, worunter ein ziemlich anstrengendes Turnen in voller Adjustierung, Stiefeln, Waffenrock u.s.w. zu verstehen ist, von sieben bis halb elf Uhr Fussexerzieren. Drei Stunden Fussexerzieren mit "Marsch eins" sind das anstrengendste, was man sich vorstellen kann. Von halb elf bis elf Uhr war Pause und von elf bis eins Longe, selbstredend ohne Bügel und Zügel und auf den stossendsten Pferden und bockendsten Viechern des ganzen Regiments, damit die Rekruten einen "ordentlichen" Sitz bekommen. Dass jeder aufgeritten war und ihm die Unterhose nur so anklebte, war selbstverständlich; wer sich jedoch mit Aufgerittensein krank meldete, bekam drei Tage Arrest, damit er bei Wasser und Brot im Karzer Gelegenheit habe, seine Wunden zu kurieren. Von eins bis zwei Uhr war Mittagspause und von zwei bis fünf Uhr ging die Schinderei mit dem Geschützexerzieren los. Körperlich und seelisch gebrochen schlich man nach fünf Uhr nach Hause und trachtete ehestens ins Bett zu kommen.

Aber auch diese zwei "Ausbildungs"-Monate gingen vor-

vorbei und die nächsten vier Monate bis Ende März waren schon weit angenehmer, denn es gab mit Ausnahme von zwei Stunden Reitunterricht, den ganzen Tag Schule. Wir mussten zwar sehr viel lernen und viele Nächte mit der Vorbereitung zu den Prüfungen verbringen, doch das Studium war sehr interessant und es gab keine so wüste Schinderei mehr wie bei der Rekrutenabrichtung.

Im Übrigen war das Leben in Essegg, wo ich auch viele Verwandte und Bekannte hatte, sehr lustig; die Artillerieoffiziere und Freiwilligen spielten im gesellschaftlichen Leben der Stadt eine grosse Rolle und wir kamen selten früh ins Bett. Während des Faschings kam es oft vor, dass wir vom Ballsaal direkt in die Kaserne gingen. Allerdings musste dann höllisch aufgepasst werden, um während des Unterrichts nicht einzuschlafen. Mein Cousin Arthur Loránt war gleichzeitig mit mir Einjährig-Freiwilliger in Osijek und diente im zweiten Halbjahr in der gleichenBatterie wie ich. Wir hatten zahlreiche Verwandte, mehr oder minder schöne Mädchen, so Anni Miskolczy, Jolán Schapringer und Irma Wolf. Letztere war eines der schönsten Mädchen, das ich je in meinem Leben gekannt habe und soll heute noch eine sehr schöne Frau sein. Sie war mit mir gleichaltrig und ich war bis in die Ohren in sie verliebt. Irma Wolf war, ohne dass ich in der Nähe irgendwo auftauchte, nicht vorzustellen und auf den Bällen gab es böses Gezanke wegen jedes Tanzes, den sie mit einem anderen Freiwilligen tanzte. Als sie sich im Monat Juni mit einem Gutsbesitzer in der Nähe von Székesfehérvár verlobte, war ich bitter enttäuscht.

In der Freiwilligenschule wurde viel Allotria getrieben, auch wüste Raufereien waren an der Tagesordnung, aber im allgemeinen hielten wir gute Kameradschaft. Ende März mussten wir die Unteroffiziersprüfung bestehen und zu Ostern, das im Jahre 1904 auf An-

fang April fiel, kam ich mit den zwei Korporalsternen und langem Säbel geschmückt zu Hause an.

Folgendes möchte ich noch aus der Zeit der Freiwilligenschule erwähnen. Einer unserer Instruktoren war Oberleutnant Pulpach, einer der nettesten und charakterfestesten Offiziere, die ich jemals gekannt habe. Der Mann hat furchtbares Pech gehabt, denn zu jener Zeit hätte er nicht Oberleutnant, sondern schon Major sein sollen. Es ist ihm nämlich folgendes passiert: Um seine Mutter oder Schwester zu retten, hat er Schulden gemacht, Wechsel unterschrieben und konnte die Wechsel nicht rechtzeitig einlösen. In einem solchen Falle musste ein Offizier den Dienst quittieren, oder er wurde degradiert. Pulpach (er war damals Oberleutnant) war ein so begeisterter Soldat, dass er die schändliche Degradierung dem freiwilligen Verzicht auf die Offizierslaufbahn vorzog. Er wurde degradiert und als gemeiner Soldat in ein anderes Regiment eingereiht. Er diente dann drei Jahre als Unteroffizier und erhielt durch besondere kaiserliche Gnade wieder seinen Offiziersrang zurück, aber zehn Jahre Dienstzeit gingen ihm verloren. Der Mann lebte auch später wirklich spartanisch und war von einer bestrickenden Liebenswürdigkeit. Ich traf ihn nach dem Krieg einmal in Wien als Major bei der Volkswehr. Nach seinen Dienstjahren hätte er damals mindestens Generalmajor sein sollen.

Das zweite Halbjahr war gegen das erste ein Vergnügen und dieses zweite Halbjahr meiner Dienstzeit wird mir stets in angenehmer Erinnerung bleiben. - Am 15.April rückten wir zu der Batterie ein, mein Hauptmann hiess Pamperl, er war zwei Meter und zehn Zentimeter gross, brüllte am Exerzierplatz wie ein Löwe, war aber sonst der gutmütigste und hetteste Kerl, den man sich vorstellen kann. Sein Lieblingsgebrüll, was immer auch in der Batterie vorfiel, war: "Natürlich der Freiwillige". Misslang irgendeine Übung, schlug ein

Pferd aus, waren die Geschütze nicht gut ausgerichtet, oder war sonst irgendetwas nicht in Ordnung, hörte man Hauptmann Pamperl brüllen "Natürlich der Freiwillige". Wir waren drei Freiwillige bei der Batterie, ich, mein Cousin Loránt und ein gewisser Scheibel, ein ganz gutmütiger Bursche, aber stockblöd, ich glaube er hat auch die Offiziersprüfung nicht bestanden.

Innerhalb kurzer Zeit war ich der Liebling meines Hauptmannes, was auch nicht wenig dem Umstand zuzuschreiben war, dass ich sehr gut ritt und mit Freude die schwierigsten Pferde übernahm, während meine beiden anderen Kameraden weniger gute Reiter waren. Im April sandte mir mein Vater eine selbstgezogene Remonte, namens Mirza, die ich mir selbst zuritt. Leider kam meine schöne Mirza später beim Brand eines Stalles in Villány kläglich um. - Ich war der einzige Freiwillige im Regiment, der ein eigenes Pferd hatte und dies hob mein Ansehen sehr stark. Die Offiziere und Freiwilligen, die eigene Pferde hatten, konnten nämlich mit denselben spazierenreiten. Dienstpferde zu solchen Zwecken zu benützen, war selbstredend strengstens verboten. Bei der Festung in Essegg war nun ein schöner grosser Park, ähnlich dem Prater nur viel kleiner, dort gingen die Essegger Damen und Mädchen nachmittags spazieren, hauptsächlich um mit den Artillerieoffizieren zu flirten, die sich dort auf ihren Privatpferden, auf Pritschsättel tummelten. Im Dienst durfte nämlich nur im Bocksattel geritten werden.

Bei der Batterie war der Dienst nicht übermässig anstrengend, es hiess allerdings um halb fünf Uhr und noch früher aufstehen, denn zwischen fünf und sechs Uhr wurde ausgerückt, aber zumeist kamen wir schon gegen zehn Uhr Vormittag vom Exerzierplatz zurück und trachteten ehestens zu verduften. Nachmittags gab es zwar vorschriftsmässig noch Schule, Geschützexerzieren und ähnlichen

Blödsinn, aber da konnte man sich drücken, wenn man sich mit dem diensthabenden Feuerwerker gutstellte und dies war durch Bezahlen einer entsprechenden Anzahl Krügel Bier, Liter Wein und sonstiger kleiner Douceurs, leicht zu erreichen.

Normalerweise kamen wir gegen zehn Uhr Vormittag vom Exerzierplatz nach Hause, nach Versorgung der Pferde wurde in aller Eile ein reiches Gabelfrühstück, Mittagessen genannt, verschlungen und dann ging es im Laufschritt nach Hause, ins Bett, wo wir gewöhnlich bis vier Uhr nachmittags schliefen. Nach diesem Schläfchen zogen wir die Extrauniform an und fuhren in die Oberstadt, von wo wir selten vor Mitternacht nach Hause kamen, es wurde oft später und so blieb zum Schlafen nicht viel Zeit. Das Versäumte wurde dann durch einen ausgiebigen Mittagsschlaf eingebracht. Wenn das Vormittagsexerzieren nicht zu anstrengend war, gingen wir um elf Uhr in die Drau schwimmen, wo wir uns dann in der freien Drau mit einigen waghalsigen Mädchen, die sich hinaustrauten, trafen. Strandbäder, wo Männlein und Weiblein gemeinsam baden konnten, gab es zu dieser Zeit selbstredend noch nicht. Um sich in die Drau hinauszuwagen, musste man sehr gut schwimmen, denn die Drau ist ein sehr reissender Fluss, unvergleichlich reissender als die Donau und es gab zahlreiche Wirbel, die man gut kennen musste. Schiffe können auf der Drau nicht verkehren, nur Flösse. Die Drau ist bei Essegg etwa zweihundert Meter breit, beim Überschwimmen der Drau wurde man jedoch mindestens vier-bis fünfhundert Meter abgetrieben.

Erwähnen möchte ich noch, dass ich als Dienstpferd das gewesene Dienstpferd des Oberleutnant Roda, später als Schriftsteller Roda-Roda bekannt, zugeteilt erhielt. Das Pferd hiess Tapir, ein schöner Fuchs und war wunderbar zugeritten. Man konnte sich ohne-

1903





Die Einj. Freiwilligen-Schule in Essegg.



1905
Erste Waffenübung

1904



Margit, Mariska, Jolán, Trucsi —



Margit, Aladár, Trucsi
Gyuri

weiters auf seine Krupe stellen.

Mit Tapir konnte man auch Stiegen hinaufreiten und Roda soll einmal als junger Leutnant im Offizierskasino, welches im ersten Stock war, hoch zu Ross erschienen sein. Er war überhaupt ein sonderbarer Kauz und man erzählte viel lustige Geschichten über sein Treiben in Essegg. Sein Zimmer war ganz schwarz austapeziert und wenn man eintrat, befand sich kein einziges Möbelstück am Fussboden, sondern sämtliche Einrichtungsgegenstände hingen vom Plafond herunter und wurden je nach Bedarf an Rollen vom Plafond heruntergelassen. Einmal soll er den ganzen Weg von der Unterstadt bis zur Oberstadt in voller Adjustierung, auf der Krupe seines Tapir stehend, zurückgelegt haben.

Ich lernte ihn erst im Jahre 1925 in Gastein persönlich kennen. Damals war er schon ein alter Herr mit einer grossen Glatze und einem dicken Bauch und nichts verriet mehr den ehemaligen waghalsigen Reiteroffizier.

Ende August gingen wir auf Scharfschiessübungen nach Koprivnica bei Karlsstadt in Kroatien. Um dorthin zu gelangen, mussten wir in diesen heissen Hochsommertagen ganz Slavonien und einen Teil von Kroatien, eine wahrhaft trostlose Gegend, durchqueren. Der Boden Slavoniens ist zwar sehr fruchtbar, trotzdem war die Bevölkerung damals bettelarm und die Landwirtschaft stand auf einer sehr tiefen Stufe. Während unseres achttägigen Marsches in glühender Hitze, passierten wir nur wenige Dörfer und Marktflecken, wo man unser Regiment so gut als möglich einquartierte. Haushoch wurde der Staub durch die sechsspännigen Geschütz-und Munitionswagen auf der Landstrasse aufgewirbelt und am Ende jedes Marschtages war die Uniform und das Gesicht jedes Soldaten fingerdick mit Staub bedeckt. - Der einzige grössere Marktflecken, zu dem wir gelangten und wo auch ein Tag Rast gehalten wurde, war Virovitica, wo sich damals die

Schaumburg-Lippesche Champagnerfabrik befand. (Diese Fabrik wurde dann im Jahre 1912 nach Villány verlegt und das Gebäude der Champagnerfabrik kauften wir im Jahre 1930).

Selbstredend konnten wir unseren Aufenthalt in Virovitica nicht vorübergehen lassen, ohne uns in der Erzeugungsstätte des damals schon renommierten Champagners einen tüchtigen Schwips zu holen. Der Schaumburg-Lippesche Champagner wurde im besten "Hotel" des Ortes zum Preise von vier Kronen die Flasche verkauft, also mussten wir nicht übermässig in die Tasche greifen, um ein Champagnergelage zu feiern, sogar einige Damen und Mädchen der Viroviticaer Gesellschaft, für die die Ankunft eines Artillerieregiments begreiflicherweise ein grosses Ereignis war, liessen sich von den Offizieren und Frewilligen gerne einladen. Bei den Klängen einer Zigeunerkapelle wurde die Unterhaltung bald recht animiert und die Sonne stand schon hoch am Himmel, als wir den Heimweg antraten.

Katastrophal wurde es jedoch am zweiten Tage unseres Aufenthaltes in Virovitica, bei welcher Gelegenheit nämlich unser Batteriekamerad der Freiwillige Scheibel, sich derart betrank, dass er gemeingefährlich wurde und wir gezwungen waren, ihn, als er gegen drei Uhr früh durch die Patrouille aus einem Wassergraben herausgefischt und nach Hause gebracht wurde, an das Bett anzubinden und ihn zu knebeln, sonst hätte er alles kurz und klein geschlagen. Um sechs Uhr früh war Weitermarsch und man kann sich vorstellen, was für eine schön frisierte Wasserleiche unser Freund Scheibel an diesem Tage war.

Anfang September waren die Scharfschiessübungen beendet und wir traten den Weg nach Essegg zurück. Kurz darauf waren



Onkel Hermann 1903



Trucsi 1900



Mein Schwiegervater mit Kindern 1906



50-te Geburtstag meines Vaters

1904

die Schlussprüfungen, die jedoch einen mehr formalen Charakter trugen, da ja kein neuer theoretischer Stoff durchgenommen werden musste und für die Erlangung des Offizierspatentes hauptsächlich die Beschreibung des Batterikommandanten massgebend war. Ich hatte eine ausgezeichnete Beschreibung und konnte Ende September schon mit der neuen Distinktion, Einjährig-Freiwilliger Kadettaspirant einherstolzieren. Am 23.September 1904 kam ich zur Feier des fünfzigsten Geburtstages meines lieben Vaters nach Hause.

Er war damals schon ziemlich kränklich, die Aufregungen der letzten sieben Jahre, sowie die Zuckerkrankheit, an der er litt und die sich infolge Nichtbeachtens der vorgeschriebenen Diät ständig verschlimmerte, untergruben seine Gesundheit und seine Nerven und es war ziemlich schwierig mit ihm auszukommen.

Er wollte, dass ich zu Hause bleibe, jedoch ständig bei meiner Grossmutter in Villány wohne, quasi in der Rolle eines Arbeitsaufsehers. - Bemerken möchte ich, dass meine Grossmutter eine zwar sehr gutmütige, jedoch vollkommen ungebildete Dorffrau war, die kaum lesen noch schreiben konnte, sich um sieben Uhr abends niederlegte und um vier Uhr früh aufstand.

Da ich nun in der Grosstadt erzogen wurde, Paris und Italien kannte und sehr ehrgeizig war, konnte ich mich in dieses einsame Dorfleben absolut nicht hineinfinden und insbesondere im Winter war es furchtbar öd. Um fünf Uhr nachmittags war es schon finster und man war auf Kerzenbeleuchtung angewiesen. Begreiflicherweise sehnte ich mich heftig in die lichtstrahlende Grosstadtzurück. Ich sass zwar bei dem Lichte einer Kerze bei meinen Büchern oft bis zehn und elf Uhr abends und habe in dieser Zeit vieles gelernt, aber auf die Dauer hielt ich es doch nicht aus. Ich erklärte meinem Va-

ter ganz offen, dass ich dieses Leben nicht ertragen könne und in die Grosstadt zurückwolle. Er war darob sehr betrübt und erklärte kategorisch, dass,wenn ich von zu Hause weggehe, ichvon seiner Seite auf keinerlei Unterstützung rechnen könne und mich selbst erhalten müsse. Das sah ich ein, vertraute jedoch auf meine eigene Kraft und im Herbst 1905 packte ich meine Sachen zusammen und fuhr mit hundert Kronen in der Tasche nach Wien.

W i e n 1905 - 1907.

"Es lebt sich ganz gut in der grossen Stadt, wenn man das nötige Kleingeld hat", sagt Wilhelm Busch und hat wie immer recht. Ohne das nötige Kleingeld ist das Leben in der Grosstadt wenig erfreulich und ich erfuhr bald diese Wahrheit.

Als ich im Pensionat bei Professor Lorenz war, hatte ich weder Wohnungs-, Beheizungs-, Beleuchtungs-, noch Nahrungssorgen, sondern musste nur mit meinem Taschengeld auskommen.

Wenn man nun mit hundert Kronen in der Tasche in Wien ankommt, noch keinen Posten hat und auch keine Aussicht von zu Hause Unterstützung zu erhalten, präsentiert sich dieGrosstadt von einer ganz anderen, bedeutend unangenehmeren Seite. Mit Rücksicht auf meine sehr beschränkten Mittel, nahm ich mir das billigste Zimmer, das ichbekommen konnte, im Hinterhof eines uralten Hauses am Graben, an dessen Stelle später der Trattnerhof errichtet wurde. Das Zimmer war ein finsteres Loch, in das kein Lichtstrahl kam und enthielt eine Bettstelle, einen Waschtisch, einen altersschwachen Kasten und einen Stuhl. Hierfür zahlte ich zwanzig Kronen Miete für einen Monat und erlegte den Betrag sogleich, denn die Hauptsache ist ja

doch, dass der Mensch, insbesondere im Winter ein Dach über dem Kopf hat. Kaum angekommen ging ich sofort auf die Stellensuche und liess in der Neuen Freien Presse ein Inserat einrücken, in welchem ich mich als Korrespondent in vier Sprachen mit Stenogrpahie und Maschinschreiben anbot. Mit klopfendem Herzen ging ich nach zwei Tagen in die Administration, um nachzusehen, ob auf mein Inserat irgendein Antrag eingelangt war.

Offen gestanden hatte ich wenig Hoffnung, denn es war zu jener Zeit ausserordentlich schwer ohne jede Beziehung oder Protektion eine halbwegs ordentliche Stelle zu erhalten, doch siehe da, meine Ankündigung, dass ich in vier Sprachen perfekt korrespondieren, sowie stenographieren und maschinschreiben kann, hatte ihre Wirkung getan. Stenographie und Maschinschreiben waren damals bei weitem nicht so verbreitet als heute, flotte Stenographen und Maschinschreiber waren noch sehr gesucht und Leute, die in vier Sprachen perfekt korrespondierten (woran sich allerdings auch heute nicht viel geändert hat) schwer aufzutreiben. Am dritten Tag nach meiner Ankunft in Wien, hatte ich bereits einen Posten als ausländischer Korrespondent in der Maschinenfabrik "Schiff und Stern" in der Wasagasse 8.

Ich verlangte als Monatsgehalt zweihundert Kronen und erhielt tatsächlich hundertachtzig Kronen bewilligt, was für die damaligen Zeiten, für einen einundzwanzigjährigen Burschen ein sehr hohes Gehalt war, denn absolvierte Akademiker mussten ein Jahr lang als Praktikanten umsonst arbeiten und wenn sie sich bei einer Firma gut bewährten, dauerte es immerhin drei bis vier Jahre bis sie einen Gehalt von hundert Kronen erhielten.

So war ich also rasch versorgt und der bittere Leidensweg des monatelangen Stellensuchens und Hungerns ist mir erspart geblie-

ben. Es wäre mir auch sehr unangenehm gewesen, wenn ich nach der stolzen Geste, mit der ich von zu Hause wegging schon nach einigen Wochen einen Bettelbrief hätte schreiben müssen, man solle mir Reisegeld schicken, damit ich nach Hause kommen kann.

Allerdings hatte insoferne Pech, als ich einige Tage, nachdem ich meine neue Stelle angetreten hatte, an der Ruhr erkrankte und was das heisst in einem finsteren Loch bei Kerzenbeleuchtung unter wildfremden Leuten ruhrkrank dazuliegen, das kann nur der beurteilen, der es mitgemacht hat. Auch fürchtete ich, dass ich meine Stelle verlieren werde. Zum Glück fiel mir ein, dass ein Schulfreund meines Vaters, den ich noch von Karlsbad aus kannte, Dr. Seligmann, Arzt war und in meiner Verzweiflung schickte ich nach ihm.

Dr. Seligmann war entsetzt über den Zustand, in dem er mich fand, war jedoch sehr gütig zu mir, was ich ihm nie vergessen habe. Er ist schon seit langer, langer Zeit tot. Zum Glück bin ich nach etwa acht Tagen wieder gesund geworden und sah mich sofort nach einem anderen Zimmer um, denn es grauste mir, wenn ich nur das Haus betrat.

Da hatte ich nun Glück, denn ich fand im selben Haus, in dessen Parterre unser Büro war, im vierten Stock ein schönes Zimmer bei netten Menschen. Das Zimmer war für meine Verhältnisse zwar sehr teuer, denn es kostete fünfzig Kronen monatlich mit Beheizung und Beleuchtung, aber lieber hätte ich auf das Nachtmahl verzichtet, um ordentlich wohnen zu können. Unser Büro war miserabel, eng und finster, kaum, dass im Sommer ein Lichtstrahl hindrang und wir mussten selbst im Sommer bei künstlichem Licht arbeiten, was auf die Dauer sehr unangenehm war. Büro hatten wir von acht bis zwölf und zwei bis sieben Uhr, kamen jedoch selten vor acht Uhr heraus. Einen freien Samstag-Nachmittag gab es damals

noch nicht, allerdings war der Sonntag frei. - Wir hatten sehr viel zu tun und ich musste auch technische Zeichnungen anfertigen, was mir mangels entsprechender Vorbildung ziemlich schwer fiel. Ich bekam die italienische, französische und ungarische Korrespondenz und musste mir anfangs viel Mühe geben, denn es waren langatmige Offerte über maschinelle Anlagen zu schreiben, mit zahllosen technischen Ausdrücken, von denen ich keine Ahnung hatte, aber schliesslich, was man muss, das kann man auch und innerhalb einiger Wochen beherrschte ich die Materie vollkommen.

Mit meinen hundertachtzig Kronen konnte ich mir das Leben ganz nett einrichten. - Wie bereits erwähnt zahlte ich fünfzig Kronen für ein schönes, zweifenstriges gut eingerichtetes Zimmer auf die Berggasse, inklusive Beleuchtung und Beheizung. Das Frühstück, Tee und ein Ei, kochte ich mir selbst, Mittagessen gab mir meine Hausfrau um eine Krone pro Mahlzeit und ich nachtmahlte je nach dem Datum entweder in einem einfachen bürgerlichen Restaurant, beim Piowati, oder ich kaufte mir ein Stück Käse oder Wurst und trank einen Kaffee im Kaffeehaus. Insgesamt kam ich mit etwa siebzig Kronen monatlich für das Essen aus, sodass mir noch etwa sechzig Kronen für Bekleidung, Vergnügungen u.s.w. verblieben; also herzlich wenig. Trotzdem war ich ein Krösus gegenüber den anderen Angestellten, da die meisten jüngeren Leute sich mit Gehältern von fünfzig bis hundert Kronen durchfretten mussten.

Diejenigen, die bei ihren Familien wohnten, hatten es natürlich viel leichter, denn sie erhielten zu Hause Kost, Quartier, Wäsche, Beheizung und Beleuchtung umsonst, oder für wenig Geld. Aber wenn man alles selbst zahlen muss, sieht die Sache ganz anders aus. Da ich sehr gerne ins Theater ging, verzichtete, resp. musste

ich oft auf das "achtmahl verzichten.

Am liebsten ging ich in die Oper, wo man damals noch auf der vierten Galerie für vierzig Heller die sogenannten Stehsitze bekommen konnte. Mit diesen Stehsitzen hatte es nämlich folgende Bewandtnis. Die Sitze auf der vierten Galerie, ganz links und ganz rechts (später wurden sie teilweise numeriert) waren damals noch alle unnumeriert und wenn man sich rechtzeitig anstellte und bei Eröffnung des Schalters, unter Aufbietung aller seiner Kräfte, die vier Stockwerke hinauflief, konnte man noch einen ganz guten Sitzplatz erwischen. Allerdings musste man sich zu diesem Zwecke spätestens um fünf Uhr nachmittags, bei Wagnervorstellungen schon um zwei und drei Uhr nachmittags, anstellen. Nun konnte ich vom Büro bestenfalls um dreiviertel sieben Uhr fort und da musste ich erst betteln, denn zumeist sassen wir bis acht Uhr abends dort. Wer aber erst um sieben Uhr in die Oper kam, erhielt im besten Falle einen Stehplatz ganz rückwärts, von wo aus man nichts sehen konnte. Nun hatte ich bei meinen Opernbesuchen die Bekanntschaft einiger junger Konservatoristinnen gemacht, sehr nette Mädels, die zwar an Geld arm waren wie die Kirchenmäuse und in die Oper auf Freibillets gingen, jedoch reich an Zeit waren. Diese meine Bekannten stellten sich schon um drei Uhr oder um vier Uhr nachmittags an und als ich um sieben Uhr oder nach Beginn der Vorstellung angerannt kam, rückten sie zusammen, sodass für mich noch ein Platz blieb. Dafür revanchierte ich mich mit dem Nachtmahl bestehend aus drei grossen Schusterlaberln, dick mit Butter bestrichen und mit Käse oder Wurst gefüllt. Es waren Riesenlaberln, wohl garniert, in eigener Regie fabriziert und alle drei Laberln kosteten nich mehr als eine Krone. Wenn ich besondere Spendierhosen an hatte, kaufte ich noch beim Zuckerbäcker auf der vierten Galerie zwei riesige Indianerkrapfen, prall mit Schlagobers gefüllt, das Stück um

zwanzig Heller.

Sehr oft ass ich zum Nachtmahl bei Piowati, wo ein Paar ausgezeichnete Wiener Würstel zwölf Heller, eine Knackwurst ebenfalls zwölf Heller und ein Paar Debreciner mit Saft zwanzig Heller kosteten. Für fünfzig bis sechzig Heller konnte man sehr gut essen und sich auch noch ein Glas Bier leisten.

Zu dieser Zeit kamen auch die ersten Automatenbuffets auf, doch diese waren verhältnismässig teuer, da ein Sandwich zwanzig Heller kostete, während man beim Würstelmann ein Paar grosse Frankfurter mit Senf und Brot auch für zwanzig Heller erhielt.

War gegen Ende des Monats schon grosse Ebbe in meiner Kassa, so kaufte ich mir zum Nachtmahl beim Maronimann einige heisse Kartoffel zu vier Heller das Stück und mit drei solchen grossen Bramburis und einem ordentlichen Stück Brot um fünf Heller, insgesamt daher siebzehn Heller konnte man sich sattessen.

Im Jahre 1905 wurde in Wien das erste Kino eröffnet und zwar das gegenwärtig noch bestehende Opernkino. Eigentlich fanden die ersten Filmvorführungen keinen besonderen Anklang, denn die Filme waren ziemlich primitiv und die Eintrittspreise nicht billig. Nur den einen Vorteil hatte das Kino, dass es dort während der Vorstellungen vollkommen finster war, demzufolge war der Kinobesuch bei Pärchen sehr beliebt, was auch heute noch der Fall sein soll. - Ebenfalls im Jahre 1905 wurde das erste Kabarett in Wien eröffnet und zwar im Gebäude des Theater an der Wien und hiess "Hölle". Der Conférencier war ein junger Mann namens Fritz Grünbaum, der heute noch ein sehr beliebter Komiker in Wien ist. Die Primadonna

war Mela Mars. Das Kabarett hatte ungeheuren Zuspruch und war jeden Abend ausverkauft. In das Jahr 1905 fällt auch die Erstaufführung von Léhar's Operette "Die lustige Witwe", welche den jungen Komponisten (er war Militärkapellmeister) weltberühmt machte und die etwa vierhundertmal in einem Zug gespielt wurde. Die Hauptrollen waren durch Louis Treumann und Mizzi Günther besetzt.

Die Wiener Oper und das Burgtheater waren damals auf dem Höhepunkt ihres Glanzes. In der Oper sangen die Tenorpartien der junge Slezak, ein Hüne von Gestalt, Schmedes, van Dyk, weiters Demuth mit seinem herrlichen Bariton, Zec, Winkelmann Mayer, alle inzwischen gestorben, nur Slezak lebt noch und spielt im Kino. Von den Damen glänzten die zu jener Zeit von der Bühne zurückgetretene Renard (Gräfin Kinsky), die Kurz, die Mildenburg und unzählige andere Grössen.- Im Burgtheater spielte noch der alte Sonnenthal, der unvergleichliche Kainz, der schöne junge Reimers, Devrient u.a. Die weiblichen Hauptrollen besetzten Adele Sandrock, die Bleibtreu, die Wilbrand-Baudius und zahlreiche andere. Im Volkstheater glänzten die Odelon, die junge Albach-Retty, die durch ihre Schönheit und Grazie auffiel, die Glöckner, der Kramer und der weltberühmte Girardi, dessen Oberkellner im "Weissen Rössel" wohl niemand vergessen wird. In jedem Theater war ein Überfluss an hervorragenden Künstlern und die Qualität der Vorstellungen war wohl kaum zu übertreffen.

Sonntag Nachmittag ging ich gewöhnlich in die populären Konzerte im Musikvereinssaal (das Konzerthaus existierte damals noch nicht) wo man für eine Krone Entrée einen bequemen Sitzplatz und ein vorzügliches Programm von denbesten Künstlern vorgetragen zu hören bekam.

Die Mittagspause im Büro benutzte ich zumeist um die Museen zu besuchen, hauptsächlich ging ich in das Kunsthistorische



Im Kastanienwald, 1905



Trucsi, 1905



Adél, Trucsi, Luci

1905



Sanyi, 1907



Balokány - Schwimmschule

1907

Museum, wo ich mit der Zeit fast jedes Bild kannte.

Nach Neujahr begann die grosse Ballsaison, denn zu jener Zeit wurde nur im Fasching getanzt. Nach dem Monat Februar hörten alle öffentlichen und privaten Tanzunterhaltungen auf, aber während des Faschings war jeden Abend etwas los.- Meine beschränkten Mittel gestatteten mir natürlich nicht kostspielige Tanzunterhaltungen zu besuchen, aber von guten Freunden erhielt ich hie und da Freikarten zu grossen Prunkbällen und auch zu kleineren Tanzunterhaltungen. So erhielt ich von meinem Freund Medinger, welcher als Grossindustriellensohn dem Komitee des Industriellenballes angehörte, eine Freikarte zu dieser vornehmsten und prunkvollsten Veranstaltung der Wiener Gesellschaft und kam sogar ins Jungherrenkomitee. Zum Glück hatte ich einen tadellosen Frack und das genügte. Dieser Industriellenball im Jahre 1905, den ich als Zweiundzwanzigjähriger mitmachte, wird mir unvergesslich bleiben.

Bis Mitternacht ging es ziemlich steif zu, aber nach Mitternach begann die Jugend mit dem Tanzen. Ich wurde den schönsten und elegantesten Mädchens Wien vorgestellt und tanzte ununterbrochen bis sechs Uhr früh. Drückend empfand ich damals nur meine Armut unter den vielen, reichen, jungen Wiener Lebemännern, denn mein Taschengeld reichte ja nicht einmal dazu aus, um mir ein belegtes Brötchen zu kaufen, geschweige denn, dass ich meine Tänzerin, wie es üblich war, zu einem Glas Sekt einladen hätte können. Das steife Hemd, die weisse Krawatte und das Gilet, die Garderobegebühr, die Elektrische das Sperrgeld u.s.w. überschritten sowieso schon bei weitem, das was ich an einem Abend ausgeben durfte, ohne mein Budget in Unordnung zu bringen. Nachtmahl habe ich an solchen Tagen sowieso nicht gegessen, ich hätte es mir zwar leisten können, an einem Abend fünf bis

sechs Kronen auszugeben und dann die ganze Woche zu Hause zu bleiben, aber das wollte ich nicht. - Der Fasching war kurz, ich war lebenshungrig und wollte von den Vergnugungen des Lebens soviel als möglich erhaschen. Wenn mir jemand in diesem Winter mit hundert Kronen ausgeholfen hätte, ich wäre ihm sehr dankbar gewesen und hätte es ihm später gerne, auch mit tausend Prozent Zinsen zurückgezahlt.

Der überwiegende Teil der Menschen leidet darunter, dass, insolange sie jung, gesund und lebensfreudig sind, sie nicht genügend Geld haben um an den Vergnügungen des Lebens teilzunehmen und sie werden alt, krank und griesgrämig bis sie soviel Geld haben um sich zu amüsieren, in diesem Zeitpunkt fehlt ihnen jedoch zumeist schon die Gesundheit und die Lust dazu. - Ich war noch von der Zeit meines Studiums in Wien mit zahlreichen, reichen Industriellensöhnen, wie Medinger, Salcher u.s.w. befreundet. Diese jungen Leute, durchwegs Söhne von sehr reichen und angesehenen Familien, bildeten eine Gesellschaftsklasse für sich und gaben das Geld mit vollen Händen aus. Ich hatte auch zahlreiche Verwandte in Wien, die Familien Engel, Stern u.s.w., die damals alle sehr reich waren und sehr vornehm lebten. Von all diesen meinen Bekannten und Verwandten wurde ich öfters eingeladen und es bedurfte einer besonderen Taktik und Einteilung, damit man nichts von meiner Armut bemerkte. Wenn ich bei Engels in Döbling eingeladen war, fuhr ich niemals mit der Elektrischen, denn das kostete hin und zurück vierzig Heller und war für mein Nachtmahl reserviert, aber mindestens eine Krone Trinkgeld musste ich dem Stubenmädchen geben, sonst hätte man die Nase über mich grümpft und mich als Schmutzian verschrien.

Sehr in Mode waren damals die sogenannten Kegelklubs. Im Souterrain der grossen Kaffeehäuser befand sich zumeist eine Kegelbahn und es wurde tatsächlich und ernstlich gekegelt. Gute Kegel-

spieler waren damals genau so beliebt als heute gute Bridgespieler. Allerdings war das Kegelspielen bedeutend gesünder als heute das Bridgespielen. Auch die Damen kegelten fleissig mit und zum Schluss war eine Tanzerei, notabene wennvon irgendwo Musik aufzutreiben war, denn Grammophon und Radio gab es damals noch nicht. Oft veranstalte der Kegelklub Tanzunterhaltungen, zu denen man im Smoking oder im Frack erschien. An diesen Abenden wurde freilich nicht gekegelt. Entrée gab es keines, der Cafetier war damit zufrieden, dass mehr Speisen und Getränke konsumiert wurden.

Um wievieles billiger die Kaffeehäuser als heute waren, will ich mit Folgendem illustrieren: In einem erstklassigen Wiener Ringkaffee kostete eine Melange mit Schlag achtundzwanzig Heller gegenüber einem Schilling heute. Eine Flasche Bier dreissig Heller und ein Schinkenbrot oder ein Paar Würstel ebenfalls dreissig Heller. Zu diesen Kegelabenden ging ich daher schon aus finanziellen Gründen am liebsten. Sehr ernst wurde das Kegeln bei der Familie Medinger, die eine prachtvolle Villa in Mauer hatte , betrieben. Auf der Medlinger,schen Kegelbahn in Mauer wurde alljährlich ein Kegelderby ausgetragen. Der Sieger erhielt das blaue Band und hundert Kronen in bar, der zweite Preis waren fünfzig Kronen, der dritte zwanzig Kronen. Jeder Bewerber musste fünf Kronen Einsatz leisten, den Rest bestritt die Familie Medinger. Wer in drei aufeinanderfolgenden Jahren das Kegelderby gewann, erhielt einen grossen silbernen Pokal. Bis zum Jahre 1905 hatte noch kein anderer als ein Angehöriger der Familie Medinger das Kegelderby gewonnen. Als nun im Monat Jänner das Kegelderby ausgetragen wurde, führte ich in der Entscheidung und es war fast sicher, dass ich das Derby gewann. Als ich jedoch die Angst und Aufregung auf den Gesichtern der Familie Medinger sah, verpatzte ich absichtlich den letzten Schub, sodass ich nur Zweiter wurde, was einen ungeheueren Jubel bei Medingers auslöste.

Eduard, mein Freund, der das Derby gewann, beobachtete dies jedoch genau und kam nachher zu mir und sagte, es wäre sehr nett von mir gewesen, dass ich im letzten Gang absichtlich danebenschob.

Medingers waren damals sehr reiche und angesehene Wiener Grossindustriellem die jedoch, wie zahlreiche Wiener Patrizierfamilien nach dem Krieg fast vollkommen zugrundegingen. Das tragische Schicksal dieser Familien war, dass immer mehr und mehr Söhne und Enkel in das Geschäft kamen, sehr gut leben wollten, während der Geschäftsumfang infolge der Zerreissung der Monarchie immer mehr zusammenschrumpfte.

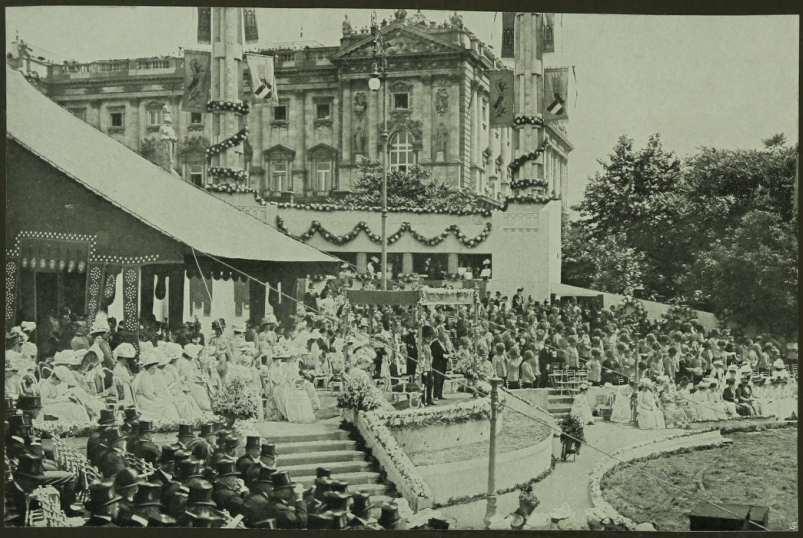
Im Jahre 1905 befanden sich jedoch diese vornehmen Wiener Bürgerfamilien auf dem Höhepunkte ihres Glanzes und ihres Reichtums und wetteiferten in punkto Lebensführung mit den reichsten Aristokraten. Der Reichtum des Bierbrauers Dreher war sagenhaft, man schätzte sein Vermögen auf 200 Millionen Kronen, aber auch viele meiner Bekannten und Verwandten, wie z.B. Medinger, Schlumberger, Kattus, Salcher, Schneider, Engel, Stern, May verfügten über Millionenvermögen. Das Vermögen des Mannes meiner Tante Marianne, des Zuckerfabrikanten von May, schätzte man damals auf 20 bis 30 Millionen Kronen. Frau May war eine sehr schöne Frau und glänzte auf den vornehmsten Bällen als Lady Patronesse. Um nur einen Begriff von dem damaligen Aufwand dieser begüterten Wiener Industriellenfamilien zu machen, will ich erwähnen, dass bei Tante Marianne ausser sehr zahlreichen Dienstboten ständig zwei Wäscherinnen angestellt waren und jeden Tag komplette Leib-und Tischwäsche und zweimal in der Woche frische Bettwäsche gegeben wurde. Ich erinnere mich noch wie mein Cousin Aurel, der als junger Mann ein übertriebener Geck war, mir im Jahre 1908 erklärte, dass es ihm unverständlich ist, wie man ein Hemd, auch wenn es vollkommen



Kegelklub, Wien 1906



Robert u. Marianne



1908



Kaiser Huldigungs Festzug, Wien

rein ist, am nächsten Tage noch anziehen kann.-Heute gibt er es allerdings billiger, denn er hat kaum zum Leben.

Dass der raffinierte Luxus meiner Freunde und Verwandten mich in meiner ziemlich ärmlichen Lage doppelt bedrückte, ist leicht erklärlich, liess aber in mir den unbeugsamen Entschluss reifen, unbedingt hinaufzukommen und selbst ein vermögender Mann zu werden, damit meine Kinder nicht unter ähnlichen Demütigungen zu leiden haben, wie ich in meiner Jugend. Wenn ich abends durch die Kärntnerstrasse ging und alle die schönen Sachen in den glänzenden Auslagen sah und die feinen Bissen in den Delikatessengeschäften, die ich mir nicht kaufen konnte, sondern mich mit ein paar Würstchen beim Würstelmann begnügen musste, so schwor ich, dass ich es durch Fleiss und Arbeit auch zu etwas bringenwerde und nicht nur Zaungast bei den vergnügten und glücklichen Menschen zu sein. Ich habe bald eingesehen, dass der Sozialismus nur die Arbeitsbedingungen der grossen Masse verbessern kann, jedoch keinerlei Revolution oder Güterverteilung dazuführen kann, alle reich zu machen. Ansehen und Reichtum kann man nur durch unermüdliche, individuelle Arbeit schaffen, von einzelnen glücklichen Fällen, wie z.B. unerwartete Erbschaft eines Onkels in Amerika, Haupttreffer oder ähnlichem abgesehen.

Zu dieser Zeit begann ich auch mit meiner schriftstellerischen Tätigkeit, indem ich Briefe aus Wien an unser Lokalblatt, dem "Pécsi Napló" schrieb, diese Artikel habe ich heute noch, sauber in ein Album eingeklebt, wie ich alles, was ich im Laufe der Jahre geschrieben habe, sorgfältig in Albums einklebte. ~~xxxxxxxxxxxx~~

~~was ich im Laufe der Jahre geschrieben habe, sorgfältig aufbewahrte.~~

Diese vergilbten Blätter geben ein ziemlich anschauliches Bild von dem Leben und Treiben in Wien vor dreissig Jahren. Einiges muss ich allerdings revidieren, denn ich schrieb z.B. eine ziemlich abfällige Kritik

über die Musik der Oper "Salome" von Richard Strauss. Damals galt diese Art von Instrumentation für ganz extravagant und unverständlich. Heute allerdings nach Stravinsky und Schönberg mutet sie schon klassisch an. Mit der Oper "Die Frau ohne Schatten" von Richard Strauss und insbesondere mit dem Chor der sieben ungeborenen Kinder kann ich jedoch auch heute noch nicht befreunden.

Die Pracht und der Luxus in der Kaiserstadt Wien war zu jener Zeit unerhört. Am Abend flutete über den sogenannten Korso, der sich vom Kohlmarkt über den Graben, Kärntnerstrasse bis zum Schwarzenbergplatz erstreckte, eine vieltausendköpfige elegante Menge auf und ab und zwar hinauf gegen den Ring zu links neben den Häusern und gegen den Graben links auf der Strassenseite. Gegen den Menschenstrom zu gehen, wäre unmöglich gewesen und wenn es jemand eilig hatte, musste er entweder auf die andere Strassenseite hinübergehen, oder einen Omnibus (Stellwagen) benutzen, denn in der Inneren Stadt gab es kein anderes öffentliches Verkehrsmittel. Die Linien der Elektrischen gingen nur auf der Ringstrasse, Automobile gab es damals nur ganz vereinzelt. Sie wurden als ein recht unsicheres Verkehrsmittel betrachtet und nur die ganz reichen Leute schafften sich ein Elektromobil an, welches geräuschlos dahinglitt, jedoch nur innerhalb der Stadt benützt werden konnte, denn der Akkumulator konnten auf mehr als zwanzig Kilometer Wegstrecke nicht aufgeladen werden. Die ersten Taxameter erschienen in Wien im Jahre 1910.

In den Zeitungen las man auch von den Versuchen, die einige waghalsige Menschen in Amerika, Brüder Wright u.a. mit Flugzeugen, die von einem Benzinmotor getrieben wurden, unternahmen und man hörte, dass sie mit diesen gebrechlichen Appa-

raten auch tatsächlich einige hundert Meter weit geflogen sind. Auch in Frankreich unternahm ein gewisser Bleriot Flugversuche, aber man schüttelte bedenklich die Köpfe und meinte, dass sich höchstens Selbstmörder auf so ein schwankendes Gestell begeben können. - Grosses Aufsehen erregte hingegen der Ausbau des interurbanen Fernsprechverkehrs. Man konnte von Wien aus schon nach Budapest, Berlin und sogar nach Paris telefonieren, was sehr viel zum Aufschwung des Geschäftsverkehrs beitrug. Überhaupt entwickelte sich die Elektrotechnik kolossal und jeden Tag hörte man von neuen Erfindungen und Verbesserungen. Die Beleuchtung in den Häusern und in den Strassen wurde von Gas auf Elektrizität, die viel bequemer und weniger feuergefährlich war, umgestellt. Überall war eine kolossale Entwicklung im Fluss, die Völker verkehrten miteinander in der freundschaftlichsten Weise und wenn man in ein fremdes Land fuhr, bemerkte man dies hauptsächlich an der Frage der Grenzbeamten, ob man etwas zu verzollen habe und an der verschiedenen Sprache.

Wenn man den Zustand, der vor dreissig Jahren in Europa herrschte heute wieder plötzlich herstellen könnte, würde man glauben, das goldene Zeitalter sei da. Armut und Elend gab es damals allerdings auch, wie es ja Armut und Elend immer auf der Welt gegeben hat und geben wird, jedoch in weit geringerem Masse als heute und der wirklich Arme oder Kranke fand leicht Unterstützung bei irgendeinem wohltätigen Verein, deren es damals zahlreiche gab und die über reiche Geldmittel verfügten. Arg war es damals nur, wenn jemand gesund und jung war und seinen Posten verlor. Manuelle Arbeiter fanden leicht Unterkunft in einem anderen Betrieb, in Bürokräften war jedoch damals schon ein grosses Überangebot, dies musste ich am eigenen Leib erfahren, als ich im Juni plötzlich meinen Posten verlor. Die Geschäfte der Firma, wo ich angestellt war, gingen schwach, es mussten einige

Angestellte abgebaut werden und selbstredend mussten die zuletzt engagierten jungen Leute an den Abbau glauben, denn die alten, verheirateten Männer, die schon seit vielen Jahren bei der Firma tätig waren, konnte man nicht gut auf die Strasse setzen.

Es gibt nichts ärgeres für einen ambitionierten und arbeitswilligen, jungen Menschen, als wenn ihm plötzlich der Stuhl vor die Tür gesetzt wird. - Mit dem Geld musste ich sehr sparen, denn ich wusste ja nicht, ob ich schnell wieder einen Posten bekommen werde, nach Hause zu schreiben verbot mir mein Stolz und so blieb mir nichts anderes übrig, als im Volksgarten oder Stadtpark herumzusitzen, wenn ich nicht gerade Offerte schrieb oder mich wegen eines Postens vorstellte. Auch damals kamen auf einen ausgeschriebenen Posten zwanzig, dreissig und noch mehr Bewerber, die sich in ihren Gehaltsansprüchen unterboten um nur irgendwie unterzukommen. Bei meiner Suche um einen Posten fand ich oft arme Mädchen, die schon jahrelange Büropraxis hinter sich hatten und bereit waren, auch um fünfzig und sechzig Kronen im Monat einen Posten anzunehmen, um nur irgendwo unterzukommen und nicht ganz auf die Gnade ihrer sowieso bedürftigen Eltern oder Verwandten angewiesen zu sein. Da ich zweihundert Kronen monatlich verlangte, fand ich - insbesondere im Hochsommer - wo in den meisten Betrieben nicht viel zu tun war, nur schwer einen anderen Posten. Aber nach etwa sechswöchentlichem Suchen, wobei ich den Leibriemen ziemlich eng schnallen musste, fand ich einen Posten als Buchhalter und Korrespondent bei der Generalvertretung eines deutschen Kohlenbergwerkes. Dieser Posten gefiel mir jedoch ganz und gar nicht, denn es war nur eine rein maschinelle Arbeit zu machen, wobei ich gar nichts lernen konnte.



1906





1907



Ausstellung in Pécs

Von zu Hause kam auch Nachricht, dass der Gesundheitszustand meines Vaters nicht der beste sei und meine Nachhausekunft dringend notwendig wäre. So entschloss ich mich leicht, diesen mir unsympathischen Posten aufzugeben und im Dezember nach Hause zu fahren. Über dem Winter half ich dann meinem Vater im Rebengeschäft und schrieb auch mein erstes Buch "Die Rekonstruktion der Weingärten", wofür ich vom Verlag Hartleben ein Honorar von vierhundert Kronen erhielt, eine hübsche Summe Geldes, die heute einen Kaufwert von mindestens achthundert Schilling hätten. Dieses Honorar von vierhundert Kronen sparte ich mir auf, denn ich wollte nicht längere Zeit zu Hause bleiben und auch meinen Eltern nicht zur Last fallen.

Im Winter 1907 gab es bei uns im Rebengeschäft viel zu tun, insbesondere hatten wir bedeutende Edelreislieferungen nach Österreich. Mein Vater war durch seine Krankheit an das Zimmer gefesselt und ich musste überall herumfahren, um die Reben einzukaufen und sie gleich nach Österreich abzusenden. Es war ein lukratives Geschäft und ich war sehr froh, dass ich meinem Vater bei der Abwicklung behilflich sein konnte. Aber auf die Dauer zu Hause bleiben wollte ich nicht und interessierte mich schon während des Winters für einen anderen Posten.

Diesen Posten, der eine entscheidende Wendung in meinem Leben bedeuten sollte, erhielt ich durch einen Zufall. Im Monat März 1907 hatte ich einen Herrn Schwarz in Tapolca, der damals ein kleiner Weinagent war, einen grösseren Posten Reben zu übernehmen. Ich fuhr von Tapolca nach Budapest und lernte im Zug einen Herrn in den vierziger Jahren kennen, mit dem ich ins Gespräch kam. Es war Direktor Székely von der damaligen "Magyar Bank és Kereskedelmi r.t."

in Budapest, ein aufblühendes junges Unternehmen, welches sich auch stark mit Exportgeschäften befasste. Als Herr Direktor Székely im Laufe des Gespräches von mir erfuhr, dass ich mehrere Jahre im Ausland war und ausser meiner Muttersprache perfekt deutsch, französisch, italienisch und etwas englisch könne, sagte er mir, dass er für seine Exportabteilung gerade so einen jungen Mann brauchen könnte. Ich soll mich daher in Budapest vorstellen und eine schriftliche Offerte einreichen. Tatsächlich wurde ich auch vom Fleck weg engagiert u.zw. mit einem Gehalt von hundertachtzig Kronen monatlich, was nicht geringes Aufsehen in der Bank verursachte. Allerdings konnte ich meinen neuen Posten erst am 1.Mai antreten, denn im April hatte ich noch viel für meinen Vater zu tun. - Ich war sehr glücklich nach Budapest zu kommen und auch meine Mama freute sich sehr, dass ich so einen guten Posten erhielt und zwar in einer Bank.-Die Klasse der Bankbeamten hatte nämlich damals in Budapest einen gewissen Nimbus und normaler Weise bedurfte es grosser Protektion, um bei einer Bank als Volontär unterzukommen. Mein Vater hätte es zwar lieber gesehen, wenn ich zu Hause geblieben wäre und ihm im Geschäft geholfen hätte, hierzu konnte ich mich jedoch nicht entschliessen, denn ich wollte sehen, lernen, mich weiterbilden und auf eigenen Füssen stehend vorwärtskommen.

Budapest 1907 - 1910.

Am 1.Mai 1907 meldete ich mich bei Direktor Székely in Budapest und wurde mit der Leitung der sogenannten Überseeabteilung betraut. Ich hatte die ganze Korrespondenz dieser Abteilung in vier Sprachen zu erledigen, was keine so leichte Sache

war, denn es handelte sich oft um ziemlich riskante Geschäfte. - Ich erinnere mich daran, dass ich öfters nach Griechenland, Japan, Amerika u.s.w. kabeln musste und wurden beträchtliche Mengen von Kupfervitriol, Leder und zahlreichen anderen Artikeln verkauft, wobei es sich um grosse Summen handelte. Offen gestanden war ich erstaunt darüber, dass man einem in diesen Geschäften wenig erfahrenen jungen Mann die selbständige Abwicklung so grosser Geschäfte ohneweiters anvertraute. Ich konnte eigentlich kabeln und schreiben, was ich wollte, denn mein unmittelbarer Vorgesetzter, Prokurist Török, verstand ausser ungarisch und etwas deutsch keine fremde Sprache, demzufolge verstand er auch nicht, was in den Briefen stand. Direktor Székely war zumeist krank (er verstand übrigens auch kein Französisch) und die anderen Direktoren oder Direktionsmitglieder, denen die Post zur zweiten Unterschrift vorgelegt wurde, sahen sich die Briefe überhaupt nicht an, sondern unterschrieben dieselben ganz mechanisch.

Ich finde, dass es ein grosser Fehler bei so bedeutenden Unternehmungen ist, dass bei oft sehr wichtigen Geschäften, wo die Bank ein grosses Engagement trägt und beim Misslingen der Sache grosse Verluste entstehen können, die ganze Gestion und Verantwortung untergeordnete, junge Beamte tragen und der Direktor, dessen Aufgabe es eigentlich wäre sich um diese Sachen zu kümmern, die Post nicht einmal liest, sondern mechanisch unterschreibt, wenn er überhaupt unterschreibt.

Solange die Geschäfte sozusagen von selbst gehen, wie es in den Vorkriegsjahren der Fall war, spielte dies keine so grosse Rolle und die Verluste, die bei einzelnen Geschäften entstanden, wurden durch reichliche Gewinne bei anderen Geschäften ausgeglichen. In der Nachkriegszeit, wo man infolge der politischen und geldlichen Wirren bei jedem Geschäft die grösste Vorsicht walten lassen musste,

rächte sich jedoch diese Schlamperei bitter und die Banken verloren den grössten Teil ihres eigenen Kapitals, ihre Reserven und die grössten und vornehmsten Institute, wie die Kreditanstalt, Bodenkreditanstalt u.s.w. gingen jämmerlich zugrunde, der Volkswirtschaft des Landes immensen Schaden verursachend. - Kehren wir jedoch in das schöne Jahr 1907 zurück. Nebenbei bemerkt war auch dieses Jahr nicht so schön, denn in den Vereinigten Staaten von Nordamerika entstand eine furchtbare Krise, ähnlich wie im Jahre 1931, und die Rückwirkungen dieser Krise machten sich auch in der europäischen Finanzwelt fühlbar. Jedenfalls hatte ich aber eine sehr interessante und abwechslungsreiche Arbeit und wäre mit allem sehr zufrieden gewesen, wenn ich nicht das Pech gehabt hätte, einige Wochen nach Eintritt in die Bank an Ischias zuerkranken. Ich versuchte alle möglichen Kuren (soweit es eben meine knappen Geldmittel gestatteten) jedoch ohne richtigen Erfolg und laborierte an dem verdammten Ischias mehr als zwei Jahre herum, dazu gesellte sich noch ein nervöses Magenleiden, sodass ich innerhalb eines Jahres zwölf Kilo abnahm und jämmerlich aussah.

Dieses nervöse Magenleiden entstand dadurch, dass ich vom Verlag Hartleben die Neubearbeitung von Hellenthals "Handbuch für Weinbesitzer und Weinhändler" übernahm. Ein sehr bekanntes Handbuch, das jedoch von A bis Z neu geschrieben werden musste, da es vollkommen veraltet war. Ich erhielt für die Umarbeitung sechshundert Goldkronen und verdiente noch etwa vierhundert Kronen durch Acquisition von Inseraten für den Verlag (fünfzig Proezent des Insertionsbetrages gehörtenmir). Selbstredend hatte ich nur in der Nacht, sowie an Sonn-und Feiertagen Zeit diese grosse Arbeit zu bewältigen. - In der Bank war ich von halb neun Uhr früh bis

sechs abends mit eineinhalb Stunden Mittagspause, sehr stark beschäftigt und kam todmüde nach Hause. Ich ging dann eine Stunde spazieren, speiste zu Hause etwas Kaltes und setzte mich um acht Uhr an meinen Schreibtisch und arbeitete oft bis zwei und drei Uhr in der Früh, den ganzen Tag sowie an Sonn-und Feiertagen. Auf die Dauer kann das natürlich niemand aushalten. Das Buch wurde zwar auf den Tag genau fertig und fand allgemeinen Beifall, ich war aber auch mit meinen Nerven fertig und sah derart elend aus, dass man mich auf vier Wochen Urlaub schickte.

Leider starb mein Protektor, Direktor Székely, einige Monate nach meinem Eintritt in die Bank, sein Nachfolger wurde Direktor Bér,welcher aus Fiume zu uns kam. Direktor Bér sah es nicht gerne, dass ich mich ausser meiner Tätigkeit in der Bank auch mit fachliterarischen Arbeiten befasste und wollte mich in die Filiale nach Saloniki versetzen. Ich hatte jedoch gar keine Lust nach Saloniki zu gehen, umsoweniger als ich endlich meinen Traum, eine eigene Wohnung mit eigenen Möbeln zu haben, realisieren konnte und obwohl sie sehr einfach war, war ich ganz verliebt in meine neue Wohnung und hätte dieselbe nur sehr ungern aufgegeben.

Ichhasste nämlich von jeher die Monatszimmer und insbesondere in Budapest waren diesbezüglich schauderhafte Zustände. Zimmer vermieteten nur ganz gewöhnliche Leute und trachteten den Zimmerherrn nach Möglichkeit auszusaugen. Die jungen Leute in Budapest legten auf anständiges Wohnen überhaupt wenig Wert und hausten in den schauderhaftesten Löchern um nur äusserlich mit einer gewissen Talmieleganz auftreten zu können. Ich war von jeher kein Freund des Herumsaitzens in Kaffeehäusern und Nachtlokalen und zog es vor eine ordentliche Wohnung zu haben, wo ich mich wohl fühlte und wo ich am Abend in Ruhe arbeiten und meine Studien betreiben konnte. Für den überwiegenden

Grossteil der Angestellten war jedoch eine eigene Wohnung ein unerreichbarer Traum. Die Anschaffung der Möbel war ziemlich kostspielig, die Zinse waren hoch und die Erhaltung einer Wohnung kostete auch Geld.

Durch den Umstand, dass mein Vater im Jahre 1908 beschloss von Pécs nach Villány zu übersiedeln und den ziemlich kostspieligen Pécser Haushalt ganz aufzugeben, wurden zwei Zimmer Möbel, die seinerzeit Eigentum meines verstorbenen Onkels Hermann waren, frei und erhielt ich dieselben auf meine Bitte. In dem Haus der alten Frau Fürst (der Mutter derTante Lenke) fand ich eine Zweizimmerwohnung, die ich zum relativ billigen Zins von monatlich fünfundzwanzig Kronen erhielt. Für das Aufräumen und die Bedienung musste ich nichts zahlen, denn in Budapest war es üblich, dass man die Küche und das Mädchenzimmer einem Ehepaar oder einer alleinstehenden Witwe gab, die für freie Wohnung, Beheizung und Beleuchtung die Wohnung in Ordnung hielt und die Bedienung besorgte. Ichbekam eine sehr nette Frau, die glücklich war der Wohnungssorgen ledig zu sein und mir sogar gerne ein Nachtmahl kochte, wenn ich abends zu Hause bleiben wollte, was sehr oft vorkam.

All mein erspartes Geld verwendete ich dann zur Einrichtung und Ausschmückung meiner Wohnung und einzelne Einrichtungsgegenstände und Bilder, die ich mir damals anschaffte, besitze ich heute noch. Anfangs ging dies allerdings schwer und ich musste auf das Honorar, welches ich für meine Bücher erhielt, zurückgreifen. Aber lieber sparte ich mir den Bissen vom Mund ab, damit nur meine Wohnung in Ordnung sei und immer schöner werde. Eineigenes Heim ist für einen jungen Mann, insbesondere in der Grosstadt von grosser Bedeutung, denn die Verlockungen der Grosstadt sind sehr gross und wenn man mit Grausen darandenkt nach Hause zu gehen, wie es bei den

meisten jungen Leuten der Fall war, so gewöhnt man sich an das Nachtleben und lungert in den Kaffeehäusern und Nachtlokalen bis Mitternacht, ja bis zwei und drei Uhr in der Früh herum, gibt mehr Geld aus, als man sollte und beeinträchtigt auch seine Gesundheit. Meine Kameraden wussten, dass wenn ich mit Ihnen ging, ich spätestens um elf Uhr vom Tisch aufstand, zahlte und nach Hause ging. Sie hänselten mich anfangs auch deswegen, da jedoch der Spott nicht verfing, gewöhnten sie sich daran.

Das Nachtleben zu jener Zeit in Budapest war ausserordentlich stark entwickelt und ich kannte sehr viele junge Leute, die selten vor den Morgenstunden ins Bett kamen. Das sogenannte "Drahn" war ja auch verhältnismässig billig.Ganz abgesehen von den bürgerlichen Kaffee-und Gasthäusern, wo man sehr billig essen und trinken konnte, waren auch die sogenannten noblen Lokale nicht teuer. - Das berühmteste Nachtlokal war damals das "Fövárosi Orfeumkáváház", wo die Lebe-und Halbwelt verkehrte. In diesem Lokal wurde fast ausschliesslich Champagner getrunken, aber eine Flasche besten inländischen Champagners kostete nur zehn Kronen und wenn wir zu viert oder zu fünft eine Flasche tranken, so stellte sich das mit allen Nebenspesen auf zweieinhalb bis drei Kronen pro Kopf, also eine immerhin erschwingliche Summe.

Leider wollte sich mein Magenleiden nicht bessern. Ich nahm fortwährend ab, war sehr nervös und deshalb empfahl mir mein neuer Chef - da ich nicht nach Saloniki gehen wollte - ich solle ein halbes Jahr am Lande verbringen um meine Gesundheit wiederherzustellen. Meinem Vater war dies sehr recht, denn sein Gesundheitszustand verschlimmerte sich dauernd und er brauchte, insbesondere im Jahre 1908, wo eine sehr grosse Lese erwartet wurde, dringend

eine Hilfe. Auch ich wollte meine Gesundheit wieder in Ordnung bringen und deshalb entschbss ich mich, allerdings schweren Herzens, vom 1.Oktober 1908 bis 1.April 1909, also für sechs Monate nach Hause zu gehen. Mein Bruder Sándor maturierte in diesem Jahr und nachdem er sehr kräftig war, rückte er am 1.Oktober als Achtzehnjähriger zum gleich Regiment wie ich ein, um sein Jahr abzudienen.

Die Lese des Jahres 1908 war die reichste Lese seit Menschengedenken, aber nicht nur quantitativ, sondern auch qualitativ einer der besten Jahrgänge, die je zu verzeichnen waren. Die Fechsung Ungarns im Jahre 1908 betrug über acht Millionen Hektoliter (gegenüber vier Millionen Hektoliter normaler Fechsung). Der Zuckergehalt der Moste war fantastisch hoch; ich habe damals in Villány Rotwein abgradiert, der über 16 % Alkohol hatte und noch ziemlich süss war. Es war aber auch ein ideales Wetter, vom Frühjahr bis zum November schien unentwegt die Sonne, nur von einzelnen ganz kurzen Regen abgesehen, die zur Reife der Trauben unbedingt notwendig waren.

Während der Lese, die sich bis Mitte Oktober hinzog, sah man nicht eine Wolke. Wir begannen mit der Lese am 1.Oktober und beendigten dieselbe erst am 5.November. Im Kolonieweingarten fechsten wir von sechzehn Joch 1.300 Hektoliter Wein und trotz dieser grossen Menge war die Qualität ausgezeichnet. Gegen Ende Oktober waren die Nächte schon sehr kalt und die Trauben in der Früh gefroren, tauten jedoch gegen Zehn Uhr auf. Auch aus diesen gefrorenen Trauben wurde ein sehr guter Wein.

Der Winter 1908/09 war sehr kalt, der Schnee stand meterhoch in Villány und es wollte nur sehr schwer Frühjahr werden. Es war ein sehr trauriger Winter, denn meine Mutter konnte sich nach dem gewohnten Stadtleben nur schwer an die Dorfeinsamkeit gewöhnen. Meine



Die drei Geschwister 1908



Das Brautpaar 1908

Schwester Trucsi, die im Sommer 1908 nach Nagyvárad geheiratet hat, fehlte ihr auch sehr, ebenso mein Bruder Sanyi, der in Essegg als Freiwilliger diente. Mein Vater war fortwährend krank und demzufolge schlecht aufgelegt. Ich war recht froh, als der Winter vorbeiging und ich wieder nach Budapest zurückkehren konnte. - Man teilte mich in die Bankabteilung ein, worüber ich mich sehr freute, denn ich hatte schon lange den Wunsch ein richtiges grosszügiges Bankgeschäft kennen zu lernen. Die Bankabteilung war eigentlich noch jungen Datums, denn dieFirma wurde seinerzeit als Handelsgesellschaft gegründet, die sich hauptsächlich mit dem Verkaufe der Produkte des Salzmonopols, Import von Agrumen und Export von ungarischen landwirtschaftlichen Maschinen, sowie landwirtschaftlicher Produkte befasste. Sie unterhielt Filialen in den europäischen Ländern, pflegte aber auch den Überseeexport.

Im Jahre 1909 war die Bankabteilung in vollem Aufschwung begriffen und wuchs sozusagen von Tag zu Tag. In einem solchen aufstrebenden Geschäft ist es ein Vergnügen zu arbeiten. Man muss zwar sehr fleissig sein, aber man lernt sehr viel und hat Aussicht vorwärtszukommen. Während der nicht ganz drei Jahre, die ich bei der Ungarischen Bank-und Handelsgesellschaft verbrachte, erhielt ich - trotzdem ich mit einem ziemlich hohen Anfangsgehalt eintrat - eine sukzessive Gehaltserhöhung auf dreihundert Kronen monatlich, was für einen sechsundzwanzigjährigen jungen Mann damals schon ein ganz nettes Einkommen war. Mit meinen Privatarbeiten, die ich in der Nacht und an Sonn-und Feiertagen machte, verdiente ich weitere zwei-bis dreihundert Kronen monatlich, sodass ich ein Gesamteinkommen von etwa fünf-bis sechshundert Kronen monatlich hatte, wovon, bei entsprechender Einteilung, ein junger Mann damals in Budapest sehr gut leben

konnte. Ich arbeitete zwar im Tag vierzehn bis sechzehn Stunden, liess mir aber nichts abgehen und die Zeit von 1908 - 1910 gehört zu meinen schönsten Jugendjahren. Im Jahre 1909 zog mein in diesem Jahr verstorbener Onkel Gyula von Engel nach Budapest. Seine Schwiegermutter die alte Frau v. Fürst, in deren Haus ich wohnte, protegierte mich sehr und so kam ich rasch in die beste Budapester Gesellschaft, die ansonst ziemlich exklusiv war.

Trotzdem ich keiner reichen Patrizierfamilie angehörte und nur ein einfacher Bankbeamter war, erhielt ich zahlreiche Einladungen zu den vornehmsten Privatbällen und so konnte ich mich während der Ballsaison nur selten ausschlafen.

Es ist der Mühe wert diesen Mädchenbällen vor dem Krieg in Budapest ein eigenes Kapitel zu widmen. - Budapest war in den Jahren knapp vor dem Krieg eine aufblühende Metropole. Kaufleute, Industrielle, Gründer und Unternehmer fanden reichlichen Verdienst, das Geld floss in Strömen dem Zentrum zu und es war wirklich gutes und ehrlich verdientes Geld. Es bildete sich in Budapest eine Kaste von Grossindustriellen, Grossunternehmern, Bankpräsidenten und Bankdirektoren, die tonangebend waren und in punkto Lebensführung mit der alten eingesessenen Aristokratie und Gentry nicht nur konkurrierte, sondern trachtete diese in Wohlleben und Luxus zu überbieten. Ich will nur einige Namen zitieren, wie Manfred Weiss, Kornfeld, Baron Láncy, Baron Herzog, Baron Grödl, Fellner, Baron Kohner u.s.w. Fast alle diese reichgewordenen Bürgerfamilien (überwiegend jüdischer Abstammung) trachteten die Baronie oder mindestens den Adel zu erhalten oder den Hofratstitel, welcher in Ungarn ebenfalls mit der Ansprache "Méltósagos" verbunden war, was bei entsprechenden Verbindungen und

Geldopfern für Wahl-oder Wohltätigkeitszwecke unschwer erreichbar war.

Die frisch gebackenen Baronessen und Hofratstöchter wurden nun in die Gesellschaft eingeführt und es war Sitte, dass jedes Mädchen aus diesen Kreisen, wenn sie achtzehn Jahre alt war und aus einem ausländischen Pensionat, wo ihre Erziehung vervollkommnet wurde, nach Hause kam, einen grossen Ball gab, entweder zu Hause, oder wenn die Wohnung oder Villa nicht genügend gross war, in den Räumen des Pester Lloyd oder des Vigadó. - Zu so einem Hausball wurden im allgemeinen dreissig bis vierzig Mädchen der Gesellschaft, achtzig bis hundert junge Leute und zwanzig bis dreissig Begleitpersonen eingeladen. Mit der gastgebenden Familie und ihrer Verwandtschaft, die man ohne schwere Beleidigungen hervorzurufen, nicht gut nicht einladen konnte, waren es selten weniger als zweihundert Personen. Man erschien um elf Uhr nachts, unterhielt sich und tanzte bis etwa ein Uhr, dann kam ein sehr reichhaltiges Souper, welches etwa eine Stunde in Anspruch nahm und hierauf wurde bis zum Morgen getanzt und getrunken. Vor sechs Uhr früh war nie Schluss, aber die Unterhaltung dehnte sich oft bis in die Vormittagstunden aus. Samstag fanden diese Feste selten statt, denn das war nicht nobel, sondern zumeist an Wochentagen.

Das Souper lieferten meistens die bekannten Budapester Restaurateure Dely und Gerbeaud. Es bestand aus Kaviar, Austern oder Hummer als Vorspeise, dann folgten fünf bis sechs Gänge mit reichhaltigem Dessert u.s.w. Dass nur französischer Champagner serviert wurde, sowie Havanna-Zigarren und die feinsten ausländischen Zigaretten angeboten wurden, weiters eine grosse Zigeunerkapelle bis in die Früh spielte, war selbstverständlich. Nach dem Souper tanzte man einen grossen Kotillon mit riesigem Blumenschmuck und

wertvollen Geschenken an alle Teilnehmer. Die Kosten eines solchen Balles beliefen sich auf vier-bis fünftausend Kronen oft auch mehr, aber man unterhielt sich blendend und tanzte bis die Schuhsohlen durch waren. Die Mädchen erschienen in den elegantesten, überwiegend Original-Pariser Toiletten, die Mütter ebenso. Die jungen Leute, die zu dieser Gesellschaft gehörten, mussten mindestens zwei Frackanzüge besitzen, denn nach jeder Unterhaltung musste der Frack gebügelt werden und in der Saison war man öfters vier-bis fünf Mal in der Woche eingeladen. Die jungen Leute, die studierten oder einen unabhöngigen Beruf hatten (Schriftsteller, Maler u.s.w. oder die in den väterlichen Geschäften arbeiteten) hatten es leicht, denn siekonnten in der Früh schlafen. Ich musste jedoch um Punkt halb neun Uhr in der Bank sein und so blieb mir nichts anderes übrig, als vorzuschlafen, d.h. ich ging an diesen Tagen um fünf Uhr von der Bank weg, legte mich ins Bett, schlief bis zehn Uhr wie ein Murmeltier,liess mich dann wecken, zog mich an und ging auf den Ball, so konnte man ganz schön einige Wochen durchhalten. Allerdings kam es öfters vor, dass ich den ganzen Sonntag durchschlief und erst gegen Abend herauskrabbelte um etwas Warmes in den Magen zu bekommen. Aber schön war es und trotz der ausserordentlich anstrengenden Arbeit, die ich tagsüber leisten musste, war es meine glücklichste Jugendzeit.

In der Bank hatten wir sehr viel zu tun. Zuerst war ich einige Monate in der Bankbuchhaltung, dort war es aber zum Sterben langweilig (den ganzen Tag Kontokorrentzinsen rechnen, Addieren und ähnliches) und ich trachtete sobald als möglich von dort wegzukommen, was mir auch rasch gelang, denn junge Leute, die in mehreren Sprachen stenogrpahieren und perfekt korrespondieren konnten,



1908

Kaiser Wilhelm u. Ezh. Friedrich in Mohács



Trucsi u. René auf Westerland – Sylt.



1909

Trucsi u. René



gab es nur wenige. Meine Sprachenkenntnisse gelangten auch bald zur Kenntnis des Generaldirektors und ich hatte oft das zweifelhafte Vergnügen in das Allerheiligste hinaufbefohlen zu werden und komplizierte Verträge deutsch, französisch und italienisch abzufassen. Nach einigen Monaten Aufenthalt in der Bankbuchhaltung kam ich in die Bankkorrespondenz und hatte mit zwei anderen Kollegen die Korrespondenz mit den ausländischen Bankinstituten zu besorgen. Diese Arbeit interessierte mich ausserordentlich und ich lernte dabei sehr viel. Nur der Raum, in dem wir arbeiten mussten war menschenunwürdig. Mangels eines entsprechenden Platzes stopfte man die ganze Bankkorrespondenz auf eine erhöhte offene Galerie über dem Kassenraum, eine Galerie von etwa zehn Meter Länge und vier Meter Breite. In diesem Raum sassen wir nicht weniger als vierzig Angestellte mit dreissig Schreibmaschinen und zehn Telefonen und den Höllenspektakel, wenn alles in Betrieb war, kann man sich kaum vorstellen. Dazu stieg noch die ganze Hitze von der Zentralheizung im Kassenraum zu uns hinauf und es war eine Luft zum Ersticken. Ausserdem mussten wir in den Wintermonaten den ganzen Tag bei künstlichem Licht arbeiten. Auf die Dauer hat es auch dort niemand ausgehalten, ein Beamter nach dem anderen wurde krank, sodass sich die Direktion gezwungen sah, die Korrespondenz in ein lichtes Zimmer des oberen Stockwerkes des Gebäudes zu verlegen. Dies geschah jedoch erst nach meinem Austritt aus der Bank. Meine Chefs waren Prokurist Amon, Direktorstellvertreter Katona und Direktor Balogh. Letzterer schied bald aus der Bank aus und sein Nachfolger wurde Direktor Fleissig, der gegenwärtige Präsident der Budapester Börse. Einer meiner Kollegen, der Salda-

konstist Kálmán, der schon damals durch seine Tüchtigkeit auffiel, ist jetzt Generaldirektor der Bank.

Tatsache ist, dass ich in den drei Jahren, die ich bei der gegenwärtigen "Britisch-Ungarischen Bank" verbrachte, ausserordentlich viel gelernt habe und sagenkann, dass diese drei Jahre bestimmend für meinen weiteren Lebenslauf waren. Ich würde jedem jungen Menschen empfehlen, einige Jahre in einem grossen Unternehmen, insbesondere in einer Bank zu verbringen, jedoch soll er trachten nicht als Arbeitskuli an irgendeinem Posten hängen zu bleiben, denn da lernt er fast gar nichts, sondern in mehreren Abteilungen herumzukommen und mit offenen Augen den Betrieb eines solchen grossen Unternehmens zu studieren.-Es ist eine alte Erfahrungssache, dass jeder Mensch soviel lernt, als er lernen will, fehlt der Wille zum Lernen und sich fortzubilden und fehlt auch die Ambition zum Vorwärtskommen, welche Ambition selbstredend auch mit einem entsprechenden Fleiss gepaart sein muss, so bleibt er eben auf dem Fleck sitzen und bringt es niemals über das Dasein eines Durchschnittsbeamten hinaus. - Die Leute, die es aus eigener Kraft zu irgendetwas brachten, haben immer doppelt soviel gearbeitet, als sie arbeiten mussten und anstatt ihre freie Zeit in Kaffeehäusern und ähnlichen Lokalen zu verbringen,benützten sie dieselbe um sich fachlich oder allgemein zu bilden. - Wenn man nur das macht, was vorgeschrieben ist und ängstlich auf die Uhr schaut, um Schlag fünf oder sechs Uhr, wie der Maurer seine Kelle, seine Feder auf den Schreibtisch zu hauen und davonzurennen, auch keinerlei Interesse für seine Arbeit aufbringt, so bleibt man eben in untergeordneter Stellung kleben und vermehrt die Gardejener Menschen, die im Alter von vierzig Jahren jammern, dass



Sanyi, 1909





Familie Berkovits, 1909, Nagyvárad



1911

Pécs



Terka, Truosi

1911

sie Pech gehabt haben, dass die Welt ungerecht eingeteilt sei, dass man nur mit Protektion vorwärtskommen kann u.s.w.

Wenn ich noch so sparsam lebte, hatte ich doch durch das Leben in der Gesellschaft ziemlich viel Ausgaben, zu denen mein Gehalt bei weitem nicht ausreichte. Ich schrieb daher Korrespondenzen und Artikel in ausländischen Blättern, hauptsächlich Weinbaublättern und übernahm auch Vertretungen ausländischer Firmen in Artikeln des Weinfaches. Es gelang mir auch ganz nette Geschäfte zu machen und mit dieser, meiner Nebenbeschäftigung verdiente ich oft mehr als mein Gehalt in der Bank betrug.

Nach Absolvierung seines Einjährigenjahres besuchte mein Bruder Sanyi den Abiturientenkurs der Wiener Handelsakademie, mein Vater war daher allein zu Hause und leider verschlimmerte sich sein Gesundheitszustand zusehends. Er hielt die vorgeschriebene Diät nicht ein, rauchte trotz strengen Verbotes täglich acht bis zehn starke Zigarren, wodurch er fast erblindete. Umsonst suchte er bei Professor Noorden in Frankfurt Heilung, das Übel war schon zu weit vorgeschritten um ihn retten zu können. Im Sommer 1910 wurde er bettlägerig und stand vom Bett nicht mehr auf. Ich besuchte ihn im Juli 1910, aber sein Zustand war damals schon hoffnungslos und die Katastrophe konnte täglich eintreten. Am 20.August 1910 erhielt ich in der Bank telefonisch die Nachricht, dass mein lieber Vater plötzlich verschieden ist. Mein Bruder Sanyi war damals gerade auf Waffenübung. Trotzdem wir wussten, dass es mit der Gesundheit unseres lieben Vaters schlecht stand, konnten wir es doch nicht glauben, dass das Ende so nahe bevorstehe und ich war wie vom Donner gerührt. - Er war der erste, der uns verlassen hat und heute sind von unserer Familie nur mehr wir zwei Brüder am Leben.

Den Wert eines Menschen und was er für seine Familie bedeutet, erfährt man zumeist erst dann, wenn er nicht mehr unter den Lebenden weilt. - Mein Vater war ein sehr gescheiter, fleissiger und gütiger Mensch und nur Missgeschick und Krankheit machten ihn in den letzten zehn Jahren seines Lebens etwas unzugänglich. Es war bewunderungswürdig, wie er in die Zukunft blicken konnte und den Wert jener Reben erkannte, die unser Haus später berühmt machten.

Meine Mutter war durch den Tod meines Vaters ganz gebrochen und konnte sich nur schwer erholen. Das Begräbnis meines Vaters erfolgte am 24.August 1910 in Villány unter grosser Anteilnahme der Verwandtschaft und der Bevölkerung. Er ruht jetzt im Friedhof in Pécs, wohin ihn nach dem Tod meiner Schwester meine Mutter überführen liess. Sie folgte ihm erst nach einundzwanzig Jahren ins Jenseits.

Durch den Tod meines Vaters stand ich als siebenundzwanzigjähriger, junger Mann vor einem grossen Problem. Ich wäre zwar gerne in Budapest geblieben, um meine Bankkarriere fortzusetzen, dagegen war ich doch der Einzige der imstande war das Werk meines Vaters fortzusetzen und eine starke Hand hatte unser Unternehmen mehr denn je notwendig.

Meine Mutter war eine kranke und schwächliche Frau, die von den Geschäften nichts verstand, der die geringste Aufregung schadete und die absolut nicht imstande gewesen wäre unser recht schwieriges Geschäft erfolgreich weiterzuführen. Mein Bruder war erst neunzehn Jahre alt, kaum der Schule entwachsen, ohne jeder kaufmännischen Erfahrung und damals noch unfähig ein kompliziertes Geschäft zu leiten.

Ich sagte daher kurz entschlossen meiner Bankkarriere Valet und übernahme die Führung unseres Geschäftes. Es handelte sich



Käte, 1910



Richard, Edith, ich

Budapest, 1910

1911



Unsere russischen Traber, Villány, 1911



Villány 1912



Hohe Tátra, 1911



um Sein oder Nichtsein, um die Zukunft unseres Namens, um unsere Existenz und so blieb mir auch keine andere Wahl übrig. Das Unternehmen war ziemlich hoch verschuldet und die Aktiven verhältnismässig gering. Bei einer Liquidierung des Unternehmens wäre meine Mutter fast mitellos dagestanden und mein Bruder hätte keine Existenz gehabt.

Ich übersiedelte daher am 1.September 1910 nach Villány. Direktor Fleissig wollte meinen Entschluss aus der Bank auszutreten noch nicht als definitiv betrachten und beurlaubte mich vorläufig auf sechs Monate, ich wusste aber, dass ich nie mehr in die Bank zurückkehren würde.

V i l l á n y 1910 - 1912.

Für einen tüchtigen und selbstbewussten jungen Menschen gibt es keine schönere Aufgabe, als in jungen Jahren an die Spitze eines Unternehmens gestellt zu werden, mag dasselbe noch so klein sein. In diesem Alter ist man voll Tatkraft und Ambition und will sich selbst und der Welt zeigen, was man kann und was man wert ist. - Das Gefährliche bei jungen Leuten, wenn sie plötzlich ohne Rat und Stütze der Eltern dastehen, ist nur, dass ihnen die Sache zu Kopf steigt, sie sich in gewagte Unternehmungen stürzen, Schulden machen und so den Ruin ihres Unternehmens und ihrer Familie herbeiführen.

Ich habe schon zehn Jahre voll Arbeit, Entbehrungen, Enttäuschungen, jedoch auch relativen Wohllebens und Erfolges hinter mir gehabt und war im Alter von siebenundzwanzig Jahren schon ganz zum Manne gereift, erfahren und vorsichtig geworden.

Mein erstes Bestreben war die mehrere hunderttausend Kronen betragenden Schulden der Firma abzuarbeiten, denn ein verschuldetes Unternehmen kann nie rentabel sein. Die Schulden stammten noch aus der Zeit der Weinkrise und ausserdem hatte noch meine Schwester einen grossen Geldbetrag zu fordern. Zum Glück hat mein Vater sehr vorteilhafte Lebensversicherungen abgeschlossen, deren Erlös ich vor allem dazu verwendete die Mitgift meiner Schwester auszuzahlen und es konnte auch ein Teil der dringendsten Fälligkeiten abgetragen werden. Es blieben noch immer etwa hunderttausend Kronen an Schulden zurück, jedoch waren diese nicht mehr drückend, da der Debetzinsfuss damals etwa 5 1/2 % betrug. Ich wusste, dass unser Geschäft ein gutes ist, man musste nur die Sache richtig anpacken, viel reisen und von früh morgens bis spät abends nach dem Rechten sehen. Mein Vater war in den letzten Jahren an das Zimmer gefesselt und konnte der Arbeit nicht so nachgehen, wie es notwendig gewesen wäre.

Ich zog sofort straff die Zügel an. Um fünf Uhr früh aus dem Bett, um halb sechs Uhr auf dem Pferd, mein Bruder in die Weingärten und ich in die Anlagen, jeden Winzer und Arbeiter antreibend und strenge kontrollierend. So ging die Arbeit flott vorwärts und wir konnten bereits in der ersten Saison einen namhaften Gewinn (wenn ich mich gut erinnere, waren es etwa 40.000 Kronen) buchen, welchen wir zur Abtragung der Schulden verwendeten. Innerhalb von drei Jahren waren wir schuldenfrei.

Wir richteten es uns und unserer Mama gemütlich in Villány ein, schafften uns jeder ein gutes Reitpferd an, bauten einen Tennisplatz, waren jedoch im ersten Jahre in unserer Lebenshaltung sehr sparsam. Ich fuhr öfters nach Budapest und Wien, wo ich geschäftlich

zu tun hatte, besuchte persönlich alle Kunden und konnte dadurch unseren Umsatz bedeutend heben. Im Jahre 1911 haben wir bereits in Villány einige neue Anlagen ausgepflanzt, die Rebanlage in Sollenau wurde errichtet, der Weingartenbetrieb und die Pressereieinrichtung modernisiert und alle diese Investitionen machten sich gut bezahlt. - Im Winter 1911 konnte ich mir schon den Luxus erlauben, meine Garçonwohnung in der Sas-utca, die ich bis dorthin in Untermiete gegeben hatte, wieder zu beziehen. Zumeist fuhr ich Freitag nach Budapest und kam Dienstag nach Hause, während der grossen Arbeitszeit rührte ich mich allerdings von Villány nicht weg.

Diese zwei Jahre meines Lebens von 1910 bis 1912 war ich sehr glücklich. Ich hatte viel zu arbeiten, jedoch Arbeit, die ich gerne und mit Ambition verrichtete, denn ich sah den Erfolg, hatte jedoch im Winter genügend Zeit um mich zu amüsieren. Bald genügte jedoch die Leitung unseres Unternehmens in Villány meinen Ambitionen nicht, umsomehr als mein Bruder heranwuchs und ich einsah, dass wenn er zum Manne gereift war, das Unternehmen im damaligen Ausmasse für uns beide zu klein äwre. Ich wollte auch zurück in die Grosstadt und hielt meine Beziehungen zu den vornehmen Budapester Kreisen aufrecht. Ich fuhr fast wöchentlich nach Budapest (ich hatte eine Abonnementkarte, die damals sehr billig war), verkehrte dort mit meinen Freunden und in jenen Familien, zu denen ich angenehme Beziehungen hatte und nachdem meine Existenz gesichert war und ich sehr schön verdiente, wollte ich sobald als möglich heiraten.

Im Winter 1911 bezog ich wieder meine kleine Garçonwohnung in der Sas-utca und nahm an sehr vielen öffentlichen und Hausbällen teil und war überhaupt als heiratsfähiger junger Mann fast täglich eingeladen. Das Leben für denjenigen, der sein anstän-

diges Auskommen hatte, war leicht und sorglos, d.h. Sorgen hatte ein jeder und auch von Krankheit wurde man nicht verschont, jedoch gab es nicht diese unzähligen Schwierigkeiten, die heute jedem, der irgendeinen Beruf ausübt, das Leben sauer machen. Da ich ziemlich viel reisen musste, zahlte es sich aus, dass ich eine Jahresabonnementkarte auf den ungarischen Staatbahnen löste, selbstredend erster Klasse, denn jeder, der etwas auf sich hielt, fuhr in Ungarn erster Klasse.

Von Aurel Engel, der ein ausgezeichneter Reiter war, kaufte ich sein Vollblut-Reitpferd "Garibaldi" um 600 Kronen. Dieses prachtvolle Pferd war ein vorzüglicher Springer und sehr schnell, jedoch ein typischer Durchgänger und es kam sehr oft vor, dass es allein in den Stall zurückkam, nachdem es seinen Reiter irgendwo abgeworfen hatte. Ausser Aurel, mir und einem tüchtigen Stallburschen konnte niemand diesen ariosen Gaul reiten, aber ich liebte ihn sehr, denn er lief dreimal in gestrecktem Galopp (1 Minuten-Tempo) um den grossen Exerzierplatz herum (etwa 15 km),ohne dass er nur ein nasses Haar hatte. Wenn er aber einmal die Kandare zwischen die Vorderzähne erwischte, dann war er nicht zu bändigen und man musste ihn laufen lassen, bis er ausser Atem war.

Das Leben in Budapest war damals sehr schön und mit den heutigen Verhältnissen nicht zu vergleichen. Es gab sehr viele reiche Familien, die grosse Ballfeste für ihre heiratsfähigen Töchter veranstalteten und wenn man in die Gesellschaft aufgenommen war, kam man selten vor morgens ins Bett. Da ich im Winter verhältnismässig wenig zu tun hatte, freuten mich diese Bälle viel mehr als zur Zeit, da ich in der Bank war. Ich konnte mich bis Mittag aus-

schlafen. Mittags traf man sich dann in der Reitschule, nachmittags am Eis oder bei Gerbeaud und man lebte wirklich sorglos und vergnügt in den Tag hinein.

Ich unternahm auch öfters Reisen und so fuhr ich mit meinem Bruder zu Ostern 1912 nach Abbazia, wo sich meine Mutter und meine Schwester aufhielten. Sie wohnten in der Pension Schalk (gegenwärtig heisst sie Casa di Cura) und dort lernte ich durch Zufall meine liebe Frau kennen. Meine Mutter und Vilma aus Nagyvárad befreundeten sich mit der ebenfalls dort zur Kur weilenden Familie Lukács aus Budapest. Herr Lukács,mein zukünftiger Schwiegervater, war sehr krank und nach einer schweren Operation in Abbazia zur Erholung. Der Arme litt an Magenkrebs und konnte trotz aller Bemühungen der Ärzte nicht gerettet werden. Auch meine zukünftige Frau war zur Erholung dort, da sie vor einigen Monaten eine Blinddarmoperation überstanden hatte. Sie war damals, im April 1912, ein kaum neunzehnjähriges Mädchen, schlank, sehr hübsch und sympathisch und wir gefielen uns bald sehr gut. Ausser Magda war auch noch die kleine fünfjährige Käte mit ihrer reizenden Engländerin in Abbazia. Ich verbrachte einige herrliche Tage dort und da ich ein Mensch von raschen Entschlüssen bin, zögerte ich nach meiner Heimkehr nicht lange, sondern hielt bald um die Hand meiner lieben Frau an. Dies war anfangs Juni und die Verlobung war bald perfekt.

Herr und Frau Lukács fuhren im Juni nach Kreuznach zur Kur, da Kreuznach ein Radiumbad und ich kam mit Magda und dem Rest der Familie nach. Die Reisegesellschaft, die ich unter meine Fittiche nahm, bestand aus nicht weniger als sechs Personen, die achtundsiebzigjährige, aber immer noch sehr rüstige Neményi Grossmama, Irma neni, einer Tante meiner Verlobten, der siebzenjährige Bruder meiner Verlobten Béla, die fünfjährige Käte und die englische Miss.

Offen gestanden war mir eigentümlich zu Mute mit einem so grossen Familienanhang auszurücken und insbesondere Irma néni wusste nicht recht, wie sie sich verhalten sollte, denn Magda und ich benutzten jeden Augenblick um allein zu sein, wogegen Irma neni starke Bedenken hatte, denn die Verlobung war noch nicht offiziell verkündet. Sehr lieb war Käte, die jedoch mir gegenüber ausgesprochen feindselig eingestellt war und sich anfangs etwas borstig benahm. Sie erklärte kategorisch, dass Magda nicht aus dem Haus dürfe und wenn ich sie wegführe, sie mir die Augen auskratzen wird. Käte hing sehr an der um dreizehn Jahre älteren Schwester, die eigentlich mehr ihre Mutter war als Frau Lukács, denn durch die schwere Krankheit meines Schwiegervaters, hatte meine Schwiegermutter wenig Zeit sich um die Kinder zu kümmern und so wurde Käte ihrer viel älteren Schwester anvertraut. Mit ihrer englischen Miss stritt sie sich immer herum und folgte ihr nicht, es war nämlich nicht mehr diese hübsche und sympathische Engländerin, mit der sie in Abbazia war, sondern eine neue, die sie nicht besonders liebte.

Wir fuhren zuerst nach Wien und von dort nach München, wo wir einen Tag Aufenthalt nahmen um die Stadt zu besichtigen. In München passierte es uns, dass wir abends in einem Restaurant speisten und nach Münchner Art jeder ein Krügel Bier bekamen und auf ja und nein, ohne dass wir es bemerkten, trank die fünfjährige Käte ihr Bier aus und hatte nicht einmal einen Schwips. Von München ging dann die Reise weiter nach Kreuznach, wo uns bereits die Schwiegereltern erwarteten. Mein Schwiegervater, erst 54 Jahre alt, war damals leider schon ein vom Tode gezeichneter Mann. Er war ein sehr sympathischer Mensch, in seiner Branche sehr beliebt und sehr tüchtig, denn er brachte es von der Picke auf zu grossem Vermögen und Ansehen.

Meine Braut sagte mir jedoch, dass er damals, als ich



Abbazzia 1912



Kreuznach, 1912





Das Brautpaar in Kreuznach, 1912



ihn kennenlernte, nur mehr ein Schatten gegen früher war. Ich habe ihn eigentlich wenig gekannt, denn von Kreuznach musste ich bald zurück nach Villány und als ich später nach Budapest kam, war er schon mehr tot als lebend. Sein baldiger Tod war für uns alle ein grosses Unglück, denn sicher wäre später alles viel besser gegangen, wenn er zumindest noch ein Jahr am Leben geblieben wäre und mich in sein Geschäft als zukünftigen Chef einführen hätte können.-Unsere erste Brautzeit - allerdings getrübt durch die Krankheit des Schwiegervaters - war herrlich. Kreuznach ist ein wunderschöner Ort, wenigstens für uns war es der schönste Ort der Welt, ausserdem war alles sehr billig.

Wir wohnten in einem der ersten Hotels des Kurortes und zahlten sieben Mark pro Tag für Logis und volle Pension, dabei bekam man reichliche Verpflegung, dass es unmöglich war es zubewältigen, insbesondere gab es herrliche Fische, Rheinlachs u.s.w., nur die Mehlspeisen waren echt deutsche "Glibberchen", die in einem späteren Zeitpunkte auch bei meinen Kindern wenig Anklang fanden und von der ganzen Gesellschaft nicht angerührt wurden.Ausserdem gab es fast zu jeder Mahlzeit Blaubeerenkompott, gegen das ich eine entschiedene Abneigung hatte.-Wir gingen sehr viel rudern auf die Nahe, im Juli war es bis zehn Uhr abends hell und mein zukünftiger Schwager Béla kam als "Garde"mit, denn damals war es nicht schicklich, dass Braut und Bräutigam am Abend allein ausgingen. Heutzutage hat sich dies wesentlich geändert.-Doch die schönen Tage von Kreuznach verflogen rasch und ich musste zurück nach Villány.

Ende August kam dann meine Schwiegermutter mit meiner Braut nach Pécs in den Weingarten und verblieb dort zwei Wochen. Dies waren vielleicht die schönsten Tage unserer Brautzeit. In Villány wurde uns ein festlicher Empfang bereitet.

Die Hochzeit wurde für den Monat Oktober festgesetzt, sodass wir eine Brautzeit von fast vier Monaten hatten, was eigentlich viel zu viel ist, denn wenn man sich verlobt hat, soll man so rasch als möglich heiraten. Eine lange Brautzeit ist nämlich eine Qual für beide Teile. Es ging aber leider nicht anders, dennmeine Schwiegereltern kamen erst Ende August zurück und meine Schwiegermutter hatte dann sehr viel mit der Brautausstattung u.s.w zu tun. Auch ich konnte mich erst gegen Mitte Oktober nach der Lese freimachen.

Der Oktober 1912 war einer der scheusslichsten Lesemonate, an die ich mich erinnere. Es goss in Strömen und es war bitterkalt. Auch musste ich alles genau ordnen und meinem jüngeren Bruder, der damals erst einundzwanzig Jahre alt war, übergeben, denn schon während unserer Brautzeit wurde beschlossen, dass ich sofort nach der Hochzeitsreise in das Geschäft meines Schwiegervaters als Kompagnon eintrete.

Wir schrieben uns selbstredend täglich und die Briefe aus unserer Brautzeit habe ich sorgfältig aufbewahrt. - Die Hochzeit wurde für den 15.Oktober 1912 festgesetzt und fand in Budapest in der Wohnung meiner Schwiegereltern, am Lipótkörut, statt. Hunderte von Verwandten und Freunden sind zu diesem Fest erschienen. Meine Braut sah in ihrem weissen Brautkleid, Brautschleier und dem Myrtenkranz reizend aus und war ebenso wie ich, obwohl ich mir äusserlich nichts anmerken liess, sehr befangen. - Ich kannmich nicht mehr erinnern wieviel hunderten Leuten ich die Hand gedrückt habe und wir beide waren unendlich froh, als wir gleich nach dem Mittagessen den Festgästen entfliehen und in einem reservierten Abteil erster Klasse nach Wien fahren konnten.

Wir erhielten sehr viele und sehr schöne Hoch-

zeitsgeschenke, ein komplettes Silberbesteck, ein Meissner Porzellan-Service, geschliffene Gläser, ein Steinway-Piano, sehr viele silberne Schüsseln und Aufsätze, schönes Porzellan und sonstige Geschenke. Beiderseitig war eine ziemlich grosse Verwandtschaft, damals ging es fast allen recht gut und so war man mit Geschenken nicht knauserig. Schon vor unserer Hochzeit mietete ich eine sehr schöne Fünfzimmer-Wohnung in einem neuenHause in der Falk Miksa utca, ganz in der Nähe der Wohnung meiner Schwiegereltern und die Einrichtung bestellte ich bei der Firma Gelb, welche die erste Firma für Möbel und Einrichtungen in Budapest war. Unsere Einrichtung war sehr schön und kostete etwa 30.000 Kronen. Heute würde man diese Einrichtung nicht einmal für das Doppelte in Schillingen oder Pengö bekommen können. Mein Schwiegervater war sehr wohlhabend, er war Inhaber der Firma Ludwig Bernauer in Budapest und Wien, die eine Speiseöl und Degrasfabrik in Ujpest und eine kleine Mineralölfabrik in Lang-Enzersdorf hatte. Das Hauptgeschäft der Firma war jedoch der Mineralölhandel und sie hatte sehr grosse Lieferungen an die Kriegsmarine, an die grossen Schiffahrtsgesellschaften in Triest und Umgebung, an die staatlichen Eisenwerke und an sonstige grosse Kunden. Ausserdem hatte sie auch ein ausgezeichnetes Detailgeschäft, insbesondere bei den ungarischen Gutsbesitzern. Der Reingewinn betrug in den letzten Jahren vor dem Kriege durchschnittlich etwa 200.000 Kronen, was einem heutigen Kaufwert von mindestens 400.000 Pengö oder Schilling entspricht. Bankkredit war sehr billig und die Steuern minimal. Ich kann mich noch genau daran erinnern, dass wir im Jahre 1913 an sämtlichen Steuern nach der Firma insgesamt etwa 3.000 Kronen bezahlten, währenddem man heute nach einem ähnlichen Reingewinn mindestens 100.000 Schilling

an Steuern bezahlen müsste.

Mein Schwiegervater bat mich, sofort nach der Hochzeitsreise in das Geschäft zuerst als Prokurist einzutreten und sagte mir zu, dass ich innerhalb kürzester Zeit sein Kompagnon werde. Ich sollte einen Jahresgehalt von 12.000 Kronen und fünfzehn Prozent vom Reingewinn erhalten, weiters fünf Prozent Zinsen nach dem Kapital, da die Mitgift meiner Frau (100.000 Kronen) im Geschäft verblieb. Ich konnte daher mit einem sicheren Einkommen von etwa 40 bis 50.000 Kronen jährlich rechnen, ausserdem betrug mein Gewinnanteil an unserer Firma in Villány zumindest 10.000 Kronen jährlich. Mit einem Gesamteinkommen von etwa 60.000 Kronen jährlich, konnten wir daher, auch wenn wir nur die Hälfte ausgaben, herrschaftlich leben.

Finanziell waren wir daher sehr gut fundiert und richteten uns auch demgemäss ein. Als Brautgeschenk kaufte ich meiner Braut ein Paar sehr schöner Perlen beim Juwelier Zirner in Wien um 4.000 Kronen und erhielt von ihr eine sehr schöne flache goldene Uhr als Gegengeschenk. Alle Voraussetzungen für eine glückliche Zukunft waren daher gegeben, gegenseitige Liebe und materielle Unabhängigkeit, was ja auch sehr erwünscht ist, damit zwei Menschen glücklich werden.

Von Wien fuhren wir nach Zürich, wo wir zwei Tage verblieben und von dort nach Paris, wo wir vierzehn Tage bleiben wollten und beabsichtigen von Paris an die französische Riviera zu fahren, denn unsere Hochzeitsreise war auf etwa vier bis fünf Wochen geplant. Leider hatten wir Pech mit dem Wetter, denn schon während der ganzen Lese in Villány goss es ununterbrochen und bei dem nassen, kalten Wetter holte ich mir einen ziemlich schmerzhaften Gelenksrheumatismus in der rechten Schulter.Ausserdem hatten wir beide bis zum Hochzeitstag einen Riesenschnupfen. Trotz dieser störenden Momente



Martin, Gombón, Sanyi, Magda, ich, Trucsi, Margit

Empfang des Brautpaares in Villány

September 1912



Oktober 1913. – Bubi ist 8 Tage alt.

waren wir sehr glücklich und obwohl es während unseres ganzen Aufenthaltes in Paris in Strömen goss und anstatt einem schönen Oktoberwetter, ein kaltes Novemberwetter herrschte, waren wir recht zufrieden. Doch wie ein Blitz aus heiterem Himmel traf uns am achten Tage unserer Hochzeitsreise das Telegramm meiner Schwiegermutter, das uns aufforderte sofort heimzukommen, da mein Schwiegervater auf Leben und Tod operiert werden musste. Traurig packten wir unsere Sachen und fuhren noch am Abend mit dem Orientexpress nach Budapest, wo wir die ganze Familie bereits in hellster Verzweiflung antrafen. - Obwohl man schon seit Wochen und Monaten das Schlimmste befürchtete, wollte niemand glauben, dass das Ende so nahe sei, denn an unserem Hochzeitstage, also vor einer Woche, schien mein Schwiegervater wieder zu Kräften gekommen zu sein, erhielt sich aufrecht, scherzte mit den Gästen, trank sogar etwas Champagner und machte nicht den Eindruck eines todkranken Mannes. Dies scheint aber das letzte Aufflackern seiner Lebenskräfte gewesen zu sein und wahrscheinlich haben auch die Aufregungen der Hochzeit dazu beigetragen sein Ende zu beschleunigen.

Als ich an sein Krankenlager im Sanatorium trat, fand ich ihn, nach einer dritten verzweifelten Operation, schon ohne Bewusstsein vor und sein Tod war nur mehr die Frage von Stunden. Die Ärzte boten alles auf, damit er mit mir und meiner Frau noch sprechen könne und in seinen Augen sah man auch, dass er uns erkannte, aber seine Kräfte liessen es nicht mehr zu, dass er uns noch einen zusammenhängenden Satz sagen konnte. Ich beugte mich über den zum Skelett abgemagerten, röchelnden und mit dem Tod kämpfenden Mann und konnte nur noch, indem ich mein Ohr ganz nahe seinem Munde hielt, die ganz leise geflüsterten Worte vernehmen:

„Gib acht auf meine Familie", hierauf verliess ihn das Bewusstsein und nach einem mehrtägigem Todeskampfe, indem er sein Bewusstsein nicht mehr wiedererlangte, starb dieser so brave, liebenswürdige und tüchtige Mann frühzeitig dahin.

Sein Tod war für uns alle ein harter Schlag und stellte mich vor neue, schwere Aufgaben. Ich war 29 Jahre alt, jung verheiratet, man sagte zwar ich sei ein tüchtiger Mensch, aber in der Ölbranche und insbesondere in der Leitung einer grossen Fabrik hatte ich keinerlei Erfahrung. Nun sollte ich ein grosses, weitverzweigtes Fabriksunternehmen mit zahlreichen Direktoren, Beamten und Arbeitern leiten und zwar in einem Fache, von dem ich sozusagen nichts verstand. In dem Fabriksunternehmen meines Schwiegervaters waren zahlreiche alte Beamte beschäftigt, insbesondere ein Prokurist namens Ausch, ein Mann von etwa 45 Jahren, welcher seit etwa 25 Jahren in dem Dienste meines Schwiegervaters stand und besonders in den letzten Monaten der Todkrankheit meines Schwiegervaters das Unternehmen mit sozusagen unumschränkter Vollmacht leitete. Ausserdem waren im Unternehmen, nebst zahlreichen alten Beamten und Reisenden, der Onkel meiner Frau ein älterer Herr, Wilhelm Merse, Vili bácsi genannt, beschäftigt. Die Fabrik in Neupest leiteten Direktor Löwy und Betriebsleiter Feigl und die Wiener Filiale mit der Fabrik Lang-Enzersdorf der Schwager meines Schwiegervaters Adolf Braun. Der Hauptreisende und tüchtigste Geschäftsacquisiteur war ein gewisser Herr Feldbauer, welcher Herr ein Kapitel für sich beanspruchen würde. Die Aufzählung dieser Namen und längst vergangenen Sachen wäre ja an und für sich uninteressant, ich will damit nur dokumentieren, in welche schwierige Situation ich als neunundzwanzigjähriger junger Mann geraten bin.

Alle diese Herren, von denen sich jeder für klüger und tüchtiger als der andere hielt, lagen sich nämlich, seitdem mein

Schwiegervater nicht mehr in die Fabrik kommen konnte und eine zentrale Leitung und die unbedingte Autorität fehlte, in den Haaren und behaupteten jeder von dem anderen, dass er das Geschäft zugrunderichte. Mein Schwiegervater rang im Sanatorium noch mit dem Tode, als von jedem dieser älteren Beamten im Geheimen aufgesucht wurde und mir ein jeder die schrecklichsten Dinge vom anderen erzählte. Wenn ich den Erzählungen aller Glauben geschenkt hätte, so hätte ich annehmen müssen, ich wäre in eine Räuberhöhle geraten, unter lauter gemeine Kerle, die nichts anderes beabsichtigten, als die Familie Lukács bis zum letzten Groschen auszuplündern.

Tatsächlich waren es aber ganz harmlose Durchschnittsmenschen und keiner von ihnen (obwohl er vielleicht in seinem Fach ganz tüchtig gewesen sein mag) ragte über das Niveau eines mittelmässigen Beamten heraus.

Mein Schwiegervater war nämlich ein sehr gescheiter Mensch, ausserdem, insbesondere so lange er noch gesund war, sehr autoritär und duldete neben sich niemanden, der ihn halbwegs hätte vertreten können. Alle wussten etwas, niemand kannte aber die wirklichen Zusammenhänge, auch meine Schwiegermutter nicht, die sich zwar einbildete alles im Geschäft zu verstehen, tatsächlich aber keinerlei Erfahrung in geschäftlichen Dingen hatte und jeder Einflüsterung zugänglich war. Trotzdem ich sehr jung war und es mir an Erfahrung in der Leitung eines Fabriksunternehmens mangelte, wäre ich mit der ganzen Gesellschaft in kurzer Zeit fertig geworden, nach Überwinden der Anfangsschwierigkeiten hätten mir alle parieren müssen und es wäre zu keinerlei Differenz gekommen. Das Geschäft blühte nämlich, mein Schwiegervater hatte es ausgezeichnet organisiert und ich hätte es, trotzdem er mir nichts übergeben konnte,

ohne jede Reibung erfolgreich weiterführen können, denn ich stürzte mich mit Feuereifer in die Arbeit und eignete mir in einigen Monaten die unumgänglich notwendigsten Fachkenntnisse an.

Das Malheur entstand jedoch dadurch, dass meine Schwiegermutter, anstatt sich darauf zu beschränken mir zu Hause die notwendigsten Ratschläge zu erteilen und durch ihre Kenntnis der Menschen und Geschäfte hilfreich zur Seite zu stehen, gerade in jener Periode ihres Lebens war (sie war damals 49 Jahre alt), in welcher die Frauen nicht ganz normal sind. Anstatt sich von den Geschäften fernzuhalten und nur hinter den Kulissen zu regieren, liess sie sich einen Schreibtisch in mein Bürozimmer stellen, sass von der Früh bis zum Abend mir am Hals und redete in alles drein und zwar hauptsächlich in solche Sachen, von denen sie nichts verstand. Da ich nun von Haus aus keine übermässig verträgliche Natur habe und auch sehr überarbeitet war, gab es jeden Tag einen Krach und öfters auch deren mehrere, so dass die Situation innerhalb einiger Monate ganz unerträglich wurde. Ich erklärte meiner Schwiegermutter klipp undklar, dass entweder ich oder sie das Geschäft führe, denn zwei Herren können nicht auf einem Ross reiten. Zu Hause schimpfte meine Schwiegermutter auch mich und ich auf sie und meine arme Frau, die übrigens damals schon mit meinem Sohn in anderen Umständen war, wurde hin-und hergezerrt. Sie war ein junges, unerfahrenes und weltfremdes Ding, welchem man während ihrer Mädchenzeit nicht die geringste Freiheit gestattete. Sie wusste nicht recht, sollte sie zu ihrem Mann halten oder zu ihrer Mutter, am liebsten hätte sie es mit beiden gehalten, doch das ging nicht, ausserdem trauerte sie um ihren Vater und trug ein Kind unter dem Herzen und so verbrachte sie trotz ihres seelensguten Naturells einen Teil

ihrer Tage mit Weinen.

Hätte mein Schwiegervater noch einige Monate gelebt, so wäre selbstredend alles ganz anders gekommen, denn er hätte mich schön langsam in die Geschäfte eingeführt und alles wäre ohne Aufregung wie am Schnürchen gegangen.

Zu diesen Streitigkeiten gesellte sich noch Folgendes: Knapp vor dem Tode meines Schwiegervaters, als der arme Mann schon halb bewusstlos war, setzte meine Schwiegermutter es durch, dass sie als Universalerbin eingesetzt werde und die Kinder auf den Pflichtteil beschränkt werden und hierdurch hatte sie tatsächlich die Macht in den Händen, denn durch dieses unglückliche Testament gehörte eigentlich das ganze Geschäft ihr und ich war nur Prokurist, welcher jeden Tag entlassen werden konnte. Sie glaubte mich hierdurch um den Finger wickeln und ihrem Willen gefügig machen zu können, irrte sich aber ganz bedeutend und als hart auf hart stiess, gab es Funken. - Ich hatte meinem Schwiegervater auf dem Totenbett versprochen, dass ich auf seine Familie achtgeben werde und als ich sah, dass das Wirken meiner Schwiegermutter für das Unternehmen und für die Familie (denn die Familie lebte ja vom Unternehmen) unheilvoll zu werden begann, stellte ich mich auf die Hinterfüsse und liess nicht zu, was dem Unternehmen Schaden bringen konnte.

Tatsächlich gedieh das Unternehmen auch unter meiner Leitung ausgezeichnet und unser Reingewinn per 1913 übertraf die kühnsten Erwartungen. Der tatsächliche Reingewinn betrug nämlich im Jahre 1913 350.000 Kronen, also im heutigen Wert etwa 700.000 Schilling, was selbst für die damaligen Verhältnisse ein sehr beträchtlicher Nutzen war, denn das im Unternehmen investierte Kapital betrug etwa 1,200.000 Kronen und wenn ein Unternehmen zehn bis fünfzehn Prozent Reingewinn abwarf, so war das schon glänzend zu nennen, unser

Unternehmen warf jedoch mehr als 25 % des investierten Kapitales ab.

Angesichts dieses glänzenden Ergebnisses meiner Geschäftsführung und da auch meine Schwiegermutter einzusehenbegann, dass ich der Härtere und in geschäftlichen Dingen Erfahrenere bin, besserte sich unser Verhältnis mit der Zeit, aber nichtsdestoweniger fasste ich den Entschluss nach Wien zu ziehen unddie dortige Filiale entsprechend auszubauen und es wurde festgelegt, dass ich im Herbst 1914 nach Wien übersiedeln werde.

Am 14.Oktober 1913 erblickte mein Sohn im János-Sanatorium das Licht der Welt. Es war ein prachtvoller Herbsttag, doch leider konnte ich bei der Geburt nicht zugegen sein, da ich am 13.Oktober eine Kartellsitzung inWien hatte. Abends um 7 Uhr rief ich meine Frau noch telefonisch an und fragte sie, wie es ihr gehe und ob ich mit demAbendschnellzug nach Hause kommen solle, sie antwortete mir, dass das freudige Ereignis noch nicht unmittelbar bevorstehe und dass ich Zeit hätte nachErledigung meiner Geschäfte, am nächsten Tage, nach Hause zu kommen. Gegen 10 Uhr abends verspürte sie jedoch starke Wehen, musste sofort ins Sanatorium gebracht werden und schon vor Mitternacht kam mein Sohn zur Welt. Mein Schwager Béla versuchte mich gegen 3 Uhr morgens telefonisch zu erreichen, da jedoch das Telefon im dritten Zimmer war, hörte ich den telefonischen Anruf nicht und erfuhr erst um 7 Uhr früh das freudige Ereignis, sodass ich erst Mittag in Budapest eintreffen konnte, wo schon alles glücklich vorüber war.

Man kann sich vorstellen, welche Freude in der ganzen Familie herrschte, dass der Erstgeborene ein Sohn war und das alles so leicht und glatt vorsichgegangen ist. Bubi war ein kräftiges Kind, wog bei der Geburt 4 1/2 Kilo und war auch sehr brav, umsomehr als



Magda, 1913



Jänner 1914

Miss, Béla, Käte, Magda, Márta





Nemenyi Grossmamas 80ter Geburtstag

ja meine Frau ihn selbst nährte. Sie hatte sogar soviel Milch, dass sie das Kind einer jungen Dame unserer Bekanntschaft, die zu gleicher Zeit im János-Sanatorium entbunden und die nicht genügend Milch hatte, aushilfsweise säugen konnte. Acht Tage blieb meine Frau im Sanatorium und war so rasch hergestellt, dass sie drei Wochen nach der Geburt schon bei einer Tanzunterhaltung, die wir in der Bulyovsky-Reitschule veranstalteten, mittanzen konnte.

Ichhatte zu dieser Zeit noch immer eine grosse Passion für dasReiten, hielt mir ein Pferd und ritt täglich von 12 bis 1 Uhr aus. Wir hatten damals in der Reitschule eine sehr nette Gesellschaft und es tat mir nur leid, dass meine Frau nicht reiten konnte.

Das Leben war in Budapest knapp vor dem Kriege sehr schön. Wir hatten eine sehr schöne Wohnung in der Falk Miksa utca, ein grosses Einkommen, von welchem wir kaum die Hälfte verbrauchten, trotzdem wir uns wirklich nichts absparten, hielten einen unnumerierten Fiaker, gingen sehr viel ins Theater, in elegante Restaurants u.s.w. und hatten grossen und angenehmen gesellschaftlichen Verkehr.

Das Leben in der guten Gesellschaft war damals viel eleganter als heute. Wenn manirgendwo zum Nachtmahl eingeladen war, kamen die Herren nur im Frack und die Damen in grosser Abendtoilette. Einer suchte den anderen mit feinen Menüs zu übertrumpfen und dabei waren diese Leckerbissen weitaus billiger als heute ein viel weniger gutes Nachtmahl. Ich erinnere mich, dass wir einmal als junges Ehepaar ein Nachtmahl zu Ehren von Onkel Gyula und Tante Lenke gaben, bei denen wir sehr oft eingeladen waren und an welchem Abendessen zwölf Personen teilnahmen. Ausser der Suppe, zu deren Zubereitung man zwei bis drei Kilo Rindfleisch kaufte, gab es zwei prachtvolle Hummer, zu je etwa zwei Kilo als Vorspeise, dann erst kamen frische Poulards und Wild, amerikanisches Kompott, Gemüseschüsseln, Eis,

Torten, das herrlichste Obst und selbstredend die feinsten Weine, französischer Champagner und Liköre, Havanna-Zigarren, ägyptische Zigaretten u.s.w.

Allerdings hat dieses Nachtmahl, welches besonders nobel war, etwa 200 Kronen gekostet, aber heute könnte man es selbst um den doppelten und dreifachen Preis nicht bieten, denn einen Teil der feinsten Vorspeisen wie Kaviar, Austern und Hummer bekommt man überhaupt nicht. Ich bezog damals eine Flasche inländischen Champagner um drei Kronen und für den feinsten französischen Champagner zahlte man acht Kronen per Flasche.

Es ist dumm genug vom Staat, dass er diese Tafelfreuden so hoch besteuert, oder deren Einfuhr überhaupt verbietet, denn warum sollen wohlhabende Leute keine Gelegenheit haben, Geld auszugeben. Der inländischen Industrie ist dadurch nicht geholfen und dem Staat entgehen sehr hohe Zolleinnahmen.

Wenn man zum Beispiel von Budapest nach Paris fahren wollte, steckte man sich einfach zweihundert Kronen in die Tasche, fuhr zum Bahnhof, löste sich seine Karte bis Paris, benötigte weder Pass noch Visum, noch Devisen und bemerkte sozusagen gar nicht, dass man über die Grenze fuhr, oder höchstens daran, dass an der französischen Grenze der Zollbeamte höflich grüssend hereinkam, pro Form fragte, ob man etwas zu verzollen habe und nach einem leichten Kopfschütteln seitens des Passagiers sich wieder höflich grüssend entfernte. Nur an der österreichischen Grenze pflegten sich eifrige Zollbeamte danach zu erkundigen, ob man Zigaretten mitgebracht habe, denn damals zahlte man in der Schweiz für die feinsten ägyptischen Zigaretten 3 bis 4 Centimes, während dieselben bei uns etwa das Doppelte kosteten. - Man fuhr damals in die Schweiz, nach

Deutschland oder Italien, wie man heute einen Ausflug von Wien auf den Semmering macht. Die Fahrkarten waren um die Hälfte billiger als jetzt und trotzdem warfen die Staatsbahnen grosse Erträgnisse ab, während heute trotz der hohen Tarife (oder vielleicht gerade deswegen) die Staatsbahnen mit grossen Defiziten arbeiten.

Einen für diese Zeiten typischen Vorfall möchte ich noch erwähnen. Ich war damals auf eine Anzahl ausländischer Zeitungen, wie"l'Illustration","London News", "Sport im Bild", "The Studio" u.s.w. abonniert. Das Abonnement dieser Zeitungen kostete ungefähr ein Drittel von dem, was es heute kostet. Eines Tages las ich in der London News ein Inserat der "Aertex Co.", in welchem sie neue, poröse Sporthemden zum Preis von zwei Shilling sechs Pence pro Stück anbot. Ich bestellte mir sechs Stück solcher Hemden und legte dem (selbstredend nicht rekommandierten) Brief einen Scheck über 15 Shilling bei, 15 Shilling waren damals etwa 20 Kronen. Vier Tage nach Absendung des Briefes erhielt ich bereits das Postpaket aus London, wofür ich für Porto und Zoll insgesamt drei Kronen zahlen musste und fand im Paket die sechs Hemden, einen höflichen Brief der Firma, in welchem sie sich für den Auftrag bedankte, eine saldierte Faktura und einen Scheck über drei Shilling, da, wie ich aus dem Brief entnahm, seit der Aufgabe des Inserates die Firma den Preis der Hemden um sechs Pence per Stück herabgesetzt hat und mir demzufolge den zuviel eingesandten Betrag von drei Shilling in einem Scheck zurücksandte.

Um heute eine ähnliche Bestellung durchführen zu können, würde man Folgendes benötigen: 1.) Ein Gesuch andie Ungarische oder Österreichische Nationalbank zur Bewilligung des Ankaufes des Schecks (welches selbstredend abgelehnt werden würde). 2.) Eine Einfuhrbewilligung von der Handelskammer, welche man ebenfalls

nur mit den grössten Schwierigkeiten erhalten könnte, aber angenommen den Fall man könnte die Einfuhrbewilligung erhalten, so würden die Spesen dieser Bewilligung mehr betragen als der Wert des Schecks, den ich damals nach London sandte.Auch der Zoll und die verschiedenen anderen Gebühren (Warenumsatzsteuer, Manipulations-und Zustellungsgebühr) würden mehr ausmachen als die Hemden damals kosteten.-Nach Überwindung all dieser Schwierigkeiten käme nun ein Hemd, welches damals franko Budapest etwa drei Kronen kostete, mindestens auf 15 bis 20 Schilling pro Stück zu stehen.-An diesem kleinen Beispiel ist am klarsten zu erkennen, unter welchen unglaublichen Behinderungen der Welthandel heute leidet und es ist kein Wunder, dass die Wirtschaftskrise in jedem Lande immer ärger und ärger wird.

Heute, einundzwanzig Jahre nach Kriegsbeginn, ist es noch nicht abzusehen, wann wieder Handels-und Bewegungsfreiheit auf der Welt herrschen wird, nur eines blüht und das ist die Rüstungsindustrie. Alle Länder verbluten sich, weil sie den grössten Teil der verfügbaren Mittel in die grausamsten Mordinstrumente hineinstecken.

Auch vor dem Krieg gab es Personaleinkommensteuern, aber nach meinem damaligen Einkommen von etwa 70.000 Kronen pro Jahr bezahlte ich im Ganzen achtzig Kronen Einkommensteuer, während heute etwa 40 bis 50 % des Einkommens auf die schikanöseste Weise weggesteuert wird und einem dabei immer das Damokles-Schwert über dem Haupt schwebt, wegen irgendeines, zumeist unfreiwilligen, Steuer-oder Devisendeliktes bestraft zu werden.

Das Wort Devise war damals überhaupt nur in den Banken bekannt. Die Währungen waren stabil und Schwankungen von mehr als 2 bis 3 ‰ kamen selten vor. Man wusste, dass ein Franc der lateini-

schen Münzunion, also Belgien, Frankreich, Schweiz, Spanien, Italien und der grösste Teil der Balkanstaaten, 95 Heller kostete und die Banken rechneten für Devisentransaktionen 1/2 bis 1 ‰ an Spesen. Für Geldeinlagen wurde in den Banken 3 bis 4 % netto vergütet und Kredite kosteten je nach der Bonität des Kreditnehmers 4 1/2 bis 6 %. Die Banken arbeiteten mit einer Verdienstmarge von 1 bis 2 % und erzielten grosse Gewinne, während heute den Einlegern 2 1/2 % vergütet wird, Kredite hingegen 8 bis 11 % kosten und trotz dieser riesigen Spannung geht es den Banken schlecht.

Kaufmännische Kredite, wenn die Bank von dem korrekten Gebaren des betreffenden Kaufmanns nur halbwegs überzeugt war, waren leicht und billig zu erhalten, so zum Beispiel hatten wir, obwohl das bilanzmässige Firmenvermögen etwa eine Million Kronen betrug einen Biankokredit von einer Million Kronen bei der Anglo-Bank und zwar zu 4 3/4 %. Als ich die Geschäftsführung der Firma im Oktober 1912 übernahm, sah ich zu meinem Erstaunen, dass sie bei der Postsparkassa ein Guthaben von 232.000 Kronen hatte, obwohl die Postsparkassa keine Zinsen vergütete. Gleichzeitig hatten wir jedoch ein Debetsaldo von cca. 400.000 Kronen bei der Anglo-Bank. "Warum erlegen Sie nicht das auf dem Postsparkassenkonto eingegangene Geld sofort bei der Anglo-Bank !", fragte ich den Prokuristen Ausch. "Ach Herr Telekí, gab er mir zur Antwort, Debetzinsen spielen doch wirklich keine Rolle. Es zahlt sich nicht aus die 200.000 Kronen, welche wir in den nächsten Tagen sowieso zum Rapseinkauf benötigen in die Bank zu geben, denn die Manipulationsgebühr von 1/4 per Mille am Kontokorrent macht ja fast mehr aus als die Zinsenersparnis."

Debetzinsen spielten tatsächlich keine Rolle und es gab Kunden, denen wir sechs Monate bis ein Jahr und noch länger kredi-

tierten. Die grossen Kundschaften, denen wir Öl lieferten, zahlten gewöhnlich am 1.Jänner ihre gesamten Bezüge, die sie während des Jahres machten. - An Maschinenöl wurde brutto 30 bis 40 % verdient und spielten daher 2 bis 3 % Zinsenverlust keine Rolle.

Wenn jemand 20.000 Kronen besass, so konnte er sich ein Haus um 100.000 Kronen bauen, denn die Banken waren ohneweiters bereit 80 Prozent der Baukosten als 1.Hypothek vorzustrecken. Man zahlte 4 3/4 % für solche Hypothekarkredite, inwelchem Prozentsatz bereits die 25-jährige Amortisation inbegriffen war. Wenn man also jährlich, inklusive der Nebenspesen, etwa 5000 Kronen der Bank bezahlte, welche Summe aus dem Mietzins leicht aufgebracht werden konnte und bei geschickter Administration blieb sogar noch etwas übrig, war man ohne einen Finger zu rühren in 25 Jahren der Besitzer eines Hauses im Werte von 100.000 Kronen, ~~bzw. im Werte von mehr als 100.000 Kronen~~, denn die Grund-und Häuserpreise stiegen rapid und bis die Hypothek abgezahlt war, war das Haus zumeist doppelt soviel wert als es seinerzeit gekostet hat. So konnte man mit einem kleinen Anfangskapital mühelos zu einem ansehnlichen Vermögen kommen. Tüchtige Leute, die die rapide Entwicklung von Budapest voraussahen, kauften Anfangs des Jahrhundertes grosse Komplexe an der Peripherie der Stadt. Diese Grundstücke lagen allerdings Jahre und oft Jahrzehnte lang brach, trugen nichts, als sich aber die Stadt immer mehr und mehr erweiterte, stiegen die Grundpreise rapid und die Familien Manfred Weiss, Herzog, Kohner u.s.w. haben auf diese Weise viele Millionen verdient.

Wie es gegenwärtig mit dem Hausbesitz aussieht, brauche ich einem Zeitgenossen wohl nicht zu erklären, nachdem ich jedoch annehme, dass diese Zeilen einmal meine Kinder und Kindeskin-

der und vielleicht auch spätere Nachkommen lesen werden , will ich erwähnen, dass insbesondere in Österreich, zufolge einer lächerlichen bolschewistischen Gesetzgebung, der Wert der Häuser nach dem Kriege nahezu auf den Nullpunkt sank, da infolge der Geldentwertung die Mieternicht nur keinen Zins bezahlten, sondern der Hausherr sogar noch die Reparaturspesen zu tragen hatte. In den letzten fünf Jahre haben die Verhältnisse allerdings etwas gebessert, indem die Mieter in alten Häusern etwa den vierten Teil des Vorkriegszinses bezahlen; aber noch immer ist ein Haus, welches vor dem Krieg einen Wert von etwa einer Million Kronen hatte (also einem heutigen Geldwert von etwa zwei Millionen Schilling) heute nicht mehr wert als 3 - 400.000 Schilling, also etwa den fünften Teil des Vorkriegswertes. Dafür kosten jedoch Schuhe und Kleider bei gleicher Qualität noch immer etwa doppelt soviel als vor dem Krieg.

DieArmut von heute zeigt sich auch beim Reisen.Auf den Eisenbahnen fuhren bei uns vor dem Krieg nur Ausflügler, Bauern, Arbeiter und arme Leute dritter Klasse und vermögende Leute fuhren überhaupt nur erster Klasse. Die Schnellzüge hatten ausschliesslich erste und zweite Klasse, die zweite Klasse wurde jedoch zumeist von Geschäftsreisenden und dem ärmeren Mittelstand benützt. Heute fahren selbst sehr vermögende Leute dritter Klasse, weil die Karte dritter Klasse mehr kostet, als im Frieden die erste Klasse kostete und die Einkünfte viel geringer sind als vor dem Kriege.

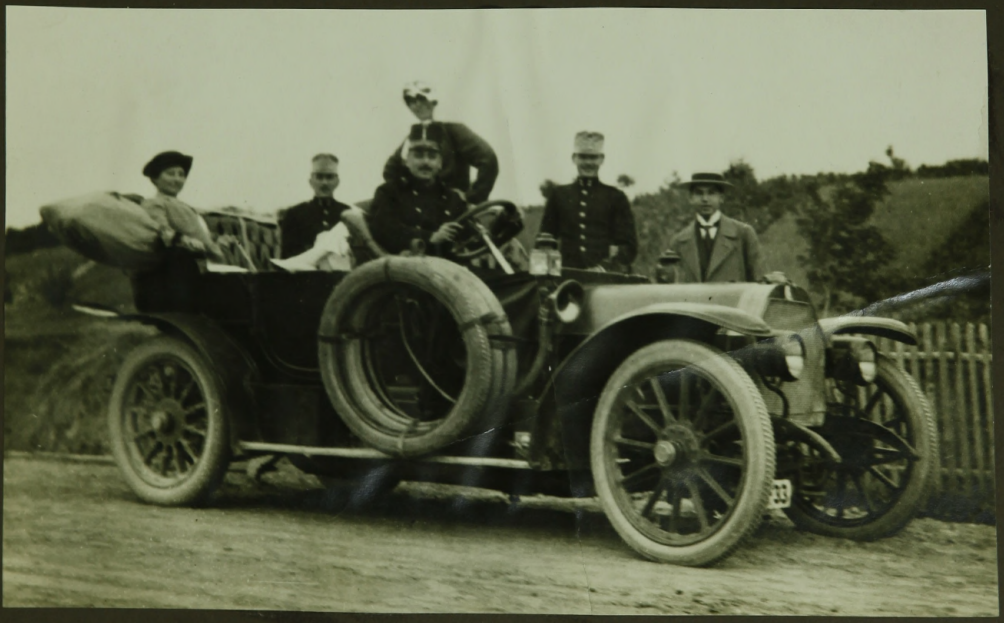
Allerdings waren z.B. Automobile vor dem Krieg ein grosser Luxus und das Halten eines Autos konnten sich nur sehr reiche Leute erlauben. Ein gutes Auto kostete zumindest zwanzig-bis dreissigtausend Kronen, die Betriebskosten inklusive Chauffeur mindestens 10.000 Kronen pro Jahr. Autos besassen nur ausgesprochene Millionäre

oder Leute, die sehr hohe Einkünfte hatten. Damals war es auch kein besonderes Vergnügen mit einem Auto längere Zeit zu fahren, denn die Strassen waren im allgemeinen schlecht und die Wagen hatten die verschiedensten Mucken. Das Fahren im Auto war stets ein gewisses Wagnis, insbesondere auf den ungarischen Landstrassen, wo beim Herannahen eines "Teufelswagens" sämtliche Pferde scheu wurden; aber auch in der Stadt passierte es sehr oft, dass Pferde beim Herannahen eines Autos scheuten. Im Jahre 1914, also knapp vor dem Krieg kam auf etwa hundert Einspänner oder Fiaker ein Auto und in der Stadt zahlte es sich überhaupt nicht aus mit einem Auto zu fahren, denn infolge der überwiegenden Zahl von Pferdewagen kam man auch nicht viel schneller vorwärts als mit einem Fiaker. Knapp vor dem Krieg begannen die ersten Taxameter in den Strassen Budapests aufzutauchen und man konnte sich auch Privatautos mieten, indemman pro Kilometer eine Krone, also etwa zwei Schillinge bezahlte, während heute ein Mietauto etwa vierzig Groschen pro Kilometer kostet.

Im Juni 1914 rückte ich zu meiner letzten Waffenübung, als Reserveleutnant bei der Honvéd-Artillerie, nach Várpalota ein. Leichtsinnig wie ich war (und auch weil ich das Autofahren erlernen wollte) nahm ich mir für diese vier Wochen ein Mietauto in Budapest auf und fuhr damit zur Waffenübung. Der Spass kostete mich etwa tausend Kronen, aber ich imponierte meinen Kameraden sehr, denn im Auto spazierengeführt zu werden war damals noch ein seltenes Vergnügen. Wir wurden bei der Waffenübung ziemlich hart angepackt, aber trotzdem unterhielten wir uns sehr gut. Von Várpalota aus fuhren wir fast jeden Abend nach Siofok oder einem anderen Ort des Balatons und veranstalteten grosse Drahrereien, von



Mein Pferd
„Garibaldi"
1914



Auf der Waffenübung in Tárpalota, 1914



Sigmund
1913



1915

denen wir gewöhnlich erst um vier Uhr in der Früh nach Hause kamen, um gleich in den Sattel zu steigen und schwierige Geländeritte zu machen. Allerdings legten wir uns dann gleich nach dem Mittagessen nieder und schliefen bis zum Abend.

Mitten in dieses fröhliche Leben platzte dann die Bombe von Sarajevo. Das verhängnisvolle Wort Krieg hing in der Luft, aber niemand wollte daran wirklich glauben; nur die älteren Stabsoffiziere schüttelten bedenklich ihre Köpfe und behielten mit ihren Befürchtungen leider recht. Am 14.Juni kam ich nach Hause, fuhr sofort nach Wien, wo ich eine Kartellsitzung hatte und dann nach Pécs, wo meine Frau mit Bubi und meine Schwester Trucsi mit Vera war, aber dort wurden die Nachrichten schon immer bedrohlicher und bedrohlicher.

Am 28.Juli lasen wir in den Blättern das Ultimatum an Serbien und nun war es jedermann klar, dass ein Krieg unvermeidlich sei. Mein Bruder Sanyi war gerade in Pécs als die Nachricht eintraf und sofort rief er aus "jetzt geh ich nach Hause und lass' meinen Säbel schleifen". Tatsächlich wurde er auch bereits am 30.Juli mobilisiert, da er Reserveoffizier des 38.Feldkanonregiments war, das dem XIII.Armeekorps angehörte, welches Koprs an der Grenze gegen Serbien lag. Dieses rückte sofort in Serbien ein und mein Bruder machte den ganzen serbischen Feldzug mit,dann den Feldzug in den Karpathen und später focht er gegen Italien. Er war drei Jahre lang fast ununterbrochen an derFront. Allerdings war er bei Ausbruch des Krieges erst 23 Jahre alt, unverheiratet und ein begeisterter Soldat. Mit 24 Jahren war er schon Oberleutnant, welcherRang seinem Alter entsprach.

Da der Krieg in greifbare Nähe rückte, fuhren wir so-

fort nach Budapest und meine Schwester nach Nagyvárad. - Ganz Europa glich einem aufgeschrecktem Bienenschwarm, langsam begriff man, dass es mit dem Krieg Ernst sei, niemand ahnte jedoch, dass er solch unerhörte Dimensionen annehmen wird. Weitere Einzelheiten über den Ausbruch des Krieges und den damit verknüpften Ereignissen möchte ich nicht niederschreiben, da die sich damals überstürzenden Ereignisse heute bereits in jedem Geschichtsbuch, in unzähligen Romanen und sonstigen Publikationen ausführlich enthalten sind.

DER W E L T K R I E G 1914 - 1918

Seitdem die Menschheit besteht, hat es Kriege gegeben und es wird trotz aller Bemühungen der Pazifisten auch in der Zukunft Kriege geben. Dieser barbarische Zustand dürfte insolange dauern, bis die Vereinigten Staaten der ganzen Welt gebildet werden und die Menschen auf ein bedeutend höheres Kulturniveau als unser heutiges ist, kommen werden.

Allerdings hat es auch glückliche Generationen gegeben, die ihr Leben ohne Krieg, oder zumindest ohne Krieg in ihrem Vaterlande verbringen konnten. Solche Epochen waren jedoch selten und Menschen, die das Glück gehabt haben, bei normaler Lebensdauer von ihrer Geburt bis zu ihrem Tode von keinerlei Kriegsereignissen berührt zu werden, lebten hauptsächlich während der 400 Jahre andauernden Pax Romana. Jener Generation, der ich angehöre (das sind die in den 70-er und 80-er Jahren des vorigen Jahrhunderts geborenen) schien nun ein solches Glück verheissen zu sein, denn schon in meinem Geburtsjahr (1883) hatte die österreichisch-ungarische Monarchie, ab-



1914

Die Brüder





Als ich in den Krieg zog.

gesehen von dem kurzen Intermezzo in Bosnien im Jahre 1879, eine Friedensperiode von 17 Jahren hinter sich.

Anfangs der 90-er Jahre, als ich in die Mittelschule kam und selbständig zu denken anfing, hatte Österreich-Ungarn schon seit fast dreissig Jahren Frieden. Der letzte grosse europäische Krieg, der deutsch-französische von 1871 war in Vergessenheit geraten, eine ungeahnte Entwicklung und Prosperität machte sich in fast allen europäischen Ländern bemerkbar und niemand dachte an Krieg. Die allgemeine Wehrpflicht war zwar überall eingeführt, der gemeine Soldat musste seine zwei bis drei Jahre und der Einjährig-Freiwillige ein Jahr dienen. Dieser Militärdienst war zwar ein harter, jedoch auch abhärtender Dienst und man dachte wirklich nicht daran, dass man mit den Gewehren und Geschützen, die man handhaben erlernte, einmal wirklich auch auf Menschen schiessen wird.

Kriege kamen allerdings auch in den 90-er Jahren vor, der Kolonialkrieg Englands gegen die Buren, der griechisch-türkische Krieg, der Boxeraufstand in China und hie und da lagen sich auch einige südamerikanische Staaten in den Haaren. Aber dies alles war weit weg und unser Europa schien ruhig und so geordnet, Handel, Industrie und Unternehmertum blühten, die europäischen Völker wurden immer reicher, die Jugend hatte gute Aussichten auf lohnenden Erwerb und auch den Arbeitern ging es nicht schlecht. Dass nun all dieser Wohlstand, Fortschritt und Ordnung mit einem Schlag aufhören sollte, erschien uns unbegreiflich und selbst als der Weltkrieg ausbrach, dachte (mit Ausnahme der besonders eingeweihten Politiker)niemand daran, dass dies ein Krieg von längerer Dauer sein könnte.

Als wir im 14-er Jahr in den Krieg zogen, war allgemein

die Ansicht verbreitet, dass der Krieg in einigen Monaten zu Ende sein werde und alle ruhmbedeckt von den Schlachtfeldern nach Hause kommen werden.

Vom Weltkrieg gibt es heute, nach mehr als zwanzig Jahren, bereits eine immense Literatur. Die über den Krieg und die Kriegsfolgen geschriebenen Bücher belaufen sich bereits auf zehntausende, in allen Sprachen der Welt. Nichtsdestoweniger bin ich überzeugt, dass die eigentliche Kriegsliteratur erst jetzt nach zwanzig Jahren beginnen wird und ähnlich wie nach den Napoleonischen Kriegen, die ja auch Europa auf den Kopf stellten, noch jahrzehntelang über den Krieg geschrieben werden wird. Beschreibungen und Deutungen der Ereignisse und Episoden aus dem Weltkrieg werden wahrscheinlich auch nach hundert Jahren noch erscheinen, sowie die Napoleonische Literatur noch bei weitem nicht zu ihrem Ende gelangt ist. Es sind jetzt 120 Jahre her, dass Napoleon nach St. Helena verbannt wurde. Trotzdem erscheinen heute noch ständig Aufsätze, Bücher und Theaterstücke über Napoleon und seine Zeitgenossen. In diesem Jahr (1935) habe ich eine ganze Anzahl von Napoleonstücken in Wien gesehen (die "100 Tage" von Forzano-Mussolini, "Fouché" u.s.w.), gute Stücke, die Erfolg hatten und grosses Publikumsinteresse fanden.

Ich will daher keineswegs den Weltkrieg beschreiben, denn schriftstellerisch viel begabtere Leute als ich, haben dies schon getan und werden es noch jahrzehntelang, vielleicht jahrhundertelang tun, sondern nur in kurzen Worten meine Gedanken und persönlichen Eindrücke über die Kriegs-und Nachkriegszeit schildern.

Wie bei den meisten Menschen meiner Generation, bildet das Jahr 1914 einen scharfen Trennungsstrich. Wenn ich heute über vergangene Sachen spreche, so ist stets mein erster Gedanke: "Dies

geschah vor und das geschah nach dem Krieg." Das Leben nach dem Krieg war nämlich von dem Leben vor dem Krieg so scharf unterschieden, als wenn man in zwei verschiedenen Welten gelebt hätte. - Bei Kriegsausbruch war ich 31 Jahre alt, also ein gereifter Mann mit Frau und Kind, Haus und Hof, Geschäft und Industrieunternehmung. Die Eindrücke und Erlebnisse des Krieges müssen daher einen viel nachhaltigeren Eindruck auf mich und meine Altersgenossen ausgeübt haben, als auf die Kinder, die noch sozusagen nicht zum Bewusstsein erwacht sind und auf die Jünglinge, die von der Schulbank in den Krieg zogen, sowie auf Greise, die am Ende ihres Lebens standen.

Die Kinder haben den Krieg sozusagen unbewusst miterlebt und je nachdem in welchem Lande sie lebten, sind ihre Eindrücke verschiedene geworden. Wenn man heute einen 25-bis 35-jährigen Mann über seine unmittelbaren Kriegseindrücke fragt, so sagt der 25-jährige: "Ich kann mich überhaupt an nichts erinnern". Der 30-jährige, der bei Kriegsbeginn neun Jahre alt war, erinnert sich daran, dass es Lebensmittelknappheit und viele Soldaten gab. Der 35-jährige hingegen, der bei Kriegsbeginn etwa 14 Jahre alt war, kann schon über verschiedene Entbehrungen und Sorgen berichten. Aber diese Ereignisse haben sich bei den damals 14-jährigen ziemlich verwischt, denn er wuchs in der Kriegs-und Nachkriegsmentalität auf und kann davon, wie es vor dem Kriege in Europa eigentlich ausgesehen hat, keine richtige Idee haben. Ernstlich vom Kriege betroffen waren diejenigen, die bei Kriegsbeginn schon mindestens siebzehn Jahre alt waren, also heute über 38 Jahre alt sind. Diesen konnte es schon passieren, dass sie im vierten Kriegsjahre einrücken mussten und die letzte Phase des Krieges am eigenen Leib zu spüren bekamen.

Die älteren Leute, die nicht mehr zum Kriegsdienst herangezogen wurden, also die über 50-jährigen, sind heute bereits Greise und konnten sich nur schwer in die Nachkriegsverhältnisse einleben. Über die, die bei Kriegsbeginn schon am Ende ihres Lebens standen, die 60-bis 70-jährigen, die heute zumeist schon tot sind, brauste derKrieg wie ein furchtbares Ereignis hinweg. Obwohl sie zu Kriegsdiensten in keinem Fall mehr herangezogen wurden, starben sehr viele frühzeitig infolge der seelischen Erregungen des grossen Krieges. Diese 60-bis 70-jährigen waren am stärksten zu bedauern, denn sie hatten erwachsene Söhne und auch Enkel, die in den Krieg mussten und viele ihrer Lieben fanden den Heldentod oder kamen verstümmelt oder gesundheitlich stark erschüttert nach Hause. - Die Entbehrungen der Kriegsjahre und der Zusammenbruch nach dem verlorenen Krieg traf diese Leute besonders hart. Die Inflation, von der ich noch später berichten werde, vernichtete ihr Vermögen, ihre Kinder, die sie erhalten sollten, wurden erwerbslos und sie starben oft im grössten Elend und Verzweiflung über den furchtbaren Ausgang des Krieges.

Stellen wir uns zum Beispiel einen pensionierten Beamten im Alter von etwa 60 Jahren vor, den der Krieg im Jahre 1914 überraschte. Während der Kriegsjahre konnte er noch trotz eventuellen Verlustes seiner Familienmitglieder mit Patriotismus und Hoffnung auf ein gutes Ende durchhalten. Er wurde zwar aus seinem beschaulichen Leben herausgerissen und legte je nach seinen Kräften dort Hand an, wo der Krieg die Jungen wegfrass. Aber dann kam der Zusammenbruch im Jahre 1918. Alles stürzte zusammen, was bis dorthin hoch und heilig galt. Das Vaterland wurde verstümmelt. Weder Lebensmittel, Bekleidungsartikel, noch Heizmaterial waren da. Seine Ersparnisse wurden entwertet, sei-

ne Lebensversicherung zerfloss in nichts. Seine Pension wurde entweder gar nicht, oder nur in entwertetem Gelde bezahlt, seine Angehörigen darbten und es gehörte wirklich eine eiserne Gesundheit und eine grosse seelische Widerstandsfähigkeit dazu, um dies alles erleiden und überstehen zu können.

Dass es neben den vielen Millionen, die der Krieg zugrundegerichtet und in die Arme der Verzweiflung getrieben hat, einige tausend besonders begabte oder besonders skrupellose Menschen gab, denen es gelungen ist, nicht nur ihr Vermögen zu retten, sondern Reichtümer anzusammeln, beweist auf das Schlagendste, dass der Krieg für den überwiegenden Grossteil der Bevölkerung eine furchtbare Katastrophe war, von der sie sich noch jetzt nicht erholen kann. Ich habe anfangs des Krieges schon den Ausspruch gemacht: "Niederreissen ist leicht, jedoch aufbauen unendlich schwer." und habe im Jahre 1918 prophezeit, dass es mindestens zwanzig Jahre dauern wird, bis halbwegs geordnete Zustände herrschen werden.

Siebzehn Jahre sind seit dieser Zeit bereits verflossen, aber in den meisten Ländern herrschen noch immer desolate Verhältnisse. Die internationale Spannung ist grösser als je zuvor, das Geldwesen ungeordnet und unstabil. Wenn man über die Grenzen gehen will, benötigt man einen Pass und für die meisten Länder ein kostspieliges Visum. Die Einwanderung in jene Länder, wo für die Arbeitslosen noch Betätigungsmöglichkeit war, ist zumeist gesperrt und in den meisten Ländern herrscht furchtbares Elend, welches nur äusserlich bemäntelt wird. - Die Zahl der Arbeitslosen (ein vor dem Krieg fast unbekannter Begriff) schätzt man in Europa auf etwa zwölf, inAmerika auf etwa zehn Millionen Menschen. Solche Zustände herrschen im grössten Teil der zivilisier-

ten Welt, trotzdem in den letzten zwanzig Jahren bedeutende Fortschritte der Wissenschaft und Technik erzielt wurden: die ungeheure Verbesserung der maschinellen Produktion, ungeahnte Fortschritte des Flugverkehrs, riesenhaftes Ansteigen der motorischen Fahrzeuge, insbesondere der Automobile, das heute die ganze Welt umspannende Radio, das beginnende Fernsehen und hunderte andere technische Errungenschaften auf jedem Gebiete, die alle dazu dienen sollten, das Leben schöner, bequemer und leichter zu machen, als es früher war.

Weshalb diese Zustände herrschen, will ich in einem späteren Kapitel auseinandersetzen und beschränke mich vorläufig darauf, den Lauf der Ereignisse seit dem 1.Juni 1914 mehr oder weniger chronologisch zu schildern.

Der Thronfolgermord in Sarajevo.

Auf diesen die Katastrophe auslösenden tragischen Vorfall, welcher in unzähligen Schriften festgehalten ist und durch Zufall sogar gefilmt wurde, so dass das bezügliche Dokument auch de visu für die nachfolgende Welt festgehalten ist, will ich nicht näher eingehen.

Wie bereits erwähnt, absolvierte ich zur Zeit des Thronfolgermordes meine letzte Waffenübung als Leutnant in der Reserve beim Honved-Artillerie-Regiment Nr. 4 in Várpalota. Die ganze Welt war erschüttert, man glaubte jedoch anfangs, dass es mit der Festnahme und Bestrafung der Täter sein Bewenden haben wird. Ausser den eingeweihten Staatsmännern und Diplomaten dachte jedoch niemand ernstlich an einen Krieg und wenn er schon dachte, glaubte er, dass es sich nur um eine Strafexpedition nach Serbien handeln wird. Die wirklichen Zusammenhänge erfuhren wir erst in einem viel späteren Zeitpunkte.

Ich kam am 15.Juli 1914 nach Hause, wohlgemut und frohgelaunt und sagte meiner Frau, sie solle jetzt meine Uniform einpacken, denn ich bin mit meinem Militärdienst fertig. Jedermann ging auf Sommerfrische, viele blieben zwar im Inland, andere suchten jedoch die Badeorte in Frankreich, Italien und England auf. Der deutsche Kaiser machte seine gewohnte Nordlandsreise und auch die hohe Diplomatie ging auf Urlaub. Feinhörige vernahmen zwar von ferne ein leises Donnern, aber das war alles.

Am 20.Juli fuhr ich nach Wien zur Kartellsitzung der Rüböl-fabrikanten, fuhr nach einigen Tagen nach Budapest und dann nach Pécs, wo sich meine Familie aufhielt. Wir beabsichtigten im August auf vier Wochen nach Ostende zu fahren.

Wie ein Blitz aus heiterem Himmel schlug dann am 28.Juli das Ultimatum an Serbien ein und als das Ultimatum in den Zeitungen erschien, stand das Kriegsgespenst schon vor der Türe, denn dieses Ultimatum konnte sich ja kein Staat bieten lassen.

Ich fuhr mit meiner Familie mit dem nächsten Zug nach Budapest und es war gar nicht leicht Platz im Zug zu ergattern, denn Ungarn glich damals einem aufgeschreckten Bienenschwarm. Jeder trachtete auf dem kürzesten Weg nach Hause zu kommen und am Ostbahnhof in Budapest türmte sich das Gepäck zu haushohen Bergen.

Da Serbien wie es ja vorauszusehen war, das Ultimatum der österreichisch-ungarischen Regierung nicht annahm, folgte kurz darauf die Kriegserklärung und am nächsten Tage erschien bereits an allen Wänden der allgemeine Mobilisierungsbefehl. Auf den Strassen herrschte bis tief in die Nachtstunden hinein ein unbeschreiblicher Freudentaumel.Durch die lange Friedenszeit verwöhnt, hatte ja das Publikum keine Ahnung davon, was Krieg bedeutet. Selbst die-

jenigen, die sofort einrücken mussten, glaubten nur an eine Strafexpedition gegen die Königsmörder, an einen militärischen Spaziergang, der kurze Zeit dauern und mit der Niederwerfung Serbiens glorreich beendet werden soll. Besondere Begeisterung zeigten jene, die gemäss dem ersten Mobilisierungsbefehl nicht sofort einrücken mussten, während diejenigen, die "einrückend gemacht worden sind" den Mobilisierungsbefehl schon etwas ernster betrachteten. Es war interessant die Leute vor dem Mobilisierungsplakat zu beobachten. Die halbwüchsige Jugend und diejenigen, welche noch nicht Soldaten waren, stiessen Verwünschungen gegen Serbien aus, während jene, die sich innerhalb 48 Stunden zu ihren Regimentern begeben mussten, sowie die Mütter und Frauen der Einrückungspflichtigen sinnend und geängstigt die Plakate betrachteten und sich doch Gedanken darüber machten, dass es kein Spass ist. Auch ich musste mich sofort zu meinem Regiment, welches damals in Neutra stationiert war, begeben und der Abschied von meinen Lieben wurde mir recht schwer.

Die folgenden vier Monate, in welchen sich die Grösse der Katastrophe voll entwickelte und deren Ereignisse heute schon in jedem Geschichtsbuche nachzulesen sind, will ich überspringen. Man sah bald, dass es sich nicht um einen leichten Okkupationsfeldzug handelte, sondern um einen lang andauernden Krieg, wo wir (nämlich die österreichisch-ungarische Monarchie und Deutschland, sowie später die Türkei und Bulgarien) sozusagen der ganzen Welt gegenüberstanden. Auf der einen Seite die russische Dampfwalze, auf der anderen Seite Frankreich, England und ihre Verbündeten. Bedenklich erschien von Anfang an die Haltung Italiens und Rumäniens und tatsächlich traten auch diese Staaten bald zur Entente über und die Zahl unserer Feinde wuchs ins Unermessliche. Als dann auch Amerika



Sanyi in Serbien, November 1914 –



Marianne
1915



1917

seine immensen Mittel und sein grosses Menschenreservoir gegen uns mobilisierte, war der Krieg für uns verloren. Doch darüber später.

Wie bereits gesagt, rückte ich am 1.August zu meinem Regiment nach Neutra ein. Dort herrschte ein kolossaler Trubel, denn trotzdem in den Mobilisierungsvorschriften alles bis in die kleinsten Details niedergelegt war, klappte doch nicht alles so,wie man es wollte und die Offiziere arbeiteten Tag und Nacht ununterbrochen um die Batterien auf den Kriegszustand zu bringen: Zuerst wurden die Reservejahrgänge, also junge Leute zwischen zwanzig und dreissig Jahren ausgerüstet und erst nach Abtransport der Marschbatterien, die sich auf den russischen Kriegsschauplatz begaben, kamen die älteren Jahrgänge an die Reihe. Da ich zu den ältesten Reserve-Offizieren zählte, blieb ich vorderhand noch bei der Ersatzbatterie und es wurde mir die Ausbildung der neu eingerückten Einjährig-Freiwilligen übertragen. Gegen den 15.August kam auch meine Frau nach Neutra, welches ein ganz nettes Städtchen ist und verblieb dort einige Wochen. Die Hitze in diesem Monat August war unbeschreiblich und unsere braven Soldaten hatten sehr darunter zu leiden. Das Leben in Neutra war nicht besonders angenehm, da wir einen Kommandanten den Hauptmann von Cziráky hatten, der hauptsächlich jenen Reserve-Offizieren seine Gunst schenkte, die mit ihm nächtelang in den Wirtshäusern sassen, bis in die Früh zechten und womöglich seine Zeche bezahlten. Auch für sonstige Geschenke war er nicht unempfänglich. - Man soll zwar den Toten nichts Übles nachsagen, aber ich muss dies erwähnen, da ähnliche Zustände auch bei anderen Ersatzbatterien und Ersatzkaders herrschten und es viele Reserve-Offiziere verstanden haben, sich durch entsprechende Freundschaft mit den Kaderkommandanten längere Zeit vom Kriegsschauplatz fernzuhalten.

"Zeit gewonnen, alles gewonnen", war damals die Losung. Nun hatte ich niemals Neigung zu nächtlichen Gelagen und konnte mich daher beim Hauptmann nicht lieb Kind machen. Ausserdem dachte ich damals noch wirklich, der Krieg würde nicht lange dauern und hätte es als Schande empfunden, nicht am Kriegsschauplatz gewesen zu sein.

Ich kann nicht umhin bei dieser Gelegenheit über einiges zu berichten, was damals in den Kreisen der Reserveoffiziere, die doch die eigentliche Stütze der Armee waren, sehr böses Blut erweckte und viel dazu beitrug um unseren Zusammenbruch zu beschleunigen. Obwohl man glauben hätte können, dass der Krieg alle Gegensätze verwischt, machte sich sofort nach der Mobilisierung im Kreise der aktiven Offiziere (zum Glück waren nicht alle so) ein ausgesprochener Antisemitismus bemerkbar. Die Reserveoffiziere, welche Juden oder jüdischer Abstammung waren, wurden nämlich auf alle erdenkliche Art schikaniert. Besonders unangenehm machte sich das bemerkbar, als wir am Kriegsschauplatz inGalizien waren. Die polnischen Juden sind ja wirklich keine Zierde der jüdischen Rasse. Die jüdischen Reserveoffiziere stellten aber in jeder Beziehung ihren Mann und erhielten im Verhältnis ihrer Zahl zu den anderen Konfessionen viel mehr Auszeichnungen für tapferes Verhalten vor dem Feinde, obwohl sie beim Erhalt der Auszeichnungen schon durch ihre Religion oder Abstammung gehandikapt waren. Es ist statistisch nachgewiesen, dass die Anzahl der Juden in der damaligen österreichisch-ungarischen Monarchie etwa fünf Prozent der Bevölkerung betrug, dagegen die jüdischen Offiziere und Soldaten etwa fünfzehn Prozent der gesamten Auszeichnungen erhielten. Trotzdem warf man den Juden Feigheit und Drückebergerei vor, was jedoch absolut nicht der Fall war. Dass

sie trachteten an möglichst günstigen Plätzen Verwendung zu finden, ist ihrer natürlichen Intelligenz zuzuschreiben, aber sowohl im Kampfe, wie auch bei sonstiger militärischer Verwendung stellten sie ihren Mann. Ich habe öfters Gelegenheit, sowohl beim Kader, als auch am Kriegsschauplatz gegen die Misshandlung und Erniedrigung jüdischer Offiziere und Mannschaften energisch einzuschreiten. Dieses mein Verhalten wurde selbstredend nicht mit Sympathie aufgenommen. Die Juden waren mindestens ebenso gute und tapfere Soldaten als die Christen, verlässlich und vaterlandstreu und dafür, dass sich im Hinterland gewisse, hauptsächlich aus Galizien eingewanderte Elemente durch skrupellose Geschäfte unangenehm bemerkbar machten, traf die Frontoffiziere und Frontsoldaten wahrlich keine Schuld.

Die anfängliche Begeisterung verflog schnell, als schon etwa zwei Wochen nach Kriegsbeginn die ersten Verwundetentransporte ankamen und die Leute über die grauenvollen Erlebnisse am Kriegsschauplatz berichteten. Unsere Niederlage gegen die russische Übermacht in Galizien wurde zwar streng geheimgehalten, nichtsdestoweniger sickerte durch die zurücktransportierten Verwundeten und Kranken manches durch, was die Seelen der zu Hause gebliebenen mit Entsetzen erfüllte. Die einmal in Gang gesetzte Kriegsmaschine forderte jedoch unausgesetzt neue Opfer. Anfangs wurden nur die Reservejahrgänge bis zum 32.Lebensjahre und vier Jahrgänge Landsturm einberufen. Bald darauf kamen jedoch die weiteren Landsturm-Jahrgänge bis zum 42.ten Lebensjahre an die Reihe. Ebenso wurden die 19-und 18-jährigen einberufen und zum Kriegsdienst ausgebildet. Im weiteren Verlauf des Krieges wurden ältere Leute, ich glaube, bis zum Alter von fünfzig Jahren einberufen, allerdings fanden die 48-bis 50-jährigen nur in der Etappe und im Hinterland Verwendung.Als aber für die 18-jährigen der Einrückungsbefehl kam und die Zahl der Toten und Schwerverwun-

deten sich unheimlich häufte, ergriff ein Grauen nicht nur die Herzen der Mütter, sondern auch der gesamten Bevölkerung im Hinterlande. Die russische Dampfwalze eroberte bald ganz Galizien und drang in Nord-und Ostpreussen ein. Wäre nicht der Sieg Hindenburgs bei den Masurischen Seen erfolgt und der Durchbruch von Gorlice am 2.Mai 1915 unter Führung Mackensens gelungen, so wäre der Krieg für uns bald zu Ende gewesen.

In Serbien mähte allerdings unsere weitaus überlegene Armee die sich heroisch schlagenden Serben nieder. Leider Gottes ist es unsererseits in Serbien zu unerhörten Roheiten und Gewaltakten gegen die sich ausserordentlich tapfer wehrenden Serben gekommen. Ich erhielt öfters von meinem Bruder Nachrichten vom serbischen Kriegsschauplatz, die über grosse Strapazen berichteten. Er blieb jedoch gottlob unverletzt.

Mein Schwager Dr. Berkovics, welcher als Oberarzt ebenfalls sofort einrücken musste, verblieb in Grosswardein in einem Kriegsspital und kam überhaupt nie an die Front.

Da ich auch bald mit einer Reservebatterie an die Nordostfront abging, war keiner vonuns beiden zu Hause. Meine Mutter, die immer kränklich war, regte sich über den Krieg derart auf, dass sie in eine schwere Krankheit verfiel und Ende Oktober auf Anraten unseres Arztes nach Arco am Gardasee zur Kur und Erholung ging. Meine Schwester begleitete sie. Unsere Wirtschaft in Villány verlotterte während des Krieges vollkommen. Weder mein Bruder, noch ich waren zu Hause. Es fehlten die dringendsten Arbeitskräfte, der Absatz vonReben war gleich null, da niemand daran dachte Weingärten anzulegen. Nur der Wein stieg etwas im Preis. Als mein Bruder im Jahre 1917 vom Kriegsdienst enthoben wurde, fand er unser früher blühendes Unternehmen, nahe dem Zusammenbruch. Unzähligen Menschen, die

an die Front mussten, ging es ebenso. Während die Zurückgebliebenen Reichtümer anhäuften, mussten die in den Krieg gezogenen, soweit nicht ihre Frau oder ihre Eltern oder ein sonstiger Verwandter das Geschäft weiterführen konnte, ihr Geschäft zusperren und waren als der Krieg zu Ende ging, ruiniert.

Dagegen ging es unserer Ölfabrik, der Firma Ludwig Bernauer glänzend. Sowohl Mineralöle, als auch Pflanzenöle wurden im Kriege in erhöhtem Masstabe gebraucht und die Preise gingen sprunghaft in die Höhe. Wir hatten nicht nur sehr grosse Vorräte, sondern ich tätigte noch bis zum Monat Oktober, bevor ich auf den Kriegsschauplatz abging, sehr günstige Schlüsse, an denen wir enorm verdienten. Öl war damals einer der begehrtesten Artikel. Wir waren gut eingeführte Lieferanten der Kriegsmarine, der grossen Schiffahrtsgesellschaften, Maschinenfabriken etc., welche Unternehmungen infolge des Kriegszustandes enormen Bedarf hatten und jeder verlangte Preis wurde bewilligt. Unsere grossen Vorräte in mineralischen und vegetabilischen Ölen stiegen enorm im Werte und unsere Betriebe warfen während der Kriegsjahre Millionengewinne ab, die aber später in Nichts zerflossen. Man musste grosse Beträge Kriegsanleihe zeichnen, die dann später vollkommen wertlos wurde, teils entwertete sich das Geld selbst in steigendem Masse. Die Preise für alle Sachgüter stiegen ins Phantastische und wenn man etwas verkaufte, so konnte man für den Erlös nur einen Bruchteil derselben Ware zurückkaufen. Ich möchte hier die bekannte Tatsache anführen, wie ein Häuserspekulant vor lauter Verdienen zugrundegegangen ist. Tatsächlich konnte man ein vierstöckiges Haus, welches um 200.000 Kronen erworben wurde, innerhalb kurzer Zeit um 400.000 Kronen verkaufen. Allerdings erhielt man dann für den Erlös nur mehr ein einstöckiges Haus, das man um eine Million verkaufen konnte, aber für diese Million Kronen

bekam man später nicht einmal mehr ein ebenerdiges Haus.-Nur diejenigen Leute konnten ihr Vermögen über den Krieg und die nachfolgende Zeit hinüberretten, die rechtzeitig ihre Verdienste in Gold, Pfunden,Schweizer Franken oder anderen Goldvaluten eintauschten und sich um Devisen-und sonstige Vorschriften nicht viel kümmerten.Tatsache ist jedoch, dass während an den Grenzen der Krieg tobte und unerhörte Opfer an Menschenleben forderte, die zu Hause Gebliebenen oft kolossale Gewinne einheimsten und in Saus und Braus und Verschwendung lebten.

Jedermann trachtete Kriegslieferant zu werden, denn erstens konnte man mit Kriegslieferungen sehr viel verdienen, wenn es zum Teil auch nur Scheinverdienste waren und zweitens war es sehr leicht sich als Kriegslieferant vom Frontdienst entheben zu lassen. Auch die Arbeitslöhne stiegen rapid und die Arbeiter, welche wegen "Unentbehrlichkeit" oder Krüppelhaftigkeit zu Hause blieben, heimsten hohe Löhne ein und waren vom Kriegsdienst verschont. Bitter war allerdings das Los der kleinen Landwirte, wo oft Mann und Sohn im Felde standen und Frau und Tochter die schwere Arbeit zuhause verrichten mussten. Die Pferde wurden wegrequiriert und es kam oft vor, dass sich die Frauen vor den Pflug spannen mussten, um das Feld zu bearbeiten. Dabei hatten sie noch die Sorge um Mann und Sohn, von denen sie oft monatelang keine Lebenszeichen erhielten. Auch in den Fabriken und im öffentlichen Dienst wurden sehr viele Frauen eingestellt. Es gab zwar viele tüchtige Frauen, im allgemeinen gelangte man jedoch zur Erkenntnis, dass Frauenarbeit die Männerarbeit nicht ersetzen kann. Später wurden dann die immer zahlreicher werdenden Kriegsgefangenen: Russen, Serben und Italiener zur Feldarbeit verwendet. Die Preise der Lebensmittel stiegen rapid und

in Österreich machte sichbald Lebensmittelknappheit bemerkbar. - In Ungarn waren zwar genügend Lebensmittel vorhanden, doch die Ausfuhr von Lebensmitteln war ohne besonderer Erlaubnis nicht gestattet.

Im traurigen Herbst des Jahres 1914 überfluteten die Russen den grössten Teil Galiziens und drangen auch in Oberungarn und in die Bukowina ein. In der Bukowina kämpfte mit wahrem Heldenmut der damalige Gendarmerie-Oberst, später General Fischer mit Truppen, die er aus Gendarmen, Finanzern, Feldhütern und Rekruten zusammenstoppelte. Durch geschicktes Manövrieren gelang es ihm den vordringenden Russen eine grössere Armee vorzutäuschen, als es tatsächlich der Fall war. Oberst Fischer brauchte dringend Verstärkung, jedoch waren alle brauchbaren und ausgebildeten Truppen schon an andere Kriegsschauplätze abgegangen und die im August und September eingerückten Rekruten noch nicht genügend ausgebildet. Es musste daher schnell eine Honved-Division aus alten, zumeist kriegsuntauglichen Leuten, zusammengestoppelt werden, um ihm bei der Verteidigung der Bukowina, eines der wichtigsten Einfallstore nach Ungarn zu helfen. Unsere Division, welcher zwei Batterien zugeteilt wurden, sah wirklich kläglich aus. Die Infanterie bestand zumeist aus Männern über vierzig Jahren mit grauen Bärten, mangelhaft ausgerüstet. Die Batteriekommandanten waren zwei junge Oberleutnants, die ersten Offiziere zwanzigjährige Burschen, frisch aus der Akademie ausgemustert, ansonst bestand das Offizierkorps zumeist aus älteren Reserve-Offizieren. Die eine Reservebatterie stellten wir auf und ich war einer der Zugskommandanten, später dann erster Offizier. Die Pferde waren nichts dasbeste Material und die ganze Division sah einer Insurgentenarmee verdammt ähnlich.

Anfang Oktober wurden wir einwaggoniert und es begann eine langwierige Reise bis Dornawatra, die vier Tage dauerte. Czernowitz war von denRussen schon besetzt. Der Divisionskommandant war ein alter pensionierter Feldmarschalleutnant und auch der Brigadegeneral war schon ein älterer Herr. (Umseitig klebe ich einen Zeitungsausschnitt aus dem Jahre 1927 ein.)

In Dornawatra wurden wir auswaggoniert und nun begann ein mühevoller Vormarsch über ganz unwirtliche Gegenden in den Bukowinaer Bergen, wo ausser halbzivilisierten Huzulen, die nur ruthenisch sprachenund sich zumeist mit Schafzucht befassten, keine Menschenseele wohnte.

Es ist unglaublich, in welchem primitiven Kulturzustand diese Menschen lebten. Der Wortschatz der Leute betrug kaum einige hundert Worte. In seiner selbstgebauten Lehmhütte mit Strohdach, die zumeist nur aus einem Raum bestand, wohnte der Huzule mit seiner Frau, zahlreichen Kindern, Schweinen, Hühnern, Ziegen und sehr vielem Ungeziefer. Die Hütte bestand zumeist aus einem kreisrunden Lehmbau, welcher grösstenteils keine Fenster hatte, sondern nur oben ein Loch zum Entweichen des Rauches offen liess. In diesem Raum von etwa fünf Meter Durchmesser lebte der huzulische Schaf-oder Ziegenhirt mit seiner ganzen Familie und seinen Haustieren.Tag und Nacht brannte ein Feuer unter dem Kessel, denn Ende Oktober war es dort schon bitterkalt und teilweise lag schon Schnee. Der Rauch konnte nur an der oberen Öffnung der Hütte entweichen und erfüllte mit seinem beissenden Geruch den ganzen Raum. Trotzdem waren wir Offiziere zumeist gezwungen in diesen Hütten auf etwas Stroh zu übernachten, denn wie gesagt, es war schon bitterkalt.

Die Wege waren grundlos und oft musste sich eine ganze Kompagnie vor die Geschütze spannen um sie vorwärtszubringen.Die Ver-

Die Heldentaten des Generals Fischer.

Besuch beim jüngsten Maria-Theresien-Ritter.

Von Oberst Emil Leeliger.

Spät, aber doch hat der für die Verleihung des höchsten Tapferkeitsordens einer versunkenen Epoche auch heute noch zuständige Areopag dem invaliden Verteidiger der Bukowina diese Auszeichnung zuerkannt. Spät, weil nicht weniger denn dreizehn Jahre verstrichen sind, seit Fischer seine in der Kriegsgeschichte einzig dastehende Großtat des Schwertes vollbracht hat. Und doch, weil angesichts des einstimmigen Urteils und Rechtempfindens von fünfzig Millionen früherer und jetziger Oesterreicher jene statutengemäße Jury gerade dem Würdigsten sich wahrlich nicht länger mehr verschließen durfte.

*

Nun sitze ich, wie so oft schon nach dem Kriege, Altösterreichs berühmtestem Soldaten in seiner Dornbacher Mansardenwohnung gegenüber, ihm, dem bereits nach den ersten Russenkämpfen legendären Helden. Ihn hatte am 17. August 1915 der 84jährige Kaiser Franz Josef von der Kampffront weg nach Schönbrunn berufen und, dem Frontoffizier fest die Hand drückend, mit einer bei dem greisen Monarchen kaum je wahrgenommenen Rührung gesagt:

„Ich danke Ihnen, lieber Oberst. Bei der ersten Verleihung des Maria-Theresien-Ordens werde ich an Sie denken. Denn keiner ist würdiger als Sie . . ."

Jetzt, so viele Jahre nach Kampf und Sieg und Zusammenbruch, weilt noch ein Dritter mit in Fischers Mansardenzimmer. Es ist ein hochgewachsener Mann von etwa 40 Jahren, dem auch in Zivil auf den ersten Blick der Soldat anzusehen ist. Mit dem Ausdruck unverlennbar tiefster Verehrung richtet der in strammer Haltung vor uns Sitzende seine Augen immer wieder auf den nun gezähmten weißhaarigen General.

„Das ist mein braver Gendarmeriepostenführer Karl Halaunbrenner von der Bukowinafront," sagt Fischer. Er legt dem Untergebenen und Kriegskameraden von einst, der bei der Vorstellung zu militärischer Haltung aufspringt, die noch gebrauchsfähige Linke mit herzlicher Geste auf die Schulter, er möge sich doch setzen. „Vom ersten Tag bis zum Ende hat er weit mehr als seine Pflicht getan, stets in vorderster Front, oft sogar tief in den Linien des Gegners. Auf ihn durfte ich auch in der allerschwierigsten Lage zählen — nicht wahr, Halaunbrenner?"

Der General faßt des Besuchers Hand. Dieser sitzt kerzengerade. Seine ehrlichen Augen leuchten.

Und vor unserem Rückblick ersteht sie wieder, jene längst vergangene eiserne Zeit . . .

*

Anfangs September 1914.

Die Conrad-Offensive war mißlungen. Rußki und Brussilow überrannten bald nach Beginn den zur Deckung Lembergs aufmarschierten viel schwächeren Brudermann samt der erst aus Serbien heranbefohlenen Armee Böhm-Ermolli. Dies Unglück in Ostgalizien hatte naturgemäß zur Folge, daß auch Conrads Nordangriff zusammenbrach; vor allem, weil die über Lemberg westwärts drückende Russenübermacht die nach Norden zu schon siegenden Armeen Auffenberg und Dankl unheimlich im Rücken bedrohte. Auch [illegible] die Armee Auffenberg

reicher entgegen. Held wie Leonidas, Organisator wie Wallenstein und Patriot wie Andreas Hofer, vollbrachte dieser Oesterreicher Taten, die einzig dastehen bei Freund und Feind.

Der Mann hieß Eduard Fischer und war einfacher Gendarmeriestabsoffizier.

*

Alles zusammen zählte seine Streitkraft bei Kriegsausbruch 56 Gendarmen und 596 Landstürmer als erste Linie. Aber mit dem Häuflein hielt Fischer nicht nur ein 48 Kilometer breites Grenzgebiet, sondern verlegte seinen Kleinkrieg vom ersten Tage an in Feindesland.

Sein Beginnen schien aussichtslos. Auch der tüchtigste Generalstäbler hätte einen Widerstand unter solchen Verhältnissen für Wahnsinn erklärt. Es war kein einziges Geschütz, kein Maschinengewehr vorhanden. Der Oberstleutnant requirierte die Böller, die bei der Jordan-Feier und ähnlichen Friedensfesten zum Loskrachen verwendet wurden. Er montierte das Spielzeug auf Spritzen und Gerätewagen, brannte hier in der Front einen Kirchweihböller los; ließ die Pseudokanone schleunigst in einen mehrere Kilometer entfernten Abschnitt galoppieren, dröhnte dort wieder — und täuschte so den Russen eine Anzahl wirklicher Geschütze vor. Seine Werndl-Gewehre gaben Einzelschüsse ab — und gleichzeitig markierten „Kurfeuerratschen" täuschend ein Maschinengewehrfeuer!

Dazu stampft er sich einige Bataillone aus dem Boden: Gendarmen, Finanzer, Huzulen, Bukowinaer, Rumänen, schwäbische Bauern, Juden. Formiert sie zu Freiwilligenabteilungen.

Jetzt fühlt er sich stark genug, einer Russenarmee von 180.000 Mann die Stirne zu bieten. Hat er doch schon vorher, mit seiner handvoll Gendarmen allein, vom 6. bis 31. August, 79 größere und kleinere Gefechte gegen die Russen bestanden!

*

6. Oktober 1914.

Fischer hält mit seiner „Macht" den zwanzigmal so zahlreichen Gegner sicher in der Bukowina fest. Da erhält er im Raume von Jakobeny die Nachricht, daß 72 Kilometer weiter westlich ein großer russischer Heereskörper von anderthalb Divisionen aus Galizien über den Jablunka-Paß nach Oberungarn eingebrochen ist.

Sofort faßt der Held den Entschluß, gegen diese schwere Bedrohung der Nachbarzone einen Flankenstoß zu führen. An der Seretlinie läßt er zur Verschleierung seiner Bewegung nur schwache Linien und die aufs allernotwendigste reduzierten Gendarmerieposten zurück.

Aus seinen fünf Freiwilligenbataillonen aber bildet er ein Landsturmregiment. Die Leute wissen, ein beispiellos schwieriger Gewaltmarsch durch die Karpathen steht bevor.

Stumm in gewohnter Opferwilligkeit hält die kleine

Und die fünfhundert jüdischen Soldaten in Fischers Regiment fühlen sich bedrückt, verlassen.

Da geschieht etwas.

Der Oberstleutnant Fischer galoppiert aus seiner Einteilung vor die Front. Zieht den in der Morgensonne blitzenden Säbel, und mit starker Stimme ruft er, der aus urschwäbischer Familie stammende Katholik:

„Juden, die ihr hier eingeteilt und versammelt seid — in Abwesenheit eines Rabbiners — segne ich euch und eure Waffen, im Namen Gottes, Jehovas! Mit Mut vorwärts!"

Ein einziger Schrei der Ekstase gellt aus den Seelen und Kehlen von fünfhundert jüdischen Soldaten: „Hurra!" Und in gleicher Begeisterung dröhnt der Ruf der viertausend anderen: eine stählerne Einheit aller, die unbezwinglich ist.

Und die Truppe bewältigte den 78 Kilometer langen Paßweg bei starkem Schneesturm und einer im Gebirge mehr als meterhohen Schneedecke in 32 Stunden, um an den nach Oberungarn eingebrochenen Feind zu gelangen. Lieber gestorben wäre ein jeder, statt marschmarod zurückzubleiben, den Führer im Stich zu lassen!

*

„Wir hätten es damals ausnahmslos, einer wie der andere, als höchstes Glück empfunden, für unseren Kommandanten unser Herzblut tropfenweise vergießen zu dürfen," sagt leise der Hüne Halaunbrenner. Und leuchtenden Auges blickt er auf seinen jetzt gelähmten, nun silberhaarigen General.

Ich sehe, der Wackere würde auch heute nicht eine Sekunde zögern, für den einstigen Vorgesetzten lächelnd sein Leben hinzugeben.

*

Da des Generals leidender Zustand nicht allzuvieles Sprechen erlaubt, nehmen wir Abschied.

Beim Nachhausewg erzählt der mich begleitende Halaunbrenner, und sein Gesicht verklärt sich, wenn er nur den Namen Fischer ausspricht: „Schon vor zwanzig Jahren, als ich in die Gendarmerie trat, war der damalige Herr Rittmeister die populärste Persönlichkeit in der ganzen Bukowina. Jedes Bauernweib mit ihrem Kind am Arm, jeder Huzule im Schafspelz, jeder Jude im Kaftan kam mit seinen Sorgen zu ihm. Zu jedem von ihnen redete er in seiner Sprache. Nahm auch die Geringsten unter dem Arm und führte sie direkt zum Landespräsidenten Baron Bleyleben oder Grafen Meran. Worauf dann ihre Bittschriften, die der Bureaukratismus oft schon monatelang verzögert hatte, binnen vierundzwanzig Stunden prompt erledigt waren."

Und er baumlange Mann, der unter Fischer unzähligemal dem Tod ins Antlitz geschaut, der nunmehr als Revierinspektor der Gendarmerie im Burgenlande seinen Dienst mit gleich eisernem Pflichtbewußtsein erfüllt und bei den dortigen Grenzkonflikten an der Spitze seiner sechs Gendarmen hundertköpfige Freischälerbanden zurückgeworfen hat — der harte Soldat hat das Lächeln eines glücklichen Kindes, als er sagt:

„Wie werden erst alle in der Bukowina sich freuen, wenn sie hören, daß nun auch unser Herr General den Theresienorden bekommen hat! . . ."

Ich aber denke mir, als der Brave sich von mir verabschiedet:

„Wer jedoch erinnert sich noch hierzulande, daß es ganz allein der General Fischer gewesen ist, der mit übermenschlicher Tatkraft in der Unheilzeit vom Mai bis November 1918, trotz unbeschreiblicher Hindernisse, die Wiener buchstäblich vor dem Hungertode gerettet hat?"

pflegung war elend, denn ausser etwas Schaffleisch (wozu uns oft das Salz fehlte), Schafkäse und miserablem Brot war fast nichts zu haben. Wir hatten es noch verhältnismässig gut, denn da ich auch der Proviantoffizier der Batterie war, kaufte ich in einem kleineren galizischen Ort alle Sardinen und sonstigen Konserven auf und verstaute sie in den Munitionskästen der Protzen.-Wir marschierten bei strömendem Regen bei etwa null Grad. Was das heisst tagelang in bitterkaltem, mit Schnee gemischtem Regen ohne die Möglichkeit eines Kleiderwechsels und ohne einem warmen Bissen im Magen, teilweise bei Nächtigung im Freien bei etwa null Grad zu marschieren, kann nur der beurteilen, der das mitgemacht hat.

Einmal mussten wir bei Nacht den Pruth durchwaten und am anderen Ufer bis in der Früh liegenbleiben. EinFeuer anzufachen war strengstens verboten, da wir ansonst unsere Stellung dem Feind verraten hätten. Wir erwachten bei Morgengrauen, soweit von Schlaf überhaupt die Rede sein konnte, mit angefrorenen Kleidern. Erst im Krieg sieht man, was der Mensch auszuhalten imstande ist.

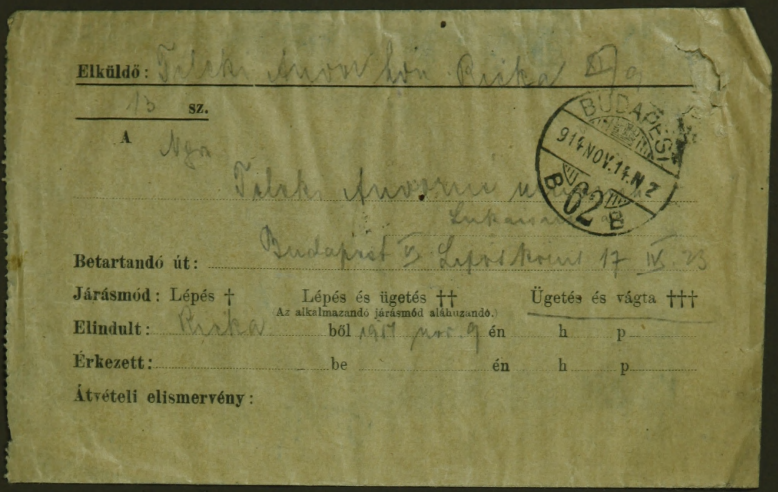
Für meine Person fand ich das unangenehmste im Krieg nicht die körperlichen Strapazen und die Lebensgefahr, sondern den Umstand, dass man wochenlang fast nichts schlief, keine Möglichkeit hatte Kleider und Wäsche zu wechseln, verlaust und verdreckt war, mit einem Wort zu einer Art von Troglodyten herabsank, nur mit dem Unterschied, dass der Troglodyte es von Kindheit an gewöhnt war so zu leben, während wir doch als Kulturmenschen lebten und an eine gewisse Bequemlichkeit und Luxus gewöhnt waren. Je jünger ein Mensch ist, desto leichter und freudiger nimmt er die im Krieg unvermeidlichen Strapazen auf sich. Die Jugend hat einen kräftigen, gesunden Schlaf und ich sah meine jungen Leutnantskollegen bei eisigem Nord-

wind auf Steinhaufen neben mir süss schlafen. Über dreissig Jahre und wennm an etwas nervös ist, war der Schlaf nicht so leicht zu finden und der Entgang der Nachtruhe mit den tausend wirren Gedanken, die einem in schlaflosen Nächten, in denen man friert und einem alle Glieder weh tun, quälen, fand ich als das Fürchterlichste. Bei Tag verging die Zeit noch irgendwie, aber die Winternächte, die in Galizien um etwa fünf Uhr nachmittags beginnen und erst gegen sieben Uhr früh enden, waren scheusslich. Die älteren Leute litten auch unendlich mehr unter den Strapazen als die jüngeren.

Wie iches bereits erwähnte, bestand unsere Division hauptsächlich aus älteren Leuten zwischen 35 und 45 Jahren und trotzdem es zumeist an harte körperliche Arbeit gewöhnte Bauern und Arbeiter waren, war es kläglich anzusehen, wie diese Graubärte durch den Novemberkot in den Bukowinaer Bergen stolperten, mit voller Kriegsausrüstung (etwa 28 Kilo) beladen, ohne ordentliche Nahrung und ohne die Möglichkeit zu haben sich auszuschlafen.

Wir Offiziere konnten uns noch hie und da gewisse Bequemlichkeiten leisten, indem wir uns in irgendeinem Bauernhaus in einem Dorf so gut als möglich einquartierten. Aber für den armen Infanteristen gab es oft kein Quartier und er musste die Nacht im Freien verbringen.

Unvergesslich wird es mir bleiben, als ich bei einem alten Juden in der Nähe von Snyatin einquartiert war. Der Mann dürfte etwa 70 Jahre alt gewesen sein und hatte in seinem Leben, wie er mir erzählte viel Leid gelitten. Er konnte, wie der Grossteil der alten Leute, in der Nacht nur sehr wenig schlafen und erzählte mir, dass er sich seit der Zeit der Russeninvasion überhaupt nicht mehr



Elküldő: Teleki Anvor hon. Rika [illegible]

13 sz.

A Nga

Teleki Anvorne [illegible]

Lukaiszi

Betartandó út: Budapest V. Lipót körút 17 IV. 23

Járásmód: Lépés † Lépés és ügetés †† Ügetés és vágta †††
(Az alkalmazandó járásmód aláhuzandó.)

Elindult: Rika ből 1914 nov. 9 én h p

Érkezett: be én h p

Átvételi elismervény:

BUDAPEST 914 NOV. 14. N. Z. B 02 B

Brief aus der Bukowina, November 1914.

Edes Magdám, Amit, az utolsó héten átéltünk arról egy négykötetes regényt lehetne írni, majd egyszer ha Istenszegyszer hazajövök elmesélem. Az orosz kozácfogtak bennünket és csak a legkétellenebb hegyi utakon szerintet elmenekülünk. A 25 méterszámás egyukkal olyan hegyeket mentünk meg mint a Semmering, de ott a hol egy a Csalán mincsút, patakok medrében erdős vakadékokon körön és sártengeren át. Isten mindége hogy mind vigyanoda nem vesztünk. Egy hét óta vakadban halunk néha 4-5 fokos hőegben. De mindennek dacára jól érzem magam és mind semmi bajom meg náthám se. Ezta levelet, ha megkapod egy



Mama in Arco 1915



Karte aus Schweden

ins Bett gelegt hat und die Nächte betend verbrachte. Da ich auch kein guter Schläfer war, sah ich tatsächlich den alten Mann, wie er beim Schein von zwei Kerzen vor dem grossen, aufgeschlagenen Talmud die ganze Nacht vor sich hinmurmelte und Trost aus dem heiligen Buche schöpfte.

Diesen armen Juden in Galizien und der Bukowina ging es überhaupt schlecht. Reich waren sie sowieso nie, aber sie hatten schlecht und recht zum Leben. Nun kamen die Kosaken und verübten die scheusslichsten Greueltaten, die man sich nur vorstellen kann. Eine Beschreibung dessen, was ich gesehen und miterlebt habe, würde viel zu weit führen, aber unvergesslich bleibt mir der Brandgeruch, der uns überall begleitete. Auf jeder Strasse trafen wir endlose Züge von solchen armen Juden mit Wagen auf denen ihr ganzes Hab und Gut, Kranke, Greise und Kinder aufgepackt waren und die hinauszogen in die finsterkalte Novembernacht, ohne zu wissen wohin. Die ausgehungerten, vor Furcht und Kälte klappernden Gestalten waren erbarmenerregend anzuschauen. Dabei hetzte man überall gegen sie und auch unsere Offiziere sparten nicht mit abfälligen Bemerkungen. Die Unteroffiziere hetzten sogar die Mannschaften gegen diese bedauernswerten Menschen auf.

Ein Erlebnis werde ich allerdings nie vergessen. Vor der Schlacht bei Delatyn war ich in dem Marktflecken Snyatin bei einem jüdischen Arzt einquartiert, bei einem Menschen, der sich infolge seiner Wohltätigkeit und Hilfsbereitschaft in der ganzen Umgebung allgemeiner Beliebtheit erfreute. Er hatte eine sehr nette Frau, der Mann war etwa vierzig, die Frau dreissig Jahre alt und sie hatten zwei reizende Kinder, einen Buben und ein Mädel im Alter von

sechs, bzw. acht Jahren. Ich war entzückt nach wochenlangem Herumliegen im Kot ein frisch überzogenes Bett zu bekommen und mich ordentlich waschen zu können. Die Frau bereitete mir ein vorzügliches Essen, Wiener Schnitzel mit Kartoffeln, was ich schon seit Wochen nicht gegessen hatte. Der Mann erzählte mir, dass er früher in Bosnien Kreisarzt war, dass sie sich aber in ihre Heimat zurücksehnten und nun seit zwei Jahren in Snyatin wohnten.

Am nächsten Tag zogen wir weiter. Unsere Division wurde dann in der Schlacht bei Delatyn, die ich noch erwähnen werde, geschlagen und wir mussten den Rückzug antreten, so dass die Russen, hauptsächlich Kosaken, dann in Snyatin eindrangen.

Es war einige Tage später gegen vier Uhr nachmittags, also zu einer Zeit, wo es im Dezember schon ziemlich dämmerig war. Auf der Strasse, wo wir im Rückzug begriffen waren, sah ich einen langen Zug Flüchtlinge mit den üblichen bepackten Wägen. An der Spitze gingen zwei bärtige Gestalten in langem Kaftan, die eine Frau stützten, welche einen Vogelkäfig krampfhaft in der Hand hielt. Da mir die Frau bekannt vorkam, ritt ich näher und tatsächlich erkannte ich in ihr die Doktorsgattin aus Snyatin. Ich stieg vom Pferd und bot ihr meine Hilfe an. Auf meine Ansprache gab sie mir keine Antwort, sondern starrte mich mit verglasten Augen an. Darauf sagte der eine der beiden Männer, die sie stützten im Jargon: "Ach lieber Herr Leutnant. Sie ist nebbich verrückt geworden." Auf meine Frage wieso das kam, da ich sie vor drei Tagen noch frisch und frohgemut gesehen hatte, erzählte er mir, dass nach unserem Rückzug die Kosaken in Snyatin eindrangen, die Bewohner plünderten und in jedem Haus, wo ungarische oder österreichische Offiziere einquartiert und bewirtet wurden, die scheusslichsten Greueltaten verübten. Sie

wollten die Frau vergewaltigen und als der Mann seine Frau verteidigte, stachen sie ihn nieder, schlugen die beiden Kinder mit den Köpfen an die Wand und eine ganze Horde Kosaken vergewaltigte die Frau, worauf sie den Verstand verlor.

Das was ich jetzt erzählte ist nur ein Einzelschicksal, welches zu tausenden in dieser Zeit vorgekommen ist. Das war der Krieg und nicht die grossartigen Heldentaten, die man in den Kriegsberichten und Geschichtsbüchern zu lesen bekommt.

Die beschriebene kleine Episode steht mir heute, nach zwanzig Jahren, genau so vor den Augen, als wenn es gestern geschehen wäre.Solche Greueltaten und Niederträchtigkeiten wurden damals auf der ganzen Welt an tausenden und abertausenden Stellen verübt. Ich will damit nicht sagen, dass unsere Soldaten besser waren als Russen und Deutsche, denn wenn sie im Feindesland standen, benahmen sie sich ebenso, oder fast ebenso wie die Russen damals in Galizien. Das Schreckliche im Kriege ist, dass ansonst ganz brave Menschen, die jedoch durch die Entbehrungen und Strapazen des Krieges auf ein tierisches Niveau hinuntergesunken sind, vielleicht ohne dass es ihnen zum Bewusstsein kommt, die grössten Gemeinheiten und Greueltaten verüben. Ich bin fest überzeugt davon, dass die Kosaken, die als eine zwar wenig zivilisierte, jedoch ritterliche Nation geschildert werden, unter anderen Verhältnissen sicher jeder Frau, die Kinder hat, geholfen hätten. Durch den Umstand jedoch, dass der Arzt seine Frau begreiflicherweise gegen die grösste Schande zu verteidigen suchte (und er wäre ein Feigling gewesen, wenn er es nicht getan hätte) sich imRecht fühlten, die Leute auf die unmenschlichste Weise zu brutalisieren. Die arme Frau mit den zwei Kindern war eben auch ein Feind und gegen den Feind ist alles erlaubt !

Interessant war es zu beobachten, dass die ruthenischen Bauern sich um den Krieg fast gar nicht kümmerten. Ich sah Bauern, die in einer Bodenvertiefung ihrer Feldarbeit nachgingen, während auf den umliegenden Hügeln die ärgste Schlacht tobte und die Geschosse und Gewehrkugeln über ihren Köpfen flogen. Die Bauern flüchteten nie, denn sie wussten, dass ihr Bruder der Russe, der sie angeblich befreien kam, ihnen nichts zu Leide tun wird. Schlimmstenfalls schleppte er ihr Vieh, ihr Futter und ihre Lebensmittel weg, bezahlte sie jedoch mit schönen Rubelscheinen. Der Jude wusste jedoch genau, was seiner harrte, dass man ihn nämlich plündern und misshandeln wird. Deshalb flüchtete er so rasch als möglich. Die Pogrome in Russland (Kischinew ist nicht weit von Galizien) waren ihnen nur allzubekannt. Die reichen Juden haben überhaupt ihre Wohnorte verlassen, als die Nachricht über das Herannahen der Russen einlangte, ebenso die polnischen Adeligen. Wir fanden den grössten Teil der Schlösser leer und verlassen vor. Aber was sollten die armen Leute tun, die kein Geld hatten und deren ganzes Hab und Gut in einem Stückchen Erde, in etwas Vieh oder in ihrem Handel bestand. Ich verbreite mich absichtlich auf diesen ganz kleinen Ausschnitt des Krieges, den ich im Jahre 1914 und später im Jahre 1917 zu sehen bekam, denn nur das kann man richtig beschreiben, was man selbst gesehen und erlebt hat.

Der Bewegungskrieg im Jahre 1914 war ja auch der furchtbarste, denn wie sich dann die Front festlegte und Schützengräben von Meer zu Meer entstanden, war weder das Los der Soldaten, noch das der Zivilbevölkerung ein so grauenhaftes. Die Soldaten hatten wenigstens ein sogenanntes Dach über dem Kopfe, eine halbwegs ausreichende Verpflegung und ausser der Lebensgefahr bei Angriffen und

bei der Verteidigung führten sie ein ziemlich gleichmässiges und geregeltes Leben. Auch die Bewohner der besetzten Gebiete gewöhnten sich an die Fremdherrschaft und kamen bald darauf, dass man an den Feinden gut verdienen kann. In den Kriegsgebieten war jeder Artikel rar und alles hatte drei-bis zehnfache Preise. Die Offiziere und Soldaten empfingen hohe Löhnungen, die sie in den Schützengräben nicht ausgeben konnten. Wenn es daher jemandem gelang in die Etappe zu kommen, so gab er das Geld mit vollen Händen aus und bezahlte für jeden begehrenswerten Artikel (und was war damals nicht begehrenswert !) jeden geforderten Preis. - Händler, die Courage hatten, bis nahe an die Schützenlinien heranzugehen, machten glänzende Geschäfte und verdienten rasch ein Vermögen. - Auch im Hinterland stiegen die Preise immer höher und höher und bald entstand die Sekte der Kriegsgewinner, von denen äusserlich mit soviel Abscheu, aber innerlich mit soviel Neid gesprochen wurde.

Von meinen Kriegsmonaten in Galizien möchte ich noch einige kleinere, teils heitere, teils traurige Episoden erwähnen, die diese kleine Skizze über den Krieg vervollständigen.

Eines Abends erreichte unsere Batterie (wir marschierten damals selbständig) das Schloss eines polnischen Gutsbesitzers. Es schien, ebenso wie die anderen Schlösser, unbewohnt. Da nun der Divisionär und die hohen Generäle und Stabsoffiziere jedes halbwegs bewohnbare Zimmer im naheliegenden Dorf besetzt hatten, hofften wir, in einem Stall des Schlosses zu übernachten. Wir pochten nun energischer an das verschlossene Tor und riefen ungarisch "Wir sindkeine Russen, wir sind ungarische Artilleristen, man soll sich nicht fürchten." Auf einmal wurde Licht im Schloss, die Tore taten sich auf und wir traten in hell erleuchtete, wunderbar geheizte

und mit grossem Luxus eingerichtete Wohnräume ein. Als sich der Besitzer, irgendein polnischer Graf, davon überzeugte, dass wir tatsächlich ungarische Offiziere waren, empfing er uns mit der grössten Herzlichkeit. Ein grosses Kochen und Braten ging los, prachtvolle Betten wurden uns bereitet, Wein und Champagner kam auf den Tisch, jeder von unsbekam ein schönes Zimmer und freute sich auf feines Ausschlafen.Leider wurdenunsere Hoffnungen zunichte.Als wir gerade bei Tisch sassen und pokulierten, erschien zu unserer grossen Bestürzung der Herr Divisionär mit einigen Generälen und Stabsoffizieren. Sie hatten nämlich unten im Dorf Wind von der Sache bekommen, stiegen schleunigst aus den Betten und warfen uns aus dem Schloss hinaus. Was wir den hohen Herren alles wünschten, kann man sich lebhaft vorstellen ! Aber Befehl ist Befehl und wir mussten dann zu sechst in einer elenden Hütte auf Stroh übernachten. Aber vergessen haben wir diese kleine Gemeinheit unserem Divisionär nicht und zahlten sie ihm bei Gelegenheit gehorsamst heim.

Während unseres Vormarsches habe ich mir in einem kleinen Notizbuch genaue stenographische Notizen über die Ereignisse des Tages gemacht. Jetzt nach 21 Jahren, wo ich diese Notizen durchblättere, finde ich, dass ich dieselben gar nicht benötige, denn ich brauche nur die Augen zu schliessen um alles genau zu sehen, was wir damals erlebten. Die Einrichtung des menschlichen Gehirns, welches erlaubt vor Jahrezehnten verflossene Eriegnisse sich fast kinematographisch vorzuspielen, ist mir das Unbegreiflichste unter allen Wundern der Natur und es ist fast unglaublich, dass nicht nur bedeutende Ereignisse, sondern auch ganz unscheinbare Details haften bleiben und jederzeit vor das geistige Auge heraufbeschworen werden können.

Ich sehe genau wie unsere Batterie in Nadvorna auswag-

goniert wird, wie wir bei sinkender Nacht den Pass erklimmen, ich sehe die finsteren Gesichter unserer Mannschaft, die von Familie, Haus und Hof getrennt im Oktobernebel auf windiger Berghöhe einem ungewissen Schicksal entgegengeht und vieles andere !

Obwohl es in den patriotischen Geschichtswerken sicher ganz anders dargestellt ist, muss ich feststellen, dass von einer Begeisterung unter der Mannschaft nicht die geringste Spur vorhanden war und nur die aktiven Offiziere, denen der Krieg grosse Chancen bot, zeigten fröhliche Gesichter und genossen die ihnen übertragene Macht in vollen Zügen. Wir, die älteren Reserveoffiziere, fühlten, offen gestanden, nur Bedauern mit den unserem Kommando unterstellten Familienvätern, die dumpf und sorgenvoll unter der ungewohnten Last keuchend den kotigen Bergweg hinaufstapften. Es waren zumeist ungarische und slowakische Bauern und sonstige kleine Leute. Ich belauschte oft ihre Gespräche, die hauptsächlich folgenden Tenor hatten: „Was macht meine Frau?"."Wie geht es meinen Kindern?". "Was geschieht mit meiner Wirtschaft, mit meiner Werkstätte, wer ersetzt mich in meinem Amt?"und Ähnliches.

Der Krieg ist eine ungeheuere Vergewaltigung der menschlichen Freiheit, die ja im Rahmen unserer sogenannten Zivilisation sowieso arg beschnitten ist. Im Allgemeinen verhinderte nur die über Desertion verhängte Todesstrafe, die Schande, die durch die Desertion der ganzen Familie erwuchs, die Leute daran auseinanderzulaufen. - Ich kann ruhig behaupten, dass aus freien Stücken und mit gutem Willen nicht ein Prozent der Soldaten in den Krieg gezogen ist und jeder, der an der Front war aus vollem Herzen diejenigen beneidete, denen es unter irgendeinem Vorwand gelungen war, zu Hause

zu bleiben. Man sprach zwar verächtlich von den Drückebergern, aber diese Verachtung war nur eine Bemäntelung des Neides.

Ist es denn nicht grausam von Menschen (insbesonders von solchen, die die 30-er und 40-er Jahre überschritten haben und gewohnt waren, ein geregeltes, wenn auch noch so bescheidenes Leben zu führen) zu verlangen, dass sie (oft in mangelhafter Ausrüstung, schwer beladen, ohne Unterkunft und ohne ausreichende Verpflegung) zwölf bis vierzehn Stunden im Tag im galizischen Dreck bei strömendem Regen marschieren.

Von der Lebensgefahr selbst will ich gar nicht sprechen, denn die wurde verhältnismässig gering eingeschätzt. Trotzdem der Lebenswille in jedem Menschen bis zum letzten Atemzug vorhanden ist, wünschten sich viele die erlösende Kugel, um vor den weiteren unmenschlichen Strapazen befreit zuwerden. Eine leichte Verwundung, mit welcher man als Held ins Hinterland zurückkommen konnte, war der sehnlichste Wunsch fast aller. Diese leichte Verwundung nannte man den sogenannten Tausendguldenschuss, das heisst ein Schuss, der tausend Gulden wert war, eine Summe, welche den Wunschtraum aller kleinen Leute bildete, denn sicherlich sterben mindestens 99 Prozent der Menschen, ohne jemals den Betrag von tausend Gulden, im heutigen Wert etwa viertausend Schilling ihr Eigen genannt zu haben.

Das mit dem sogenannten Heldentum war auch eine besondere Sache; die meisten „Helden" wurden Helden, ohne dass sie die Absicht hatten, Helden zu werden. In einer Lage, wo unter hundert Leuten sechzig elend zugrundegingen und dreissig zu lebenslänglichen Krüppeln wurden, war vielleicht ein Zehntel, die das Glück hatten von keiner Kugel getroffen zu werden und deren Nervensystem

genug stark war, um die Strapazen zu ertragen. Diese zehn durch Zufall oder durch besonders gute Konstitution die Sache Überlebenden waren dann die „Helden" und wurden, insbesonders wenn sie bei ihren Vorgesetzten gut angeschrieben waren, dekoriert und erzählten dann später Wunderdinge über ihre Heldentaten.

Ich will damit nicht sagen, dass es im Krieg an wirklichen Helden mangelte, aber oft wurden die wirklichen Helden, die unter Einsatz ihres Lebens ihre verwundeten Kameraden aus der Feuerlinie schleppten, gar nicht als Helden anerkannt, sondern als sogenannte "Sanitäter" quasi als Soldaten zweiter Güte über die Achsel angesehen.

Das für jeden Offizier und Mannschaftsperson wünschenswerteste Geschehen war eigentlich folgendes: eine kurze Zeit an der Front zu verbringen und sich auf irgendeine Weise eine Kriegsdekoration zu holen, damit man auf der Brust tragbar und für jedermann ersichtlich den Beweis erbringen kann, dass man ein Held war und sich dann an irgendeiner guten Stelle, in der Etappe, bei der Division, beim Korps-oder Armeekommando oder im Hinterlande zu versorgen.

Ich kenne viele Aktive und Reserve-Offiziere, die stolz ihren 24-bis 48-monatigen Frontdienst hervorheben und auf ihre zahlreichen Kriegsdekorationen, die sie zum Helden stempeln stolz sind. Geht man aber dann der Sache nach, so stellt es sich heraus, dass ein Grossteil dieser Herren gar nicht an der Front war, sondern als Ordonnanzoffizier, Automobilreferent oder Ähnliches einem Divisions- oder Korpskommando zugeteilt war, oder sonst irgendeine gute Stelle in der Nähe der Front hatte. Es war nämlich ein ganz gewaltiger Unterschied, ob man im Schützengraben lag und mit den gemeinen Soldaten Dreck, Läuse, Lebensgefahr und alle Unbequemlichkeiten

teilte, oder aber beim Divisionskommando, das heisst einige Kilometer hinter der eigentlichen Front, eine gute Stelle hatte. Schon die Brigade-und Divisionskommandos waren zumeist an einem solchen Ort aufgestellt, den feindliche Artilleriegeschosse nicht mehr erreichten und wo eigentlich nur Fliegerangriffe zu befürchten waren. Der Dienst beim Divisionskommando war ja auch kein leichter, aberman hatte doch ein Bett, ordentliche Verpflegung und die Aussicht auf zahlreiche Dekorationen.

Ich kannhierüber deshalb genau berichten, da ich auch das Glück hatte einen sogenannten Tausendguldenschuss zu erwischen, denn mit dem Lungenspitzenkatarrh, den ich mir einwirtschaftete,hätte ich ruhig an der Front zugrundegehen können.

Laut militärärztlicher Vorschrift begann nämlich eine Krankheit erst dann, wenn man über 38,5 Fieber hatte. Mit weniger als 38,5 war man nicht krank. Das Reiben des Thermometers nützte nicht viel, denn die kontrollierenden Ärzte hatten Thermometer, die womöglich noch um einen halben Grad weniger zeigten. Wenn also einer mit einem Lungenspitzenkatarrh das Pech hatte, nicht mehr als 38,5 zu haben, so war er eben gesund und eshalf ihm kein Herrgott. Ein verdorbener Magen oder eine kleine Halsentzündung, wo 39 Grad Fieber konstatiert wurde, konnte jedoch zum Abtransport in das Feldspital und wenn man geschickt war, ins Hinterland führen.

Darüber wie man von der Front wegkam und über die Zustände in den Feld-und Hinterlandsspitälern möchte ich noch Einiges schreiben.

Auch ich wurde nämlich ein Held wider Willen: Die Sache trug sich folgendermassen zu. Wir waren im Vormarsch

gegen Delatyn begriffen, wo sich eine grössere Schlacht entwickelte. Ich wurde mit einer Patrouille auf eine benachbarte Kuppe zur Beobachtung des herannahenden Feindes gesandt und war mit meiner Patrouille der erste auf dieser Kuppe. Wir legten uns hinter ein Gebüsch und unsere eigene Infanterie rückte in Schwarmlinie nach. Auf einmal eröffneten die Russen auf kaum 300 Meter Entfernung ein mörderisches Feuer auf uns und es gab viele Verwundete und Tote. Bei diesem ersten Feuer flüchtete unsere brave Infanterie in gestrecktem Galopp von der Kuppe hinunter und auch meine drei Leute verschwanden. Ich legte mich auf den Boden in eine Furche. Die Schiesserei dauerte mehr als eine Stunde, die Kugeln summten wie Bienen um meine Ohren und es war - offen gestanden - keine gemütliche Situation, denn die Russen begannen den Hügel hinaufzukommen und ich sah mich schon als Gefangener in Sibirien. Da hatte ich die glänzende Idee meinen Revolver herauszuziehen und meine dreissig Patronen in rascher Aufeinanderfolge auf die herannahenden Russen abzufeuern. Da nun die guten Russen ebenso feig waren als unsere eigene Infanterie, machten sie angesichts dieser mörderischen Schiesserei kehrt und begannen ebenso wie unsere Infanterie den Berg hinabzulaufen, sodass es mir gelang mich langsam zurückzuziehen und im Laufschritt unsere Stellung zu erreichen. Die Nacht verging dann damit, dass sich weder die Russen noch wir auf die Kuppe hinauftrauten und dass sowohl unsere, als auch die russische Artillerie recht viele Löcher in die Luft schoss. Aber ich hatte eine Heldentat vollbracht, indem ich wie es dann im Dekorationsantrag hiess, "eine exponierte Stellung gegen eine Übermacht" verteidigte. Für diese meine „Heldentat" wurde ich dann auch tatsächlich dekoriert.

Ähnliche kleine Vorfälle wurden später in den Kriegsberich-

ten und in der Kriegsgeschichte ganz anders dargestellt. Es wird von der Heldenmütigkeit unserer braven Truppen, von ihrem unerschütterlichen Kampfeswillen und ihrer heroischen Aufopferung bis zum letzten Atemzug gesprochen, während gemäss meinen Beobachtungen der Krieg, das heisst jener Teil des Krieges, den ich Gelegenheit hatte, mitzumachen und zu sehen, hauptsächlich darin bestand, dass wir uns vor dem Feind und der Feind sich vor uns fürchtete. - Keine Furcht hatten allerdings die Generäle und Generalstabsoffiziere, die in sicheren, feinen Quartieren zehn, zwanzig, ja hundert Kilometer hinter der Front sassen und ohne Bedenken Hekatomben von jüngeren und älteren Menschen opferten und zwar oft ganz unnützerweise, nur aus Eitelkeitsgründen, um eine Dekoration zu bekommen oder sich bei ihren Vorgesetzten einzuweimperln. Tausende und zehntausende Menschen wurden derart den ärgsten Entbehrungen ausgesetzt und zwecklos geopfert. - Auch kam es vor, dass aus Schlamperei oder mangelndem Verständnis eines Generalstäblers hunderte und tausende Menschen zugrundegingen. Ich selbst verdanke mein Leben nur dem Umstand, dass ich einen mir von meinem Vorgesetzten erteilten Befehl ganz einfach nicht befolgte, auf welches Delikt im Krieg übrigens die Todesstrafe verhängt war. - Die Sache trug sich folgendermassen zu:

In der Schlacht bei Delatyn wurden wir von der russischen Übermacht geschlagen und mussten schleunigst den Rückzug angetreten. Nachdem unsere Division nur zwei Batterien hatte und die Batterie schon kampfunfähig war, ritt unser Batteriekommandant, ein junger Oberleutnant, zum Brigadier, um Befehle einzuholen. Die Artillerie muss nämlich in solchen Fällen den Rückzug der Infanterie decken. Als rangältester Reserveoffizier wurde mir während der Abwesenheit des Batteriekommandanten, das Batteriekommando übertragen. Als ich

nun an der Spitze der Batterie in einem Flusstal südwärts ritt, erreichte mich ein Kurier des Divisionärs mit dem Befehl mit der Batterie sofort auf Kote X (dieselbe war in unserer Spezialkarte eingezeichnet) aufzufahren und von dort aus das Feuer gegen die nachrückenden Russen zu eröffnen. Ich ritt mit einem jungen Leutnant und einem Unteroffizier in der Richtung der bezeichneten und in dem Befehl genau umschriebenen Kote vor und sehe, dass dieselbe bereits von der feindlichen Artillerie stark beschossen war. Ein Auffahren auf dieser Kote hätte für uns den sicheren Tod bedeutet, denn die feindliche Artillerie hätte uns noch vor dem Abprotzen in Stücke zerschossen. Es wäre ein vollkommen nutzloses Aufopfern von vier Offizieren, etwa zweihundert Mann und über hundert Pferden gewesen.

Wie ich nun diese Situation sehe, sage ich den jüngeren Offizieren, dass ich den Befehl nicht befolgen und auf dieser Kote nicht auffahren werde, man möge mich vor ein Kriegsgericht stellen und erschiessen, denn ich ziehe es vor allein zu sterben, als dass vier Offiziere und zweihundert Mann zugrundegehen. Ich erklärte ausdrücklich, dass ich auf meine eigene Verantwortung den Befehl nicht befolge und die daraus resultierenden Konsequenzen trage. - Wir fuhren dann auf einer in gedeckter Stellung mehr als 500 Meter hinter der im Befehl bezeichneten Kote auf und zwar in der Weise, dass wir gedeckt auffuhren, von den feindlichen Artilleriebeobachtern nicht eingesehen wurden und von dort aus mit Erfolg das Feuer auf den Feind eröffnen konnten.

Als mein Batteriekommandant wieder zur Batterie zurückkam, zeigte ich ihm den Befehl und meldete ihm, dass ich denselben nicht befolgt habe, sondern auf Kote Y aufgefahren sei, wofür

er mich belobte. Es hat sich dann herausgestellt, dass der Generalstäbler, welcher diesen Befehl erteilt hat, sich tatsächlich in der Kote irrte und uns zum Auffahren eine falsche, vom Feind bereits stark beschossene Kote anwies. Anstatt der strengen Strafe erntete ich Lob, allerdings nicht offiziell, aber in den Augen des Divisionärs sah ich, dass ich recht gehandelt hatte. Der Generalstabsoffizier, welcher den falschen Befehl erteilt hatte, erhielt, wie ich später erfuhr einen ordentlichen Rüffel. Wenn damals jedoch anstatt mir, dem unfolgsamen Zivilisten, ein aktiver junger Leutnant Batteriekommandant gewesen wäre, bin ich überzeugt davon, dass er in sklavischer Befolgung des erhaltenen Befehls, ohne jede Bedenken die Batterie hingeopfert hätte und die Zahl derjenigen, die für das Vaterland den „Heldentod erlitten", hätte eine Bereicherung erfahren.

Entsetzlich waren auch die Zerstörungen des Bewegungskrieges. Ich spreche nicht nur von den abgebrannten und ausgeplünderten Dörfern und Städten, sondern von der Unmenge Kriegs- und Verpflegungsmaterials, das nutzlos zugrundeging. Beim Rückzug haben uns die Russen ganze Trains abgefangen. Hunderte und tausende von Wägen bepackt mit Ausrüstungsgegenständen, Munition, Lebensmittel, Geld, Pferde gingen verloren. Auch wurden beim Rückzug die Magazine und Depots angezündet oder in die Luft gesprengt, damit sie nicht in die Hände des Feindes fallen.

Im Hinterland hungerten später die Mütter und Kinder. Die Leute hatten nichts zu essen und am Kriegsschauplatz draussen wurde das kostbarste Material den Flammen preisgegeben.

Was ich sah war nur ein ganz winziger Ausschnitt des grossen Krieges, welcher sich fast über ganz Europa erstreckte

und wenn man sich vorstellt, dass das, was ich in Galizien und in der Bukowina einige Wochen hindurch mit Schaudern gesehen habe, sich vier Jahre lang auf den tausende Kilometer langen Fronten ständig ereignete, ist es kein Wunder, dass der seit Jahrzehnten und Jahrhunderten angesammelte Reichtum der kriegführenden Staaten zum grossen Teil zerstört wurde. Man schätzt, dass in diesem Krieg zehn Millionen Menschen gefallen sind, weitere zehn Millionen an den Folgen des Krieges starben und noch mehr durch Hunger und Entbehrungen im Hinterland zugrundegingen. Insgesamt kann daher der Verlust an Menschen in diesem grössten aller bisherigen Kriege auf etwa fünfzig Millionen Menschen beziffert werden. Die Zerstörung von Gütern übersteigt jede Schätzung.

Heute, nach zwanzig Jahren, spürt man allerdings nichts mehr vom Menschenmangel, was auch nicht zu verwundern ist, denn bei einer Bevölkerung von rund 2.000 Millionen Menschen spielt ein Verlust von insgesamt fünfzig Millionen, also etwa vier Prozent keine Rolle, aber wenn man bedenkt, was diese fünfzig Millionen Menschen an Leid und Entbehrungen mitgemacht haben und was viele hunderte Millionen Menschen im Hinterland erlitten, so muss jeden namenloses Grauen bei dem Gedanken überfallen, dass sich so etwas, in vielleicht noch ärgerem Masstabe wiederholen könnte. Diese Gefahr ist in dem Zeitpunkte, wo ich diese Zeilen schreibe, leider wieder vorhanden, denn die gegenwärtige politische Situation ist eine ähnliche wie im Jahre 1914. Alle europäischen Staaten rüsten fieberhaft und es genügt ein Funke um dasPulverfass zur Explosion zu bringen.

Historiker und Politiker sagen zwar, dass ähnliche Verluste keine Rolle spielen, denn seitdem die Menschheit besteht, hat es im-

mer Kriege gegeben und es wird immer Kriege geben. Je höher unsere Zivilisation steigt, desto grösser und furchtbarer werden die Mittel zur gegenseitigen Vernichtung.

Welchen Zweck hat nun unsere ganze Zivilisation, wenn sich die Menschen nur deshalb plagen, um sich schliesslich mit den Errungenschaften des menschlichen Geistes gegenseitig zu vernichten ? Ich bin fest davon überzeugt, dass wenn heute nur solche Leute an der Macht wären, die selbst im Schützengraben gelegen sind und das ganze Elend und Grauen mitgemacht haben, es sicher zu keinem neuen Kriege kommen würde. Leider liegt jedoch die Macht zumeist in den Händen von Diplomaten und Politikern, die niemals Pulver gerochen haben oder zumindest nur von so weiter Entfernung, dass ihnen der Geruch längst entschwunden ist.

In der Antike und im Mittelalter gab es zwar auch grauenhafte Kriege, diese waren jedoch zumeist Unternehmungen von Söldnerscharen, die sich für gute Bezahlung und Aussicht auf Beute gegenseitig hinmordeten. Aber bei der gegenwärtigen allgemeinen Wehrpflicht, wo jeder halbwegs gesunde und unter fünfzig Jahren stehende Mann unter ärgster Strafe und Ehrverlust gezwungen wird, seinen Mitmenschen, nur weil er eine andere Uniform trägt, barbarisch hinzumorden, ist die Sache viel,viel ärger.

In den früheren Jahrhunderten hatte man als Soldat wenigstens die Genugtuung den Feind zu sehen, persönlichen Heldenmut beweisen zu können und im ehrlichen Kampfe zu fallen. Im letzten Krieg sass man zitternd in irgendeinem Erdloch und wartete bis die feindliche Granate, die von einem unsichtbaren Feind, vier oder sechs Kilometer entfernt, abgeschossen wurde, einschlug und einen in Stücke riess oder zum lebenslänglichen Krüppel machte. Da nun

der letzte Krieg infolge der Fortschritte der Lichtbildnerei sozusagen restlos photographisch festgehalten ist, ist es mir unverständlich, warum man diese Filme nicht obligatorisch in den Schulen aufführt, damit die heranwachsende Jugend, die selbstredend keine Ahnung davon hat, wie der Krieg wirklich aussah, auf Grund der Lichtbilder sehe, was es heisst Krieg zu führen. Aber die verantwortlichen Leiter jedes Volkes hüten sich wohlweislich diese Filme der heranwachsenden Jugend vorzuführen, denn dann wäre es mit der sogenannten patriotischen Begeisterung bald alle und man könnte die jungen Leute nicht so leicht betören und zu neuem Kanonenfutter erziehen.Wir bilden uns recht viel auf unsere moderne Zivilisation ein, die sich jedoch im Wesentlichen nicht viel von der früheren Barbarei unterscheidet.Dies sah ich am Kriegsschauplatz , wo sich Offiziere, die doch zur Kameradschaft und Aufopferung erzogen wurden, wegen eines besseren Schlafplatzes mit dem Revolver bedrohten und die grössten Brutalitäten verübten um irgendeinen kleinen Vorteil zu ergattern.

Interessant war es auch festzustellen, was der Mensch an Strapazen auszuhalten imstande ist. Dickbäuchige Büromenschen, die zu Hause zu faul waren, um die Kärntnerstrasse zu Fuss entlangzugehen und bei einem kleinen Sonntagsausflug schweisstriefend keuchten, ertrugen ohne irgendwelchen Schaden zu nehmen, bei schlechter Nahrung und wenig Schlaf, zwanzig, dreissig und mehr Kilometer Fussmarsch pro Tag, vollbepackt und im strömenden Regen, oder verbrachten bei sengendster Sonnenhitze ganze Tage im Sattel. Die Nachtmärsche in den Novembernächten des Jahres 1914 werden mir unvergesslich bleiben und es kam insbesonders bei Rückzügen vor, dass wir fast 24 Stunden lang nicht aus dem Sattel kamen und nur in der

Weise etwas schlafen konnten, dass zwei Offiziere nebeneinanderritten, der eine den Arm in den Arm des anderen, welcher wach war, einhängte und so eine halbe Stunde oder eine Stunde im Sattel schlief. Dann wechselten sie, der eine wachte und der andere schlief.

Später, wo sich die Schützengräben von Meer zu Meer erstreckten, war der Krieg bei weitem nicht mehr so strapaziös und forderte auch nicht so grosse Opfer, als die anfänglichen Kämpfe. In den Schützengräben ging es, wenn nicht gerade Kampftage waren, ähnlich wie in der Kaserne zu. Nur war es entsetzlich langweilig. Man wusste den ganzen Tag nicht, was man mit sich selber anfangen sollte, denn es war fast keine Beschäftigungsmöglichkeit vorhanden.

Einige Episoden möchte ich noch aus jener Zeit, wo ich zum ersten Male an der Front war, erzählen. Eigentlich habe ich nur eine einzige richtige Schlacht, die etwa fünf Tage dauerte, mitgemacht. Die übrigen Wochen vergingen hauptsächlich mit Vor- und Rückmärschen. In diesen paar Monaten habe ich jedoch das Grauen des Krieges in seiner vollen Grösse erfahren.

Ein eigentümliches Gefühl ist es, wenn man zum ersten Mal den feindlichen Geschossen preisgegeben ist. Als das erste Schrapnell über unseren Köpfen explodierte und die Kugeln prasselnd in die Pferde und Mannschaften hineinschlugen, einige Leute rechts und links neben mir wortlos von den Pferden fielen, kam es mir wie ein Wunder vor, dass ich unversehrt blieb. Der Kopf des Schrapnells verwundete mein Pferd schwer, so dass ich aus dem Sattel springen und das Pferd eines abgeschossenen Soldaten besteigen musste. Mein Offiziersdiener hob den Schrapnellkopf, der aus Aluminium verfertigt war, auf und unser Batterieschlosser machte mir daraus einen Aluminiumring, den ich bis vor kurzem am Finger

trug, jetzt jedoch in einer Kassette verwahrt halte, da er schon zu dünn wurde und brach.

Entsetzlich war es, als wir einmal in einen Munitionswagen einen feindlichen Granatvolltreffer erhielten und der ganze Munitionswagen explodierte. Die Beschreibung des grauenvollen Bildes, welches die Folge dieser Explosion war, möchte ich denjenigen, welche diese Zeilen einmal lesen werden, ersparen.

Ärger als die Lebensgefahr war jedoch der Hunger. In der Schlacht bei Delatyn war unsere Batterie auf einer Kuppe aufgefahren, deren Zugangsstrasse durch den Feind eingesehen und unter Feuer gehalten wurde, so dass wir nicht verpflegt werden konnten. Für die ersten 24 Stunden hatte jeder noch etwas Brot und eine Konserve mit, die zwei nächsten Tage waren aber scheusslich. Ich hatte in meiner Satteltasche allerdings noch eine Salami, die aber für mehr als hundert Mann weniger als Bissen gewesen wäre und höchstens den quälenden Hunger noch mehr angefacht hätte. Ich konnte es mit meinem Gewissen nicht vereinbaren diese Salami zu essen, während alle anderen Leute hungerten und sie blieb in meiner Satteltasche bis wir am dritten Tag etwas Verpflegung erhielten.

Gelungen war auch folgendes: Wir hatten in unserer Stellung keinerlei Unterkünfte und mussten neben den Geschützen übernachten. Etwas Heu für die Pferde war noch vorhanden. Ich lag in meine Decke eingewickelt, in einer bitterkalten Novembernacht, unter dem Kopf ein Bündel Heu.Auf einmal spüre ich mitten in der Nacht, dass mich jemand an den Haaren zieht. Ich wache auf und sehe, dass sich eines unserer Pferde losgemacht hat und gemütlich das Heu unter meinem Kopfe wegfrass, wobei es selbstredend auch meine Haare nicht verschonte.

Unvergesslich wird mir der 30.Oktober 1914 bleiben, wo ich auch mit knapper Not dem Tod entronnen bin. Wir marschierten gegen Snyatin bei hereinbrechender Nacht. Die zwei Batterien waren beiläufig in der Mitte der Division eingeteilt, die Vorhut bildete Landsturmkavallerie. Auf einmal stockte der Vormarsch und wir sahen einige hundert Schritte von uns entfernt Schüsse aufblitzen und Kugeln schwirrten um unsere Ohren. Die hinter uns marschierende Infanterie bekam den Befehl auszuschwärmen und das Feuer in der Richtung der aufblitzenden Schüsse zu eröffnen. Mein Kommandant ritt zum Divisionär vor, um zu erfahren, was los sei und übertrug mir den Befehl über die Batterie. Ich liess absitzen, blieb jedoch selbst zu Pferd, etwa 50 Schritte von der Batterie entfernt und wartete auf einen Befehl. In diesem Augenblick stürmte unsere Vorhutkavallerie, es waren Landwehrhusaren, unter wüstem Geschrei in gestrecktem Galopp zurück und überrannte die vor uns stehende Batterie, deren Pferde ebenfalls scheu wurden.

Als ich dieses Getrampel und Geschrei in der Finsternis herannahen hörte, gab ich, um ein grösseres Unglück zu verhüten, den Befehl, dass sämtliche Geschütze und Munitionswägen in den an der Seite der Strasse befindlichen ziemlich tiefen Strassengraben hinunterfahren. In diesem Augenblick wurde ich zwischen zwei scheugewordenen, zurückrasenden Husarenpferden eingeklemmt. Mein Pferd war nicht zu halten und auf meine Frage an die Husaren, was denn eigentlich los sei, erhielt ich aus angstverzerrten Gesichtern nur die Antwort: "Jesus Maria, die Russen". Nachdem ich mich vergeblich bemühte, aus dem Trubel herauszukommen, blieb mir nichts anderes übrig, als den Säbel zu ziehen und einen der neben mir reitenden Husaren niederzuschlagen, so dass ich mich freimachen und zur Batte-

rie zurückreiten konnte.

Es war der einzige Fall während meines Kriegsdienstes, dass ich gezwungen war, einen Menschen mit dem Säbel niederzuschlagen, aber es war notwendig, sonst wäre viel grösseres Unglück geschehen. Eine unbändige Schiesserei seitens der eigenen Infanterie ging nun los. Die vor uns stehende Batterie war fast vollkommen zertrampelt. Es gab viele Tote und Verwundete und wie es sich beim Morgengrauen herausstellte, war das ganze Feld mit Toten, Verwundeten, weggeworfenen Gewehren, Tornistern, Ausrüstungsgegenständen und Pferdekadavern bedeckt.

Tatsächlich war aber das ganze Gefecht nichts anderes als eine Panik. Unsere Vorhutkavallerie wurde nämlich von einer russischen Patrouille angeschossen, worauf die Leute glaubten, dass sie einer grossen russischen Übermacht gegenüberstehen und flohen. Die Strasse machte an diesem Punkte eine S-Serpentine und die rückwärtige Infanterie glaubte sich einer feindlichen Übermacht gegenüber und schoss wie wild darauf los und zwar in unsere eigenen Truppen hinein. Diese erwiderten das Feuer und so schossen wir uns gegenseitig zusammen. Die russische Kavalleriepatrouille, die im ganzen aus zwanzig oder dreissig Mann bestanden hatte, suchte inzwischen das Weite. Als sich in einigen Stunden alles aufgeklärt hatte, rückten wir in Snyatin ein, welches die Russen geplündert und teilweise angezündet hatten und fanden am Ende der Stadt in einem halbfertigen Hause Unterkunft.

Da der Train irgendwo im Kot steckengeblieben war, hatten wir keine Verpflegung und einige unserer Leute gingen auf die Lebensmittelsuche. Sie stiegen in den Keller des Hauses hinunter, wo sie zu unserer grossen und freudigen Überraschung einige sehr

grosse Fässer voll mit Eiern fanden. Hinter einem Eierfass hatte sich ein russischer Kosak versteckt, der natürlich gefangengenommen wurde. Der Bursche zitterte am ganzen Körper und konnte kein Wort herausbringen. Ausserdem sprach er einen kaukasischen Dialekt, so dass sich nicht einmal unser Dolmetsch mit ihm verständigen konnte. Das war der erste russische Soldat, den ich zu Gesicht bekam.

Ich gab dem Batteriekoch den Auftrag uns aus 300 Eiern eine Eierspeise zu machen. Noch heutemuss ich lachen, wenn ich daran denke, wie die 300 Eier in einen grossen Kessel hineingeschlagen und das ganze mit einem Holzpflock umgerührt wurde. Trotzdem schmeckte die Eierspeise sehr fein.

Aber genug von diesen Episoden, die ja jeder, der den Krieg mitgemacht hat, hundert-und tausendfach erlebte.

Nach wochenlangem Herumirren in den galizischen und Bukowinaer Wäldern, es war die unwirtlichste Gegend, die man sich vorstellen kann und hoher Schnee begann bereits die Berge zu bedekken, wurden wir endlich, gegen Mitte Dezember, zur Retablierung nach rückwärts dirigiert. Da ich nur eine belanglose Wunde hatte, die mich allerdings ziemlich schmerzte und derzufolge ich den rechten Arm aufgebunden tragen musste, wäre ich nicht ins Spital gegangen, hätte ich nicht angefangen bedenklich zu husten. Unser Regimentsarzt konstatierte einen leichten Lungenspitzenkatarrh und schickte mich mit anderen Verwundeten und Kranken nach rückwärts. Wir fuhren drei Offiziere und etwa hundert Mann in sogenannten landesüblichen Fuhrwerken, das heisst Bauernwägen ohne Federung, nur mit einem Brett als Sitzgelegenheit versehen, über die elendsten galizischen Strassen drei Tage lang nach rückwärts, bis wir die erste Eisenbahnstation erreichten. Das Rumpeln und Geschütteltwerden in

diesen Wägen gehört wirklich nicht zu den Vergnügungen, insbesonders wenn man krank und fiebrig ist. Auch konnten wir fast nirgends etwas zu essen bekommen und wir ernährten uns von mitgebrachtem Brot und Konserven.

Am dritten Tag gegen 8 Uhr abends, im Dezember war es selbstredend schon ab vier Uhr stockfinster, kamen wir mitten in den Karpathen in ein verlassenes Gehöft. Wir schrieen und klopften wie besessen, doch niemand rührte sich. Endlich, auf unsere ausdrücklichen Beteuerungen, dass wir keine Russen, sondern ein Verwundetentransport ungarischer Soldaten sind, wurde in einem Häuschen Licht und eine uralte Frau kam herausgeschlürft. Wir fragten sie, ob es etwas zu essen gibt. Zuerst verneinte sie, doch als wir ihr Geld zeigten, erinnerte sie sich daran, dass sie noch eine Gans im Haus hatte. Wir kauften ihr sofort die Gans um fünf Kronen ab. Die Gans wurde gebraten und es gab ein Festessen, welches nur jener richtig würdigen kann, der im Winter tagelang nichts Warmes im Magen hatte.

In einem kleinen oberungarischen Städtchen angelangt, dessen Name mir entfallen ist, schlief ich zum ersten Mal nach vielen Wochen wieder in einem ordentlichen Bett und konnte mich in einem Spiegel ansehen. Ich hatte mir einen herrlichen, struppigen Vollbart wachsen lassen, denn das Rasieren im Felde war nur schwer möglich, wusch mich von Kopf bis Fuss mit warmem Wasser und Seife und machte eine grosse Lausejagd. Infolge unserer zerfetzten und bedreckten Uniformen und des Bartes sahen wir eher Räubern ähnlich als zivilisierten Menschen.

Von der nächsten Eisenbahnstation fuhr ich direkt nach Grosswardein, wo mein Schwager, der inzwischen verstorbene Dr.Berkovics als Militäroberarzt ein Spital leitete. Das übrige ging natür-

lich leicht. Ich erhielt infolge meines Lungenspitzenkatarrhs einen sechswöchentlichen Urlaub nach Arco in Südtirol, wo sich bereits meine Mutter und meine Schwester befanden. Meine Frau, der ich schon von Kaschau aus telegrafierte, erwartete mich in Grosswardein und als wir bequem im Schnellzug II.Klasse nach Arco fuhren, waren die Kriegsstrapazen bald vergessen.

Kurz darauf gelang es meinem Bruder, der am serbischen Kriegsschauplatz an Dysenterie erkrankte, einen Urlaub nach Arco zu bekommen. Man kann sich die Freude meiner Mutter, die während derganzen Zeit mehr tot als lebend war, vorstellen, als sie ihre beiden Söhne und ihren Schwiegersohn, ohne ernstlichen Schaden, wieder um sich vereint sah, denn in der Zwischenzeit waren bereits mehrere unserer nahen Verwandten, an verschiedenen Kriegsschauplätzen gefallen, so meine Kusins Karl Sándor, Marcel Ullmann und der älteste Sohn von Dr.Krauss.

In Arco waren viele deutsche Offiziere, die zumeist vom westlichen Kriegsschauplatz kamen und schauderhafte Dinge über ihre Erlebnisse an der Westfront erzählten. Wenn man ihren Erzählungen lauschte, konnte man allerdings begreifen, weshalb die Deutschen damalsin der ganzen Welt so verhasst waren. Nach ihrem Reden zu schliessen war trotz der Marneschlacht die Einnahme von Paris und London bevorstehend und sie waren fest davon überzeugt, dass der Krieg in Kürze mit einem überragenden Sieg der Deutschen enden und das künftige Deutsche Reich sich vom Atlantischen Ozean bis nach Indien erstrecken wird.

Arco ist ein sehr hübscher Ort an der italienischen Grenze, doch war schon damals, im Jänner 1915, die Haltung Italiens eine sehr zweifelhafte. Wir bekamen öfters geschmuggelte italienische Zeitungen zu lesen, aus denen man klar ersehen konnte, dass Italien bald in den Krieg gegen uns eintreten wird

1915

Arco





Meine Mutter sieht ihre Söhne wieder



Truesi

Meine Schwester wird gemalt



Béla
1915



In Neutra
August, 1914

147 - 198

LES AUTRICHIENS S'AGITENT

Une offensive au Trentin

Nos alliés les Italiens s'attendent depuis plusieurs semaines à une offensive autrichienne partant du Trentin. De nombreux renforts, venus du front de l'Isonzo et peut-être de Serbie, la mise en action d'une artillerie lourde non encore signalée, constituaient les indices des prochains desseins prêtés à l'ennemi.

Le Trentin, on le sait, représente un saillant naturel, limité par de hautes montagnes, dont les principaux couloirs de communication avec la plaine vénitienne ou lombarde sont : le val Sugana où coule la Brenta, le val Lagarina que suit l'Adige, et le val Giudicaria qui conduit à la Chiesse.



Sur le front italien, des officiers en reconnaissance escaladent des rochers.

Une offensive, appuyée sur le camp retranché de Trente, prend comme objectifs différents, par le premier de ces passages Bassano et Venise, par le second Vérone et Mantoue, par le troisième Brescia et Milan.

Vers le milieu d'avril nos alliés crurent à l'attaque par le val Sugana. En effet, le 16 de ce mois, une violente opération fut dirigée contre leurs positions à l'ouest de Borgo ; mais elle demeura sans suite.

Tout dernièrement, les journaux italiens, ayant eu connaissance de grosses concentrations vers Riva, à la pointe septentrionale du lac de Garde, augurèrent la probabilité de l'offensive autrichienne dirigée contre le Milanais.

Or cette offensive, si elle doit se développer, vient de porter ses nouvelles manifestations initiales dans le secteur de montagnes à l'est de l'Adige, compris entre ce fleuve et le val d'Astico. L'axe de ce secteur est parcouru par la route de Rovereto à Vicence, qui franchit la crête au col de Fugazze.

Après un intense bombardement de plusieurs jours, étendu au secteur voisin d'Asiago, les Italiens, devant des masses imposantes d'infanterie, se retirèrent de leurs lignes avancées sur leurs positions de résistance, tactique habituelle dans la guerre de montagnes.

En même temps, l'ennemi faisait preuve d'une activité inaccoutumée sur l'ensemble de son front, par engagement simultané de son artillerie et de son infanterie, particulièrement au val Sugana, autour de Gorizia et de Monfalcone.

Il semble donc bien que les Autrichiens sont à la veille de tenter de sérieuses opérations ; — mais leurs projets réels dissimulés derrière l'écran des Alpes sont encore malaisés à pénétrer.

Commandant de Civrieux

Une tentative d'assassinat

Des aviateurs autrichiens poursuivent et bombardent le train où se trouvent la reine d'Italie et ses enfants

ROME, 17 mai. — *Dépêche particulière du « Matin ».* — Pendant leur incursion sur Venise et Trévise, les aéroplanes autrichiens ont poursuivi le train royal venant d'Udine et dans lequel voyageaient la reine Hélène et les princesses Yolanda et Mafalda, qui revenaient à Rome. Les aviateurs ont lancé plusieurs bombes dont une est tombée à courte distance du train royal, mais sans l'atteindre. La reine et les princesses ont fait preuve du plus grand courage et n'ont montré aucune émotion tant qu'a duré le danger.

L'opinion publique est indignée par les nouvelles concernant l'obstination odieuse avec laquelle les aviateurs ennemis ont poursuivi le train royal avec l'intention manifeste d'atteindre la reine et les princesses royales. Cette obstination prouve que les aviateurs savaient que les augustes voyageuses se trouvaient dans ce train et donne à penser qu'ils avaient été informés au cours de leur incursion par des signaux.

Un ordre du jour du maréchal Hindenburg

D'après une information russe, le maréchal Hindenburg, dans un récent ordre du jour, se serait exprimé ainsi :

« *Depuis quelque temps, le bruit s'est répandu parmi les troupes que des pourparlers de paix seraient entamés, ce qui, joint à l'instinct de conservation sans cesse grandissant, donne aux hommes le plus mauvais esprit. Au nom de l'empereur, je déclare qu'il ne peut être question de paix tant que nous n'aurons pas traversé la Dvina. Soldats, si vous voulez la paix, allez la chercher de l'autre côté de la Dvina.* »

LA DOUBLE FACE DE L'ALLEMAGNE



GUILLAUME (à Wilson). — *Vous pouvez avoir confiance dans un Hohenzollern... Je jure sur mon honneur que nous ne torpillerons plus les paquebots.*



BETHMANN-HOLLWEG (au député du Reichstag). — *Rassurez-vous, vous et vos collègues... Nous continuerons la guerre sous-marine.*

ERREURS D'OPTIQUE

Sans prendre garde aux préceptes du Livre, M. de Bethmann-Hollweg sème à la fois la paix et la tempête, bien étonné de ne récolter que le vent d'une parole vaine dans la fureur des éléments. La surprise des peuples sera moindre, parce que tout le monde peut voir que la paix, si maladroitement amorcée par le chancelier du *Kaiser*, est une paix boche, c'est-à-dire un nid de tempêtes sous le déguisement d'une douceur de propos trop explicable chez le représentant d'une cause perdue.

Comment expliquerait-on tous ces vains bavardages d'une paix teutonique, au moment où se déchaînent sur Verdun les plus violentes attaques de l'histoire militaire, si les deux opérations n'étaient, d'une astuce puérile, trop clairement liées ? Les lettres que je reçois me décrivent des rages d'offensive que nos hommes arrêtent, on ne sait comment, par la seule vertu d'une vaillance supérieure à l'ouragan de fer et de feu. Un officier, arrivé d'hier, me disait l'effroyable spectacle de ces vagues humaines s'élançant en masses pressées au devant de nos positions, où, dans l'affolant tonnerre des monstrueux obus, nos poilus immobiles attendent, sans bien savoir s'ils sont morts ou vifs, l'heure de déclancher mitrailleuses ou petits 75.

Le signal est donné, et en quelques secondes, les bataillons boches, serrés sous le revolver des officiers qui les poussent, jonchent le sol d'ensemble, comme une large fauchée d'épis mûrs. Et puis, la lourde artillerie de là-bas recommence ses affreux roulement de foudre, et puis d'autres bataillons boches apparaissent — hommes toujours collés l'un à l'autre, comme pour un suprême embrassement de mort — et la nouvelle vague aussitôt étalée sous notre feu, d'autres vagues encore, d'autres vagues toujours se succèdent, sans que jamais le petit soldat français immobile sente son impavidité faiblir.

Si l'un tombe, il en surgit deux, on ne sait d'où, et les barrages d'acier trépidant broient toute matière brute ou vivante en un chaos de choses innommables. C'est la voix des nôtres qui dit *non*. « J'en ai vu des Boches, dit une lettre, venir à nous en bras de chemise, bras dessus, bras dessous, et chantant, ou plutôt clamant, pour nous épouvanter, sans doute, de leurs cris rauques. C'était comme une monstrueuse bête, pleine de rugissements. Arrivée au point voulu, nous la faisions taire, et déjà l'on entendait l'autre, avant de l'avoir vue. » Tout cela, pour gagner au *Kaiser*, à quel prix ! « des éléments de tranchées » qu'il faut disputer, et souvent perdre, le lendemain, progresser dans des décombres où des mines vont éclater, pouvoir télégraphier qu'on a pris possession d'une ruine, quand il n'est pas un homme qui ne voie que c'est toujours et toujours à recommencer.

D'un tel effort, qui, cette fois, mérite à négocier sur une base qui protège l'Allemagne contre des attaques futures d'une coalition, et qui assure la paix de l'Europe ». Croyez en sa parole, car, si quelque doute pouvait vous venir, consultez ses *nationaux-libéraux*, en leur manifeste pour une « *paix d'annexions* ». Il a découvert que les Allemands sont sur le sol français. En dépit de la censure, je l'ai moi-même quelquefois rappelé. Mais, de croire que l'argument soit décisif du côté boche, c'est une autre affaire, car, si désespérée que soit l'offensive allemande, en un dernier coup de partie, la puissance de l'Entente, soutenue d'une ténacité croissante, prend de telles proportions qu'aux yeux du peuple allemand lui-même, l'avenir est déjà fixé.

Anglais, Français et Russes se trouvaient sans préparations suffisantes. D'où tant de fâcheux retards qui procurèrent à l'Allemagne le bénéfice d'une si belle avance. M. de Bethmann-Hollweg n'ignore pas que le préjudice initial s'atténue tous les jours, et s'il ne prévoyait trop clairement l'inévitable catastrophe d'une situation retournée, peut-être son amour pour la paix serait-il moins ardent et l'offensive sur Verdun moins obstinément déréglée. On a fait doucement observer au chancelier que nous avions la mer (dont il ne tenait pas compte — oubliant même jusqu'aux colonies allemandes) et qu'avec la liberté de la mer et de suffisantes finances, notre situation économique nous assurait sur lui l'avantage décisif du temps.

Nous avons le temps, et les dernières émeutes, qu'il se donne tant de peine pour cacher, sont le signe manifeste qu'il est pressé, très pressé. Inébranlable endurance des alliés et accroissement quotidien d'une puissance d'offensive, qui, n'étant plus gaspillée, se résumera, à l'heure que nous choisirons, en un suprême coup d'écrasement, voilà ce que M. de Bethmann-Hollweg a eu le grand tort de ne pas escompter. Car nous ne méconnaissons pas notre force : il serait temps pour lui de le croire. Et si l'homme du coup de violence sur l'Europe, ayant manqué son coup, en est déjà réduit à parler de paix à tous les carrefours, cela pourrait lui être un signe que les peuples qu'il avait choisis pour victimes accueillent d'un sourire narquois les déclarations d'un pacifisme dont le principal vice est de venir trop tard.

Oh ! ce n'est pas que nous ne voulions la paix, tout de même. Nous l'aurons payée assez chèrement pour avoir le droit de l'instituer, de la consolider par de bonnes garanties. Seulement, tandis que M. de Bethmann-Hollweg essaye de sauver, par une paix précaire, tout ce qu'il pourra de son entreprise manquée de domination, nous, nous avons à cœur une paix de droit pour tous les peuples, une paix de libération. Je ne vois plus que cela qui soit, entre nous, matière à difficultés. Pour régler ce point délicat, souffrez encore, Excellence, le débat de nos canons à Verdun... et ailleurs.

Il est vrai que cette enfantine diplomatie du *Kaiser* a trouvé en M. Wilson, président des Etats-Unis d'Amérique, un complaisant auditeur. Cela ne peut suf-

Entretemps des Artikels von Clemenceau aus der Rembrandt

bien le nom de « colossal », que peut attendre le méthodique état-major impérial des grandes traditions routinières ? N'est-ce donc plus un principe de guerre de proportionner la dépense d'hommes aux résultats ? Les pierres de Verdun, même si, par impossible, elles devaient voir le *Kronprinz*, auraient-elles une valeur stratégique en suffisante compensation du terrible effet d'épuisement militaire ? Le plus boche des Boches ne le pourrait pas soutenir. Mais quoi ! C'est la suprême tentative, le grand commencement de la grande fin, une chance dernière à courir. Verdun, quel qu'en soit le prix !

Des écroulements de pierres que l'on puisse décorer de ce nom, avec une entrée solennelle d'Altesse ou de Majesté, précédée des débris d'une musique de la garde, avec pas de parade et hurrahs, l'agence Wolff appellera cela « la victoire », et M. de Bethmann-Hollweg en prendra texte pour proclamer que son humanité magnanime l'incline aux protocoles de paix. Tel est le plan, tout simple, qui n'a qu'un seul défaut, c'est que, pour le réaliser, il faudrait — ce qui manque, précisément — bêtise et lâcheté de l'autre partie.

Et puisque, pour cette bonne raison, la victoire boche ne vient pas, et que, même, tout annonce qu'elle ne peut pas venir, le chancelier de l'empereur allemand, pressé par l'heure, parle de paix à tort et à travers, arrêtant les gens au passage, pour leur faire confidence de ses passions de pacifisme si vilainement méconnues. C'est ainsi qu'il vient d'arrêter au collet le correspondant américain du *New-York World* — car il a des vues sur l'Amérique de M. Wilson — pour lui révéler l'ineffable mystère des peines qu'il s'était données pour conserver la paix, il y a bientôt deux années, lorsque, rejetant la proposition d'arbitrage du tsar, il s'est précipité sur la Belgique sans armes, pour brûler les villes et massacrer des foules innocentes, dans l'intérêt de l' « humanité ».

A la tribune de Monte-Citorio, son propre ami, M. Giolitti, avait déjà laissé échapper des aveux qui fixent ce point d'histoire. C'est pourquoi sir Edward Grey a pu se borner à remarquer, d'une tranquille nonchalance, que c'était « *un mensonge de première grandeur* ». D'un homme à qui l'on fait de si belles ouvertures d' « accommodements », cela n'est pas pour encourager. Mais M. de Bethmann-Hollweg a beaucoup de raisons militaires, et même économiques, pour renoncer à des espérances qui ont, dans son cas, une valeur de nécessité.

Le pauvre homme s'épuise en arguments de toutes qualités. Il est « disposé à tout ». Tout en occupant le fauteuil de la présidence, M. Wilson est candidat à la réélection. Acceptée de l'Europe, sa médiation serait un titre à n'en pas vouloir d'autres. Mais il est bien difficile de le lui conférer, pour cette seule raison. Avec une ingénuité qui l'honore, et dans l'espérance, peut-être, de nous forcer la main, il a publiquement proclamé son offre d'intervention. Ainsi que tout homme de bon sens aurait pu le lui prédire, sa proposition a été accueillie par une courtoise froideur. Et comme il lui fallait une explication de son mécompte, et qu'en pareil cas peu de gens se résignent à se charger eux-mêmes, il a trouvé plus simple de prononcer que nous étions « fous ». Il peut très bien se faire qu'il y ait, à ce propos, une folie quelque part. Les événements montreront où elle se rencontre. Monsieur le président, ne vous pressez pas de juger.

M. Whitney Warren, à qui je reviendrai probablement demain, et qui a le grand mérite de s'élever au-dessus des intérêts passagers de partis, a, sur l'énorme conflit européen, ses causes, ses conséquences, des vues fort différentes de son président. Bien qu'il soit parvenu à un âge respectable, et qu'il se soit fait dans le monde une place fort distinguée, la machinerie des groupements politiques l'a tenu à distance des scrutins, comme il nous en a fait l'aveu. Cela n'est point du tout conforme aux prétentions doctrinales de la démocratie, prompte à se vanter d'une meilleure utilisation des valeurs. Peut-être les démocrates de l'avenir auront-ils à se réformer. Cette pensée m'encouragera à opposer les vues de M. Whitney Warren, dont j'ai déjà dit un mot, à celles de M. Wilson. Pour un esprit un peu haut, la présidence de la République devrait être un moyen, et non un résultat.

G. CLEMENCEAU.

LE COMITÉ SECRET

M. Aristide Briand, président du conseil, a été entendu hier après-midi par la délégation des groupes. A l'issue de cette audition, la délégation a communiqué le procès-verbal suivant :

« La délégation des groupes de la Chambre s'est réunie sous la présidence de M. Siegfried. Elle a entendu le président du conseil sur la question du comité secret. Le président du conseil a déclaré que, sous réserve d'une procédure à établir, le gouvernement, qui en avait délibéré, acceptait le principe du comité secret. La délégation des groupes se réunira mercredi à deux heures, pour prendre connaissance des modifications au règlement de la Chambre arrêtées par la commission du règlement. »

Die Ölquellen waren in Galizien von den Russen besetzt. Beim Rückzug zerstörten die Russen die Ölquellen und es dauerte geraume Zeit, bis sie wieder instandgesetzt werden konnten.-Infolge der strengen Blockade der Ententemächte und des Verbotes an die neutralen Länder uns Öl zu liefern, war unser einziger Lieferant Rumänien, welches bekanntlich dann später auch in den Krieg gegen uns eintrat. Alle zur Kriegsführung benötigten Artikel waren zu jener Zeit schon beschlagnahmt und strengstens rationiert und ohne Erlaubnis des Kriegsministeriums durfte niemandem Öl geliefert werden.

Im Auftrage des Kriegsministeriums unternahm ich dann mehrere Reisen nach Rumänien und in die Schweiz um Öl für die Kriegsschiffe und die Flieger zu besorgen. Von Rumänien konnte man ohneweiters Öl heraufbringen, jedoch aus der Schweiz war die Sache weit schwieriger, denn aus der Schweiz musste das Öl geschmuggelt werden, was keineswegs leicht war, denn die Schweizer passten höllisch auf und wenn man erwischt wurde, konnte man ausser empfindlichen Geldstrafen auch mehrjährige Zuchthausstrafen erwischen.

Trotzdem gelang es mir zusammen mit dem deutschen "Handelsattaché" ganz ansehnliche Mengen von amerikanischen Ölen über die Grenze zu bringen. Wir führten die unglaublichsten Stückchen auf, so z.B. wurde in Basel bei stockfinsterer Nacht ein grosser Kahn mit Ölfässern beladen und wenn die Schweizer Patrouille gerade nicht in Sicht war, die Haltestricke abgeschnitten. Der Ölkahn schwamm nun den Rhein hinab. Unsere Leute kannten jedoch die Strömung und am anderen Ufer wurde bereits der Kahn von deutschen Soldaten erwartet und ans Ufer geschleppt. Die Schweizer Zollwächter schossen zwar dem Kahn nach, aber es befand sich ja keine Seele an Bord.

Wenn es sich um Kriegsmaterial handelte, spielte Geld überhaupt keine Rolle. Ich könnte Bände darüber schreiben, in welcher Art und Weise damals in der Schweiz Geschäfte getätigt wurden.

Die Kaufleute der neutralen Mächte verdienten enorme Summen daran, dass sie Ententewaren an die Mittelmächte und auch vice-versa lieferten. Es musste selbstredend mit der grössten Vorsicht vorgegangen werden, denn auf geradem Wege ging nichts und die krummsten Wege mussten eingeschlagen werden, wobei man - insbesonders als österreichisch-ungarischer Offizier - strenge darauf bedacht sein musste, sein Inkognito zu wahren. Die Schweiz war auch ein grosses Spionagezentrum und jeder Ausländer, der die Grenzen übertrat, wurde strengstens überwacht.

Es war damals sehr schwer über die Grenze zu kommen und man konnte nur mit Erlaubnis des Kriegsministeriums ein laisser-passer erhalten. - Jeder, der auch mit Erlaubnis die Grenze bei Feldkirch überschreiten wollte, wurde der hochnotpeinlichsten Untersuchung unterzogen und musste mindestens acht Tage in Feldkirch bleiben, bevor er die Erlaubnis zur Weiterreise erhielt. Die Leute wurden bis auf die Haut ausgezogen, jedes Kleidungsstück und jedes Gepäckstück auf das Genaueste visitiert. Da ich im Auftrag des Kriegsministeriums reiste, wurde ich selbstredend in keiner Weise behelligt, nur Geld oder Wertgegenstände durfte ich nicht mitnehmen. Allerdings erhielt ich über Auftrag des Kriegsministeriums draussen jede benötigte Summe prompt angewiesen.

Im Jahre 1916 arbeitete die Notenpresse bereits mit Hochdruck und die Preise im Inland stiegen ins Ungemessene, wodurch kolossale Scheingewinne entstanden. Die strengsten Devisenvorschriften waren in Geltung, wodurch man erreichte, dass der Wert der Krone im



1916







Babi, Bubi

1917



Jänner, am Semmering



1916

Vera



Trucsi mit ihren Kindern

neutralen Ausland weit über ihrem tatsächlichen Wert im Inlande gehalten wurde. Im Jahre 1916 erhielt man für 100 Kronen noch immer cca. 70 Schweizer Franken und da die Preise in der Schweiz zu jener Zeit noch nicht stark gestiegen waren, war dort für uns alles unerhört billig. Ein Herrenanzug kostete in Wien gegenüber dem Friedenspreis von etwa Kronen 100.-- bereits etwa 2000 Kronen, während man in der Schweiz für 150 Schweizer Franken, also um etwa 200 Kronen einen Anzug aus dembesten englischen Stoff erhielt. Ebenso verhielt es sich mit Schuhen, Damenkleidern, Lebensmitteln und allen anderen Dingen, die bei uns gar nicht oder nur zu ganz unerschwinglichen Preisen erhältlich waren. Nun bestand in der Schweiz die Vorschrift, dass ein Reisender aus Österreich, resp. aus den Staaten, welche die Gegner der Entente waren, nur soviel Kleider und Schuhe ausführen durfte, als er hereinbrachte. Kleider und Schuhe der Reisenden wurden an der Grenze gezählt und vom Gepäck ein Inventar aufgenommen. Bei der Ausreise wurde dann genau kontrolliert, ob man nicht mehr Kleider mitnahm, als man hereingebracht hatte. Selbstredend konnte dieses Verbot leicht umgangen werden, denn als wir hinausfuhren, nahmen wir viele alte Kleider mit, verkauften dieselben in der Schweiz um ein paar Franken und liessen uns alles funkelnagelneu machen.

Im Jahre 1916 begann alles im Inland sehr knapp zu werden. Wer erinnert sich nicht mit Schaudern an die Brot-, Fett-, Zucker-und sonstigen Karten, die sogar noch einige Jahre nach Kriegsschluss in Geltung waren. Im Winter 1916/17 waren speziell in Wien Lebensmittel ausserordentlich knapp, Kartoffeln fast unerhältlich, ebenso Bekleidungsartikel, Schuhe etc. Südfrüchte, Schokolade etc. wurden zu unbekannten Begriffen. Weissgebäck durfte nicht mehr er-

zeugt werden und überall erhielt man nur das gelbe Maisbrot, während in der Schweiz alles in Hülle und Fülle vorhanden war.

Meine Frau, die mich im Jahre 1916 in die Schweiz begleitete, ass den ganzen Tag Schokoladebonbons und nahm in vier Wochen fünf Kilo zu. Man fühlte sich in der Schweiz, wenn man aus den kriegführenden Ländern kam, wie im Paradies. Geld hatte man wie Mist, denn 1000 Kronen, für die man im Inland nur mehr sehr wenig erhielt, waren dort 700 Schweizer Franken. Die volle Pension im Hotel Bellevue in Bern, einem der besten Hotels Europas, wo ich immer wohnte, kostete nur 16 Franken, also weniger als heute. Dabei erhielt man die fabelhaftesten Menüs. Fast alle Artikel waren noch zu Friedenspreisen erhältlich. - Ich muss offen gestehen, dass es mir anlässlich meiner Missionen in die Schweiz, immer sehr schwer fiel, wieder Feldkirch zu überschreiten, denn mit den fortschreitenden Kriegsjahren wurden die Zustände bei uns immer ärger.

Die Eisenbahnen waren vollkommen herabgewirtschaftet und die Züge verkehrten ganz unregelmässig. Schnellzüge gab es überhaupt nicht und man bummelte von Feldkirch bis Wien etwa 36 Stunden in ungeheizten, fast gar nicht beleuchteten Waggons.

Infolge der Kohlenknappheit waren auch in Wien strengste Vorschriften bezüglich Beheizung und Beleuchtung und man musste peinlich darauf achten, dass ja nicht um eine Stunde mehr Licht gebrannt wurde, als vorgeschrieben war, da einem sonst die Lichtleitung abgestellt und jeder Kohlenbezug gesperrt wurde. Man überlegte es sich viermal bevor man ein Bad heizte, ob die knapp zugeteilten Kubikmeter Gas zur Bereitung eines Bades noch ausreichten. Die Preise fast sämtlicher wichtiger Lebensmittel wurden maximiert, was zur Folge hatte, dass die Artikel vom Markt verschwanden und

QUEER, FIERCE WARFARE.

AN EYE-WITNESS WITH THE ITALIANS.

By W. KAY-WALLACE,
the Distinguished Neutral Writer.

GENERAL HEADQUARTERS,
THE ITALIAN FRONT, May.

Monfalcone is the town now in Italian possession closest to Trieste, the principal objective of the Italian campaign in the south. Situated in the plain at the foot of the barren Carso, which here rises to a height of 200 feet, the Italian first-line trenches are to-day not more than 500 yards beyond the town. Though captured more than six months ago, Monfalcone remained for a long time unmolested, and has only recently come under the intense fire of the Austrian batteries.

In our long walk through the once prosperous town we come everywhere upon signs of very recent destruction, and the charred ruins of a group of houses, set on fire by incendiary shells, are still smouldering. Our destination is a visit to the trench lines nearest Trieste. We cross the main square of the town, lined with splendid old horse-chestnut trees in full bloom; then, passing through deeply burrowed communication trenches, we come to a broad stream.

"This is the safest way," our guide explains as he unties the painter of a bulky steel barge. We step into the boat and push off. Sheltered by the high embankment, we paddle slowly, very slowly, seaward. As a boat ride it is unique. We are very close to enemy lines; overhead, shells hurtle by in opposite directions, searing the sky with a hissing sound like that of a hot poker placed in a pan of water. Many of the enemy shells explode with uncanny suddenness not thirty yards from the stream's edge.

The Austrian observation balloon seems to follow us, like the menacing finger in one of those poster pictures which ever points toward the spectator no matter where he may stand. At a certain place we are compelled to row to the exposed side of the river in order to pass beyond some half-submerged barges. We are in full view of enemy snipers. Slowly we regain our protecting embankment. There is a lull in the bombardment. No sound is heard save the low, regular dip of our oars. No scene could be more peaceful. The cherry, peach, and plum trees are clad in a raiment of flowers. From the hawthorn branches covered with white blossoms the first leaves are bursting. The willows and poplars which line the bank are wearing their first veiling of pale green, which seems like a mist of colour rather than foliage. In front of us the broad expanse of the Adriatic, placid, mirror-like, undisturbed by a single ripple, stretches on until it meets the horizon's edge.

SHIPYARD "MUSEUM."

The twitter of birds in the thickets, the humming of bees and insects awakened to life by the warm sun's rays, the new green of the grass which carpets the meadows, all proclaim the old spring song of life. The dull thud of an unexploded shell as it buries its nose in the soft soil recalls to mind that we are within a few yards of the enemy. Our presence has no doubt been signalled by the observation balloon, for shells are beginning to fall again. The pace of our rowers is quickened. We land in a sheltered spot close to the Navy Yard of Monfalcone. This shipyard is of peculiar interest to England in view of the fact that the majority of the workmen here were British, who were caught at the outbreak of the war and are now interned in Austrian prison camps.

We enter the shipyard. The first impression is that one has entered a museum of prehistoric mammoths. Here stand in a long row, without any visible supports, various types of huge craft, some half built, others nearly completed, all now battered, rusty as though they belonged to another era. One, a great Transatlantic liner of over 20,000 tons displacement, was ready for launching when the Italians entered the war. In their hasty retreat the Austrians set fire to the stocks, hoping that the ship would fall to earth, but instead it merely settled four yards deep into the sand, and its twin screws now tower like the tail of some monster sea-serpent. The plates of the liner are bent and warped out of all semblance of symmetry and the hull is filled with gaping shell holes. Alongside stand two half-finished armoured cruisers which were building for the Chinese Government.

With breathless speed, working night and day, the Austrians hoped to complete these for their own use before the Italian attack, but in vain, and, scorched by the tongue-flame which consumed their scaffolding, they now stand two naked hulks high on the sand. There are many other craft lined up here; one, with half its hull ribs in place, looks strangely like the skeleton of a giant ichthyosaur. Piles of steel girders and armour plate stacked ready for use stand everywhere, while in the basin, emerging deck-high from the surface of the water, are several smaller craft, sunk by the Austrians. Within the shops the devastation is even greater. All the machinery bears the name of British makers; great lathes and forges, seemingly very new, have been upturned by shell fire, and the tube of a gigantic hydraulic press has been cut in two by a shell.

LURE OF TRIESTE.

We make our way back through the long rows of derelicts which line the sands, and, crawling once again by a circuitous route in order to avoid the lynx-eyed observation balloon, we finally cross the stream. Another walk, and there just in front of us are the Austrian advance lines. From the top of the bleak, barren ridge of the Carso the enemy line zigzags down into the flat land, which is overgrown with shrubs and trees.

In its whole course it is closely pressed by the first line of the Italian trenches. Where the Austrian trenches form a salient they are nearly surrounded by Italian lines, while where the Italian line forms a salient the Austrian line tends to cave in. At a certain point close to the railway which runs to Trieste the opposing trench lines seem to be almost at right angles to each other. Everywhere the Austrians hold higher and more favourable ground, though from the contour of the trenches it is plainly visible that they are slowly being crowded out, forced back by the Italian advance. Yet every step forward means greater difficulties for the invading armies.

Wave upon wave of hills, each higher, more precipitous and bleaker, each requiring a bloody fight to conquer, and a still more costly effort to hold; this is the problem which faces the Italian forces in this sector. Beyond the Austrian lines, some three miles distant, on a bold cliff jutting out on the sea front rises the town of Duino. In the background, on the horizon's edge, lies Trieste. Trieste is only fifteen miles distant from where we are standing, and on clear days is distinctly visible. To-day Duino is being shelled by the Italian batteries, and a fine hit has just been scored, burrowing a large hole in the tile roof and carrying away part of the tower of the old castello which is believed to be an Austrian observation post.

"Come and you shall see our battery nearest to Trieste," the keen-eyed officer who is in command of these batteries exclaims as we applaud the fine marksmanship of his men. He leads the way. A gun, still smoking from its recent firing, stands sturdily in the middle. The men seem perfectly confident that the enemy fire will not find them out. If they do? "We are fatalists, you know," the officer rejoins with a shrug of his shoulders. "Besides, we are fighting for Trieste," he adds solemnly.

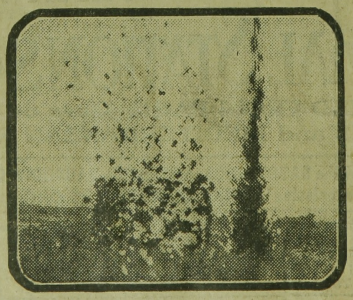
The lure of Trieste is to the Italians an overwhelming passion. The city is to-day within sight, almost within reach, of its Italian redeemers.



The colours of all the French regiments which have taken part in the Verdun fighting paraded before General Gouraud.

Le général Gouraud passe en revue les drapeaux de tous les régiments français ayant pris part à la bataille de Verdun. [*French Official Photograph.*

Howard de Sales La Terrière, du 60me regiment.



What the soldier in the trench sees when a German shell bursts in front of his parapet.
Ce que voit le soldat lorsqu'un obus allemand éclate devant le parapet de sa tranchée.

33e Année — N° 11775

LE NUMERO CINQ CENTIMES

Tarif des abonnements

	3 mois	6 mois	1 an
Seine et Seine-et-Oise	5 fr.	10 fr.	20 fr.
France et Colonies....	6 »	12 »	24 »
Etranger	10 »	18 »	35 »

On s'abonne sans frais dans tous les bureaux de poste

LA PUBLICITE est reçue à la Cie Générale de Publicité Parisienne, 10, boulevard Poissonnière, Paris.

Nos succès devant Verdun

LA REPRISE DU FORT DE DOUAUMONT

L'ennemi attaque avec fureur ; il est repoussé avec des pertes considérables

La journée du 22 mai a marqué dans l'histoire de la bataille de Verdun une date mémorable. Elle est dominée par un fait essentiel : la reprise presque complète, par nos troupes, du fort de Douaumont.

Voici comment les choses se sont produites :

Depuis quelques jours et même plusieurs semaines, le principal effort des Allemands portait sur la rive gauche de la Meuse, depuis le Mort-Homme jusqu'à Avocourt. Ils s'étaient ainsi trouvés dans l'obligation de dégarnir quelque peu leur front de la rive droite. Notre haut commandement a très habilement profité de la circonstance pour entreprendre lui-même une vigoureuse contre-offensive dans ce secteur.

Le front d'attaque s'étendait sur environ deux kilomètres, depuis la région à l'ouest de la ferme de Thiaumont jusqu'à l'est du fort de Douaumont. Partout nous avons enlevé les positions ennemies de première ligne en faisant complètement. On pouvait alors espérer que les assiégés seraient obligés de se rendre. Mais par un cheminement ils conservaient leurs libres communications avec leurs lignes; aussi avaient-ils pu tenir jusqu'ici. Nous-mêmes nous avions dû, par suite de diverses circonstances, replier légèrement les deux pointes latérales que nous avions poussées, si bien que notre front courait au sud du fort de Douaumont à trois cents mètres environ de son entrée.

On peut juger par là du succès que nous venons de remporter. Il n'est pas le fait d'un engagement local mais d'une contre-offensive de vaste envergure, qui est de beaucoup la plus considérable de toutes celles que nous avons prises depuis le début de la bataille de Verdun.

Pendant que ces événements se déroulaient sur la rive droite de la Meuse, la rive gauche demeurait toujours le théâtre d'une lutte intense. Là encore, tous les combats ont tourné à notre avantage. Nous avons continué à progresser au sud de la cote 287 et forcé l'ennemi à évacuer le petit ouvrage qu'il nous avait pris le 18 mai. A l'ouest du Mort-Homme, nos contre-attaques nous ont permis de reprendre également quelques éléments de tranchées. Mais surtout l'action a été vive autour de la cote 304. L'ennemi y a attaqué furieusement les nouvelles positions que nous occupons Sur le flanc ouest, il a fait un large em-



de nombreux prisonniers, mais, surtout, à notre aile droite, nous fûmes assez heureux pour pénétrer dans le fort de Douaumont par deux côtés : le sud et l'ouest, tandis que les Allemands, luttant d'ailleurs avec acharnement, se maintenaient dans la partie nord.

Pendant la nuit du 22 au 23, la bataille n'a pas cessé de faire rage. Pour reconquérir ses tranchées perdues, l'ennemi a multiplié les attaques en masse et subi des pertes énormes. Il n'a pu reprendre pied que dans un seul élément au nord de la ferme de Thiaumont. Partout ailleurs nous nous sommes maintenus. Davantage : à l'intérieur du fort de Douaumont, nous avons continué à progresser et les anciens occupants ne tiennent plus à l'heure actuelle que la corne nord-est, d'où l'on peut espérer qu'ils seront bientôt chassés.

Cette reprise du fort de Douaumont est un fait considérable. On se souvient comment, le 25 février, un parti de Brandebourgeois avait réussi à pénétrer dans cet ouvrage sans pouvoir néanmoins en déboucher utilement. Les journaux allemands avaient célébré cette victoire avec allégresse et le kaiser lui-même, dans un ordre du jour de félicitations aux troupes qui avaient accompli cet exploit, déclarait emphatiquement que « la pierre angulaire de la défense de Verdun venait de tomber ».

Dès le lendemain cependant nous regagnions du terrain sur les deux côtés du fort, que nous encerclions presque ploi de liquides enflammés. Il a pu ainsi pénétrer un instant dans une de nos tranchées. Mais un brillant retour de nos troupes l'a contraint d'en sortir. Sur le flanc est, en dépit d'une intense préparation d'artillerie, l'attaque ennemie, brisée par nos feux, n'a pu aborder nos lignes.

Tel est le bilan de cette journée qui fut excellente à tous les points de vue.

LA GUERRE AÉRIENNE

Trois avions allemands abattus

(Officiel) 22 mai, 23 heures.

Ce matin, un de nos avions de chasse, lancé à la poursuite d'un des appareils allemands qui venaient de bombarder Dunkerque, l'a rejoint et abattu à Wizzele (nord-est de Cassel).

En Alsace, deux avions ennemis ont été descendus en combat aérien : l'un est tombé dans nos lignes à Sentheim (sud de Thann), l'autre dans la région du Bonhomme, à peu de distance de nos tranchées.

La gare de Ponevieje bombardée par des aviateurs russes

PETROGRAD, 23 mai. — *Des aviateurs russes ont bombardé violemment la gare de Ponevieje, détruit sur plusieurs kilomètres la voie du chemin de fer de Libau à Romny et fait sauter plusieurs dépôts de munitions.*

und in den Geschäften zu keinem Preis zu haben waren. Man konnte jedoch diese Artikel im Schleichhandel zum Doppelten und Dreifachen der offiziellen Preise erhalten und die an den Hintertüren anklopfende "Schleich", die einen Rucksack mit Kartoffeln, Eiern und Fleisch brachte, wurde sehnlichst erwartet. Dafür blühte der Tauschhandel in unerhörter Weise. Wir hatten das Glück Öl und Petroleum zu besitzen, damals unendlich begehrte Artikel. Insbesonders für Petroleum erhielt man am Lande alles, was man wollte. Ich stand in ständigem Tauschverkehr mit dem Wirt am Sonnwendstein, welcher mir allwöchentlich ein Paket mit 5 Kilo Butter sandte und dafür eine Kanne mit 10 Liter Petroleum erhielt.-Aber den Leuten, die über keine Tauschartikel verfügten, ging es sehr schlecht, denn wenn sie nicht geschickt waren und gute Verbindungen hatten, konnten sie für bares Geld fast nichts, was zum Leben notwendig war, erhalten. Der Februar 1917 war besonders grausam. Es gab Kältegrade bis zu - 25 Grad und die armen Leute hatten kein Stückchen Kohle oder Holz im Hause. Fett erhielt man nur gegen Karten und in minimalen Mengen. Ich erinnere mich mit Schaudern, dass Kinder und Greise (denn die Männer zwischen 18 und 50 Jahren waren eingerückt und die Frauen nahmen ihre Stellen ein) ganze Nächte vor den grossen Markthallen Schlange standen, um in der Früh einige Deka Margarine zu erhalten, denn wer sich nicht schon am Abend anstellte, erhielt trotz Fettkarte in der Früh nichts mehr, da die geringen Vorräte bald vergriffen waren. Milch war fast unerhältlich, das Maisbrot ungeniessbar und die kleinen Kinder, sowie die Kranken siechten zu tausenden dahin. Dazu die Angst um die Väter und Söhne, die im Felde standen. - Es waren furchtbare Zeiten, die jedoch viel berufenere Federn als die meine ausführlich beschrieben haben, sodass ich mich mit der

Schilderung der damaligen Zustände nicht weiter befassen will.

Die Einfuhr ausländischer Zeitungen (auch jener der neutralen Staaten) war strengstens verboten, sodass die Bevölkerung vollkommen im unklaren darüber war, was in der Welt vorging. Die Zeitungen durften nur unter Vorzensur erscheinen und jedes Wort, welches der Kriegsführung nicht genehm war, wurde erbarmungslos gestrichen. Wenn man eine Zeitung aufmachte, fand man darin nur optimistische Kriegsberichte über unsere grossartigen Siege, den Heldenmut unserer Truppen, Beförderung von Generälen etc. Ausserdem erschienen fast täglich eine Anzahl von Verordnungen und Verboten, die den grössten Teil der Spalten der Zeitungen erfüllten.

Ich wusste jedoch so ziemlich Bescheid, da ich anlässlich meiner Aufenthalte in der Schweiz sowohl die Entente-, als auch die neutralen Zeitungen gelesen hatte und es war mir bereits im Jahre 1917 klar, dass unsere Sache mit einem Debakel enden muss. Trotz allen Heldenmutes und Durchhaltens war es unmöglich, dass Österreich-Ungarn und Deutschland mit Bulgarien und der Türkei mit der ganzen übrigen Welt auf die Dauer Krieg führen kann. Die Ententemächte, denen die Ressourcen der ganzen Welt offen standen, erklärten ausdrücklich in ihren Zeitungen, dass sie den Krieg bis zur Aufopferung des letzten Kongonegers führen werden. Sie verfügten über die Produkte des ganzen Erdballs, während bei uns infolge der strengen Blockade, welche die Geschwader der Entente lückenlos durchführten und welche nur ein einziges deutsches Handelsunterseebot zu durchbrechen imstande war, bald an den notwendigsten Lebensmitteln und Gebrauchsgegenständen empfindlicher Mangel herrschte. Im Jahre 1918 waren sowohl die Zivilbevölkerung, als auch das Heer buchstäblich ausgehungert und gingen in Fetzen herum, während die Truppen der Entente gut ge-

nährt und gut ausgerüstet waren. Der Heldenmut unserer Truppen und unserer Zivilbevölkerung war auch unvorstellbar.

Da ich jedoch über die wirkliche Lage so ziemlich informiert war, sah ich mit Verzweiflung, wie der grösste Teil des Nationalvermögens, das Leben und die Gesundheit von Millionen Menschen infolge des Machtdünkels der Deutschen, ohne jede Aussicht auf Enderfolg, geopfert wurde.

Das Betrüblichste hierbei war jedoch, dass wir im Jahre 1916, wo unsere Truppen tatsächlich weit im Feindesland standen (denn grosse Teile Frankreichs, Italiens, der Balkanhalbinsel und Russlands waren von unseren Truppen besetzt) einen anständigen Frieden hätten schliessen können. Die Deutschen bildeten sich jedoch ein, dass sie die Herrschaft über die Welt ihnen gebührt und waren ohneweiters bereit, den letzten Österreicher, Ungarn, Bulgaren und Türken für ihre Welteroberungspläne zu opfern.

Als dann im Jahre 1917 Amerika mit seinem riesigen Menschenmaterial und Vorräten in den Krieg gegen uns eintrat, wurde es auch den weniger Eingeweihten klar, dass es für uns keine Rettung mehr gibt und wir für eine ganz aussichtslose Sache kämpften.

Hierzu kam noch im Jahre 1917 das unmögliche deutsche Friedensdiktat (denn Vertrag kann man es nicht nennen) von Brest-Litowsk, welches die damals in Russland schon herrschenden Bolschewiken um jeden Preis mit den Deutschen abschlossen, nur um ihre kommunistischen Pläne verwirklichen zu können.

Die Deutschen glaubten einen ganz grossartigen Coup durchgeführt zu haben, als sie im Jahre 1917 Lenin und Trotzki in einem plombierten Waggon aus der Schweiz nach Russland sandten. Die Konsequenzen dieser Geschehnisse sind zu bekannt, als dass ich darüber

noch ausführlich berichten müsste. Sie dachten, dass die Kommunistenherrschaft in Russland nur eine vorübergehende sein wird und wenn es nicht so traurig wäre, könnte man jetzt lachen darüber, dass heute nach 18 Jahren die Aussenminister aller europäischer Staaten nach Russland fahren, dort fetiert werden und um die Gunst von Stalin, Molotow und Litwinow buhlen.

Im Sommer 1917 musste ich wieder einrücken und ging als Oberleutnant an die rumänische Front ab. An dieser Front war damals Stellungskrieg und es ist daher nicht viel über diese Zeit zu berichten. Ich erhielt das Kommando einer Munitionskolonne, einige Kilometer hinter der Front, wurde dann später als Munitionsreferent dem Divisionskommando zugeteilt. Eigentlich war dieser Kriegsdienst im Grunde genommen unendlich langweilig. Hie und da kamen einige rumänische Flieger und warfen Bomben ab, die jedoch selten Schaden verursachten, denn beim Hernnahen der Flieger verkroch sich alles in vorbereitete bombensichere Unterstände.

Beim Divisionskommando, welches 10 Kilometer hinter der Front lag, hörte und sah man vom Krieg nicht viel. Nur der ferne Geschützdonner erinnerte daran, dass man sich nahe dem Feind befand. Bei der Munitionskolonne hatte ich ein eigenes Häuschen und einen Koch und verbrachte meine Zeit hauptsächlich mit dem Studium von Geschichtswerken. - Das Divisionskommando liess sich eine sehr schöne und solide Holzbaracke, ähnlich wie die grossen Weekendhäuser an der Alten Donau sind, bauen und hatte sogar ein eigenes Dampfbad. Unser Vorgesetzter beim Divisionskommando war ein Generalstabsmajor, welcher seine ganze Kriegsdienstzeit im Hauptquartier Hindenburgs zugebracht hatte, also weit im Hinterlande gesessen ist und niemals Pulver gerochen hat. Dafür war er aber mit Kriegsorden für tapferes

Verhalten vor dem Feind derart übersät, dass wenn er sich alles ansteckte, kaum vom Uniformstoff etwas sichtbar blieb. Ausser seiner Büroarbeit bestand seine Hauptbeschäftigung darin, dass er in glänzend geputzten Stiefeln und funkelnagelneuer, nach der letzten Mode geschnittener Uniform jeden Tag einige Stunden spazierenritt und die ihm zugeteilten aktiven und Reserveoffiziere bis aufs Blut quälte.

Beim Divisionskommando gingen wir sogar in Salonhosen spazieren und entbehrten hauptsächlich die Anwesenheit von Weiblichkeit. Es gab zwar im nahegelegenen Sósmezö einige sogenannte Pflegerinnen, die sich aber mit allem anderen befassten, nur nicht mit der Pflege der Verwundeten und Kranken, aber von dem Verkehr mit dieser Weiblichkeit wurde dringendst abgeraten. Wie bereits gesagt, langweilte ich mich entsetzlich an dieser Front und auch der Dienst war ein unbeschreiblich monotoner. Unsere Hauptbeschäftigung bestand darin uns der Fliegen zu erwehren, die damals in Milliarden vorhanden waren und die Ursache massenhafter Dysenterieerkrankungen bildeten.

Um einen Begriff davon zu geben, was es damals dort an Fliegen gab, möchte ich erwähnen, dass ich mit zwei anderen Offizieren einen kleinen Büroraum teilte, in welchem trotz aller Abwehrmassnahmen tausende von Fliegen herumschwirrten. Wir konnten nur so arbeiten, dass wir uns das Gesicht vollkommen verbanden und Handschuhe anzogen. Probeweise hing ich einmal einige Fliegenfänger (Leimstreifen) am Plafond auf und nach drei Stunden zählte meine Ordonnanz über 1.200 gefangene Fliegen. Wenn man atmete flogen einem Fliegen in den Mund. Es war ekelhaft !

Drei Monate hielt ich es dort aus, dann bekam ich wahrscheinlich durch Fliegeninfektion einen Dysenterieanfall mit fast 40 Grad Fieber (also weit über das vorgeschriebene Mass) sodass mich unser Divisionsarzt sofort ins nächste Feldspital abtransportieren liess. Nachträglich erfuhr ich, dass er eigentlich einen Typhusanfall vermutete und ich auf Wunsch unseres Generalstabsoffiziers sofort nach rückwärts geschickt wurde, da der tapfere Held eine Riesenangst vor dieser Krankheit hatte. Den Weg zum Divisionskommando bis zum Feldspital in einem sogenannten Sanitätsauto mit fast 40 Grad Fieber werde ich nie vergessen. Die Strasse, die nach rückwärts führte, bestand hauptsächlich aus Löchern und Gruben, das Sanitätsauto hatte keinen ganzen Reifen, das übrige kann man sich vorstellen. Ich kam mehr tot als lebendig im Feldspital an, wo grauenhafte Zustände herrschten. Auf Strohsäcken lagen dicht nebeneinander Infektionskranke und Schwerverwundete, ohne Bettzeug und ordentliche Pflege. Die ganze Nacht hörte man die Schwerverwundeten und Amputierten ächzen und stöhnen und sobald ich soviel Kraft erlangte, dass ich auf den Füssen stehen konnte, trachtete ich nach rückwärts abgeschoben zu werden, was mir auch gelang, denn ich war fast bis zum Skelett abgemagert. Ich kam nach Brassó (Kronstadt), wo ich in einem ganz anständigen Militärspital untergebracht wurde und wohin auch meine Frau aus Budapest kam, denn es war fast sicher, dass ich nach Genesung wieder an die Front gehen musste.

Es war im Jänner 1918. Der Krieg dauerte bereits 3 1/2 Jahre und ich hatte offen gestanden definitiv genug vom Krieg. Es war jedoch ausserordentlich schwer ins Hinterland zu kommen, denn infolge der enormen Verluste war die Not an Mannschaft und Offizieren schon eine so grosse, dass schon siebzehnjährige schwache und unterernährte Burschen, alte Männer und halbe Krüppel an die

Front gesandt wurden. Trotzdem gelang es mir den Oberstabsarzt davon zu überzeugen, dass ich heilungsbedürftig bin. Nach mehr als zweiwöchentlicher Fahrt von einem Spital ins andere, gelang es mir mitten im Winter in Budapest zu landen.

In Budapest hatte ich das Glück anstatt in einem Militärspital im János-Sanatorium untergebracht zu werden. Das János-Sanatorium ist ein schönes und modernes Sanatorium, in welchem übrigens im Jahre 1913 mein Sohn zur Welt kam. Der Chefarzt war Professor Manninger, ein netter und zuvorkommender Herr, welcher mir sehr gewogen war, sodass ich mehrere Wochen im Sanatorium verbringen konnte und mich vollkommen erholte. Anfangs April wurde ich für sechs Monate vom Kriegsdienst enthoben, sodass ich infolge des im Oktober erfolgten Zusammenbruches nicht mehr einrücken musste.

Inzwischen kam auch mein Bruder Sándor von der russischen Front zurück, wo er einen ordentlichen Säbelhieb über den Kopf erwischt hatte. Er lag ebenfalls in einem Budapester Spital und da er 3 1/2 Jahre ununterbrochenen Frontdienst hinter sich hatte, reichte ich um seine Enthebung als selbständiger Landwirt ein und es gelang mir auch seine Enthebung durchzusetzen, sodass wir endlich beide zuHause waren.

Im Jánossanatorium waren viele sehr schwer verletzte Offiziere, darunter ein Marineflieger, der mit seinem Flugzeug abgestürzt war und sozusagen keinen ganzen Knochen im Leib hatte. Ein anderer, der einen Schuss im Rückgrat hatte, war an Händen und Füssen gelähmt. Dagegengab es eine ganze Anzahl hoher aktiver Offiziere, vom Major aufwärts, denen tatsächlich nichts fehlte und die

sich einfach vom Kriegsdienst drückten, darunter ein Oberstleutnant namens Lindner, der dann später während der Károlyi-Revolution eine so traurige Rolle als "Kriegsminister" spielte.

Im Juni 1918 verschied meine liebe Schwester Trucsi im blühenden Alter von 33 Jahren an den Folgen einer Veronalvergiftung. - Ihr tragischer Tod war der grösste Schlag, den wir in der Kriegszeit erlitten und obwohl meine Mutter sie um 13 Jahre überlebte, konnte sie den Verlust ihrer einzigen Tochter nie verschmerzen.

Meine liebe Schwester hat das Geheimnis ihres Freitodes mit ins Grab genommen und ich fühle mich nicht berechtigt den Schleier zu lüften.

Sie ruht in unserer Familiengruft in Pécs, an der Seite unseres Vaters und meiner Mutter. Gott schenke ihr ewige Ruhe !

Ihr Mann folgte ihr in zehn Jahren nach. - Ihre beiden Kinder sind jetzt (1936) in England. Vera (25 Jahre alt) arbeitet im Sportfach und Franzl (20 Jahre alt) will sich der Filmbranche widmen.

Die Kriegsmüdigkeit war im Sommer 1918 in allen österreichisch-ungarischen Ländern bereits auf den Gipfelpunkt gestiegen. Es fehlte sozusagen an allem und mit wenigen Ausnahmen hatte jedermann den sehnlichsten Wunsch, den seit fast vier Jahren währenden Krieg beendigt zu sehen. Dass aber der Krieg ein so trauriges Ende nehmen wird, haben sich wohl die ärgsten Miessmacher nicht vorgestellt. Ich war seit dem Jahre 1917 schon sehr pessimistisch in Bezug auf den Ausgang des Krieges und sah einen furchtbaren Zusammenbruch bevorstehend.

Zu den Schrecken des Krieges gesellte sich damals auch noch die in fast ganz Europa wütende "spanische Grippe" eine Art

Berkovics René drnė temetése.

Hétfőn délután Nagyváradon a város közönségének szine-java, élén *Rimler* Károly polgármesterrel és feleségével, állta körül a koporsót, melyben Berkovics René dr. t. ezredorvos felesége, a pécsiek feledhetetlen *Teleki Trucsija* várta szülővárosába való visszaszállítását, honnét előzőleg alig nyolc nappal, édesanyjánál tett látogatásról, telve életkedvvel, viruló szépségben, jó hangulatban tért vissza uj otthonába, családi körébe. A gyászház előtt a rendőrség diszkülönitménye állt sorfalat s a folyosót és lépcsőházat szorongásig töltötte meg a mélyen megindult közönség. Csendes ima kisérte a halottaskocsiig a virágokkal elhalmozott érckoporsót, melyet délután 5 órakor az állomásra kisértek, honnét az éjjel a Nagyváradon egybegyült családtagok kiséretében az elhunyt utolsó óhajának megfelelően elszállitották Pécsre, ahová kedden este érkezett meg a halott. Még késő este az izr. temető téliviragokkal diszitett halottasterében ravatalra helyezték a koporsót, melyre tömegesen hozták el ma a pécsi rokonok, volt iskolatársnők, jóbarátok a virágadományokat, melyek itt egybevegyültek a Nagyváradról hozott virágadományokkal.

Már 10 óra előtt fél órával nagy gyászoló közönség gyült egybe az Ur szomoru kertjében, ahol hét évtized alatt sok ezren találtak pihenőhelyet. A halál mindig tragikus, de különösen elszomoritó, ha fiatal asszonyt, akinek minden előfeltétele meg volt adva a zavartalan életboldogsághoz, szólit el a halál váratlanul, kérlelhetetlenül szerettei, apró kis gyermekei köréből. A koporsó körül a családtagok, a mélyen sujtott, vigasztalhatatlan anya, a férj, szerető testvérek és legközelebbi rokonok helyezkedtek el a gyászszertartás tartamára, melynél Ernster Géza főkántor a templomi énekkarral énekelte a gyászdalt, majd *Weisz* Gábor helyettes pap a tragikus esethez alkalmazkodó, szines, szép beszédet mondott, mely könyekig meghatotta a gyászoló gyülekezetet. Szem nem maradt szárazon. A gyászszertartás után a családi kriptába vitték Berkovics René drné Teleki Terézt, mint az uj kripta első, rövid örömteli utról oly korán visszatért lakóját.

Az elhunyt testvére, *Teleki* Andor, szőlőtermelő és olajgyáros, a hozzánk küldött következő megkapó sorokban búcsuzik imádott nővérétől:

Búcsuztató.

Összeszorult szivvel, könybelábadt szemekkel állottunk ma frissen hantolt sirodnál édes Trucsikám! E nagy világjelforduláshan, ahol a nemzetek legjavának milliói áldozzák meggondolás nélkül életüket hazájuk oltárán, a te elmulásod is porszem, amelyet nyomtalanul elsodor a háboru forgataga és mégis látom, hallom, tudom, hogy tragikus halálod mintha egy másodperc milliomodrészéig megállitotta volna — legalább mindnyájunknak, akik szeretjünk és ismertünk téged, ugy rémlik — a sors kerekének irtózatos, mindent elitpró, de ujjá is élesztő forgását.

Isten veled Trucsikám, könyeink nem élesztenek már fel, bájos mosolyod, elragadó kedvességed nem fog többé felvidítani bennünket, sirba szálltál és egy nagy, nagy ürt hagytál magad után! Mindenkivel csak jót tettél, mindenkivel bájos és szeretetreméltó voltál — nem volt ellenséged és irigyed, pedig ezt kevés ember mondhatja el magáról.

Szeretett nővérkém, gyermekkorom fájószó[illegible]

PLIGHT OF THE MAGYARS.

HUNGARIAN FAITH IN GERMANY.

AN ENGLISHMAN'S NARRATIVE

We publish below the second part of the narrative received from an Englishman who recently returned home after a residence of some years in Hungary. His knowledge of the Magyar language and his acquaintance with Hungarians of all classes lends special interest to his statements and conclusions.

I wonder whether people in England understand even now the great moral importance of compulsory service as proving to the enemy that they are really in earnest. I wish I could convey to them an idea of the longing we felt—I and the few English friends whom I used to see from time to time—that England should do something that we could put our finger upon and say to the Magyars, "See what England has done!"

Instead of that we had the retreat from Belgium and the deadlock in the West, the Gallipoli enterprise and the withdrawal, the overthrow of Serbia without help from the British Army—and now there is Kut.

Successes like the battle of the Falkland Islands were, of course, minimized by the Germans, from whom the Hungarians get all their information, while the naval raids on the east coast of England and the visits of the Zeppelins were magnified as proofs of Germany's irresistible power.

DESIRE FOR PEACE.

Yet, in spite of all this, the Hungarians are undoubtedly growing tired of the war. Peace is wanted almost at any price, and, with strange inconsistency, the Hungarians repeat that it is England who is the cause of the duration of the war. There is strong hope that a separate peace may be concluded with one or the other of the Allies. The uncertain attitude of Rumania causes apprehension. The designs of Italy, too, are feared. The battle of Verdun was, and still is, represented as a great German success methodically, if slowly, obtained; though before leaving Hungary I noticed in several quarters signs of growing impatience at the slowness of the German advance. Russia does not now seem to be thought a dangerous enemy. At the time when the Russians crossed the Carpathians and held nearly the whole of Galicia, people in Budapest were seriously frightened. Now they feel Germany will look after the Russians.

It is necessary to explain, however, that opinions differ greatly in different classes. The ordinary civilian is convinced that the war cannot go on much longer, but military men insist that it will last another year at least. How the Hungarian people is to hold out for another year they do not say. There are constant scuffles in the markets to get food. Horseflesh and dogflesh are commonly eaten by the lower classes. There are three meatless days a week, and substitutes for meat, such as rice, are very scarce. The action of Germany in clearing Hungary of corn and flour earlier in the war caused a dearth from which the country has never recovered. It also caused much bitterness against Germany

Yet it is astonishing to see the gaiety of the Hungarian middle classes. In Budapest the theatres, the cafés, and concerts are always full. There seems to be an abundance of paper money, which the canny Jews, who form nearly a quarter of the population, invest in diamonds and other jewelry. The "Corso" along the Danube embankment is as crowded as ever—only the people who take part in it seem to have changed. They belong to a new class—those who have made money out of the war. The Hungarian aristocracy, whose members, unlike those of the Austrian aristocracy, have fought well, is less prominent than it used to be.

The Jews, whose hold upon the country was already strong, have latterly been buying up all the land and securing possession of all the encumbered estates on which they can lay their hands—a circumstance that does not tend to decrease Magyar anxiety about the future of the country. The Magyars have lost very heavily in the war. The Magyar regiments have fought splendidly. One of the causes of the growing ill-feeling in Hungary towards Austria is the practice of sending Magyar regiments to the most exposed positions, where they are cut to pieces.

FEARS FOR HUNGARY.

Indeed, dislike of Austria and fear of Germany (tempered by the admiration to which I have alluded) are becoming very pronounced in Hungary. Those who think of the future shake their heads mournfully. The victory of Germany, they say, will bring them under the German heel. Should, by any inconceivable misfortune, Germany be beaten Hungary would be broken up. The Rumanians would take one part, the Russians another, the Serbians a third, and even the Czechs might claim something.

The Magyars hope against hope, but feel, at the bottom of their hearts, that Hungary is between the devil and the deep sea. That is why they yearn for peace. If it could come soon they think that there might be a chance of saving Hungarian independence; otherwise they see little hope.

Influenza, welche tausende Leute in kurzer Zeit dahinraffte. Auch in der Schweiz, wo doch die Bevölkerung gut genährt war und unter dem Krieg sozusagen nichts zu leiden hatte, wütete diese furchtbare Seuche und anlässlich meines Aufenthaltes im September 1918 in Zürich glaubte ich selbst schon von dieser Krankheit erfasst zu sein. Zum Glück genas ich jedoch in einigen Tagen und ging dann mit meiner Frau auf einige Tage Erholung nach Interlaken.

Es war Ende September und es herrschte ein fabelhaftes Herbstwetter. Am 30.September entschlossen wir uns zu einem Ausflug auf die Jungfrau mit der während des Krieges eröffneten neuen Jungfraubahn, welche die Reisenden bis zum Jungfraujoch in eine Höhe von über 4.000 Meter bringt. Der Anblick vom Jungfraujoch war geradezu überwältigend. 3.000 Meter hohe Berge kamen dem Betrachter wie kleine Hügel vor und bei dem ausserordentlich klaren Wetter, sah man von der Jungfrauspitze bis nach Deutschland und an die österreichische Grenze. Ein Bergführer erzählte uns dort, dass man an besonders argen Schlachttagen den Kanonendonner vor Verdun, welcher Ort in der Luftlinie etwa 200 Kilometer entfernt lag, deutlich vernehmen konnte.

Ich erwähne diesen Ausflug auf die Jungfrau deshalb, weil ich mir nach der Talfahrt an der Station Interlaken die Abendausgabe des Tagblattes "Berner Bund" kaufte und in diesem zu meinem Entsetzen las, dass die Bulgaren die Front geöffnet hatten. Nun war es unzweifelhaft, dass der Zusammenbruch bevorstand. Ich will die folgenden Ereignisse, die übrigens in jedem Geschichtsbuch ausführlich enthalten sind, nicht beschreiben. Es kamen die Wilson,schen 14 Punkte, der Waffenstillstand und alle sich daraus ergebenden Konsequenzen. Der deutsche Kaiser flüchtete nach Holland.

Die durch die Entbehrungen des Krieges zermürbte, halb zerlumpte und von den Sozialdemokraten des Hinterlandes verhetzte Mannschaft legte überall die Waffen nieder. Der Feind strömte von allen Seiten unaufhaltsam in unsere Stellungen. Hunterttausende Soldaten wurden gefangennommen, riesige Beute gemacht. Die Truppen der späteren Nationalstaaten zogen unter Führung ihrer Offiziere regimentsweise in ihre Länder. In Prag, Zagreb und Lemberg brach die schon seit langer Zeit vorbereitete Revolution aus und die neuen Staaten, deren Grenzen schon seit Jahren in Paris festgelegt waren, wurden gebildet.

Am ärgsten wurde Ungarn hergerichtet, von dessen früherem Gebiet kaum ein Drittel verblieb. Die anderen zwei Drittel mussten an Rumänien, Jugoslawien und die Tschechoslovakei und ein kleiner Teil (das Burgenland) sogar an Österreich abgetreten werden.

Bevor ich in meiner Erzählung fortfahre,möchte ich als Kuriosum erwähnen, dass als ich gegen Mitte Oktober von der Schweiz nach Hause kam und es im Ausland bereits für jedermann klar war, was bevorstand, die Leute in Budapest und Wien noch immer derart unorientiert waren, resp. die Ereignisse durch die Zeitungen derart geheimgehalten wurden, dass mir kein Mensch glauben wollte, dass der vollkommene Zusammenbruch nahe bevorstand, der deutsche Kaiser geflüchtet war usw. Man lachte mich aus, als ich all dies erzählte und glaubte noch immer an einen halbwegs anständigen Frieden. Die Gelegenheit hiezu war jedoch seit dem Jahre 1917 versäumt. Kaiser Karl war leider sehr schlecht beraten und die Massnahmen, die er im letzten Kriegsmonat mit fieberhafter Eile ergriff, lösten nur ein mitleidiges Lächeln bei unseren Gegnern, zu denen in erster Linie die gegenwärtigen Nationalstaaten zählten, aus.

Bei Österreich verblieben nur jene Länder, in denen die



Ferdinand, Zita, Otto, Karl

Das Begräbnis von Kaiser Franz Josef

1916







Die Krönung Karl's zum König von Ungarn in Budapest



Majorität eine deutschsprechende war, also: Niederösterreich, Oberösterreich, Salzburg, Vorarlberg und ein Teil Steiermarks, Tirols und Kärntens. Selbst die Ententepolitiker glaubten nicht, dass dieser Staat lebensfähig sei. Es schien auch einige Jahre lang, als ob auf den Strassen Wiens bald Gras wachsen werde.

Als dann am 1.November in Budapest die Károlyi-Revolution unter kolossalem Jubel der irregeführten Menge ausbrach und sich bald die Konsequenzen des entsetzlichen Irrtums dieses eingebildeten Fanatikers zeigten, war die Verzweiflung eine ungeheure. General Franchet d'Esperey, der die Vollmacht hatte mit der sogenannten ungarischen Regierung zu verhandeln, behandelte den Grafen Károlyi und seine Minister wie einen Schuhfetzen, liess sie überhaupt nicht zu Wort kommen, sondern diktierte ihnen kurz und bündig die Friedensbedingungen. Das Chaos, welches nach dem Zusammenbruch der vielhundertjährigen österreichisch-ungarischen Monarchie herrschte, war ein geradezu unbeschreibliches, doch will ich mich mit demselben erst im nächsten Kapitel befassen.

Zwei Ereignisse möchte ich noch aus der Kriegszeit festhalten, Ereignisse, die wohl jedermann in dauernder Erinnerung geblieben sind. Das eine war das Begräbnis Kaiser Franz Josefs im Februar 1916 und die bald darauf folgende Krönung Kaiser Karls des V. als König von Ungarn. Die Krönung ging in Ofen mit unbeschreiblichem Pomp vor sich, wohl für lange Zeit die letzte Schaustellung des Reichtums und der Macht einer durch die geschichtliche Entwicklung zum Tode verurteilten Aristokratie.

Über diese Feierlichkeiten sind so zahlreiche Illustrationswerke, kinematographische Aufnahmen und ausführliche Beschreibungen vorhanden, dass sich wohl eine nähere Beschreibung erübrigt.

Trotzdem uns infolge des Sieges unserer Gegner Furchtbares

bevorstand, begrüsste der überwiegende Teil der Bevölkerung das Kriegsende mit grossem Jubel und hoffte, dass nunmehr die Väter und Söhne bald heimkehren werden. Man glaubte, dass die unsäglichen Entbehrungen der letzten Kriegsjahre mit einem Schlag ihr Ende finden werden und war sehr enttäuscht, als sich diese Leiden noch steigerten.

Ich schliesse dieses Kapitel über den Weltkrieg mit derBemerkung, dass ich die tausendfältigen Ereignisse dieser sturmbewegten Zeit nur skizzierte und nur einiges vom Selbsterlebten zu Papier brachte. Eine halbwegs ausführliche Beschreibung des Weltkrieges würde ja Bände füllen. In den seither zahllos erschienenen seriösen Geschichtswerken und romanartigen Darstellungen findet jeder, der sich dafür interessiert eine ausführliche Beschreibung dieser furchtbaren Zeit.

DIE REVOLUTION UND DER ZUSAMMENBRUCH

Man kann es sich heute kaum vorstellen, wie es Ende 1918 und im Jahre 1919 im gegenwärtigen Österreich und Ungarn aussah. Es fehlte sozusagen an allem. Die Bahnen waren vollkommen auf dem Hund, fast keine brauchbaren Lokomotiven und Waggons vorhanden, Post, Telegraf und andere öffentlichen Dienste funktionierten nur mangelhaft.

Von Wien nach Budapest verkehrte täglich nur ein ungeheizter und unbeleuchteter Personenzug, welcher zur Zurücklegung der 250 Kilometer langen Strecke etwa 24 Stunden benötigte. Ich erwähne deshalb die Strecke Wien-Budapest, da sie vor dem Krieg die

Károlyi Mihályt kinevezték miniszterelnökké

Átvette a végrehajtó hatalmat

A hadsereggel hivatalosan Károlyi rendelkezik

Békét köt és helyreállitja a rendet

A Nemzeti Tanács ma délben ezt a kiáltványt bocsájtotta ki:

Katonák!

A Magyar Nemzeti Tanács mozgalma fényes diadalt aratott.

Népkormány alakult gróf Károlyi Mihály vezetése alatt,

a mely megvalósitja néhány napon belül a békét, az önálló Magyarországot, a népuralmat és meg fogja torolni mindazokat a gaztetteket, a melyeket az előző kormányok és megbizottaik a polgárság és katonaság ellen elkövettek.

Katonák! A Magyar Nemzeti Tanács, a mely továbbra is számit támogatástokra, felszólit benneteket arra, hogy tartsatok fegyelmet. A Nemzeti Tanács gondoskodik arról, hogy egyetlen katonának se essék bántódása. A Nemzeti Tanács gondoskodni kiván róla, hogy a katonaság élelemhez jusson. Ezért a Nemzeti Tanács megparancsolja a katonáknak, hogy térjenek vissza azokba a kaszárnyákba, ahol október 29-éről 30-ára virradó éjszaka voltak, mert ott van számukra élelem. A Nemzeti Tanács egész hatalmával gondoskodni fog arról, hogy egyetlen katonának se essék bántódása. A Nemzeti Tanács minden kaszárnyába ki fogja küldeni egy polgári biztosát, aki a katonaság jogait meg fogja védeni.

Katonák, a Nemzeti Tanács elvárja tőletek, hogy parancsainak engedelmeskedjetek, tartsátok fenn győzelmes szervezeteteket. A Magyar Nemzeti Tanács ellensége az a katona, aki rabol, fosztogat, a közrendet zavarja és a mulhatatlanul szükséges fegyelmet megszegi. Katonák, csatát nyertünk, de a népuralomért való háboru még nem ért véget.

Testvéri üdvözlettel

A Magyar Nemzeti Tanács.

A bécsi forradalom

Megalakult a német Ausztria kormánya. Véres zavargások Triesztben

Bécs, október 30
(Az Est bécsi szerkesztőségétől)

Az éjszaka Bécsben nyugodtan telt el. Ma reggelre hivatalos közlemény jelent meg, hogy a hadsereg minden rangu tisztje és katonája a csákórozetta helyett *nemzeti jelvényt viselhet* és ez is hozzájárult a nyugalomhoz.

A *képviselőház* folyosói mozgalmasak. Korán reggel becsődültek a képviselők és lesték a hireket. A költségvetési bizottság termében esti hét órától fogva reggel hétig tanácskozott a német nemzetgyülés és megalakitotta német Ausztria államtanácsát.

Elnökké *Dinghofer, Hauser* és *Seitz* képviselőket választották meg, a kik egyben a német-osztrák nemzetgyülés elnökei is. Az államtanács vezetőjévé és jegyzőjévé *Renner* szociáldemokrata képviselőt jelölték ki, a ki felelős az államtanács okmányaiért, a külügyek államtanácsi jegyzőjévé dr. *Sylvestert* választották meg. Reggeli félhét órakor oszlott szét a nemzetgyülés. Az államtitkárok névsora még nem teljes, mivel a kijelölt képviselők még nem nyilatkoztak. A képviselőházban a következő miniszteri névsor jár kézről-kézre:

Külügyminiszter: dr. *Adler* Viktor.
Belügyminiszter: dr. *Matuja.*
Pénzügyminiszter: *Steinwender.*
Kereskedelmi miniszter: *Urban.*
Igazságügyminiszter: dr. *Roller.*
Vasuti miniszter: *Jukel.*
Élelmezési miniszter: *Löwenfeld-Russ* osztályfőnök.
Közoktatási miniszter: *Pacher.*
Közmunkaminiszter: *Zerdik.*
Népjóléti miniszter: *Hanus.*
Honvédelmi miniszter: *Mayer* képviselő, százados.
Földmivelési miniszter: *Stöckler.*

Közvetlenül a nemzetgyülés begekesztése után összeült az államtanács és nyomban fogadta a képviselőházban jelentkező küldöttségeket. Elsőnek báró *Kirchbach-Lauterbach* katonai állomásparancsnok jött *Primavesi* ezredessel és a hadseregfőparancsnokság tisztjeivel, köztük *Gleise* német vezérkari őrnagygyal, hogy az államtanács tagjaival megbeszéljék a teendőket. A tanácskozás jó egy óra hosszat tartott.

A keresztényszociális képviselők körében az a terv merült fel, hogy november 4-én, *a császár nevenapján országos tüntetést rendeznek a monarchia fentartása és a dinasztia mellett.* A *Reichspost* mai száma vezércikkben fordul a köztársasági áramlat ellen, az *Arbeiter-Zeitung* pedig egyedül a köztársaság kikiáltásában látja német Ausztria jövőjét.

Trieszből aggasztó hirek jöttek a képviselőházba. Az olasz szocialisták a szabadelvü párttal együtt tegnap este tüntető körmenetet rendeztek a városban *a délszláv aspirációk ellen.* Zavargásra került a sor, az üzleteket feltörték, megrohanták a Narodni Dum házát, a hol a szlovének nagy tömegben várták az olaszokat. A két tábor dorongokkal ment egymásnak, lövések is dördültek el és *a szlovének vezérét agyonlőtték.* Éjszakára helyreállott a nyugalom. Istria és a partvidék több városában is összeütközések voltak a szlovének és az olaszok között. *Capo-d'Istriában* a tömeg meg akarta ostromolni a katonai fegyházat, a melyet katonaság őriz.

A Tőzsde csatlakozása a Nemzeti Tanácshoz

— Az Est tudósitójától —

.. tőzsdetagok már a kora reggeli órákban ellepték a tőzsde egész környékét. Pont negyed tizenkettőkor *két automobil* állt meg a tőzsde előtt, a mely a tőzsde tagjainak egy részét hozta a Nemzeti Tanácstól, a hol előzőleg *bejelentették csatlakozásukat.* A tőzsdetagok katonákkal felvonultak *Somorjai* titkárhoz, a kitől elkérték a főbejáró kulcsait. A kapukat megnyitották és a tömeg beözönlött az előcsarnokba, a hol *Halász* Sándor tartott beszédet. Bejelentette, hogy Károlyi a miniszterelnök, mire viharos éljenzés tört ki. Azután tudomására hozta a tagoknak, hogy a Nemzeti Tanácsnál bejelentették a tőzsde tagjainak csatlakozását és hogy a Nemzeti Tanácsba *Nagy* Andort és *Szecelláry* Györgyöt küldték ki. Azután *Hajdu* József terjesztette elő a határozati javaslatot, hogy a tőzsdetanács, a mely sohasem tartott lépést a korral, ma este hat óráig mondjon le. Elhatározták, hogy a tőzsde vezetését egy

„Az Est" 1918. november 1.

Rombadőlt

a bünök és hazugságok óriási szervezete, a mely több mint négy esztendeje tartotta erőszakos rabságban Magyarországot és martir-népét. A megkinzott nép megrázkódott, elorditotta nagát: *elég volt!* és egyetlen szakitással eltépte a láncokat, a melyek megvasalva tartották.

Eltéptük magunkat Ausztria hullájától: Magyarország kikiáltotta s megvalósitotta függetlenségét. Dühének szele elsöpörte mindazokat, a kik ostoba elbizakodottsággal még tegnap is szembe mertek helyezkedni vele. A katonák, munkások és polgárok egy, megvivhatatlan, táborba egyesültek. Kezükben a legnagyobb kincs: az isteni szabadság. Kossuth Lajos halhatatlan lelke tündököl a tömegek tengere fölött.

Nem fogjuk többé idegen érdekekért, idegen országokért feláldozni a szent magyar vért és életet. Az osztrák rabszolgaságból hazajönnek a magyar katonák, van már hadiereje Magyarországnak, a mely meg fogja védeni a fenyegetett magyar határokat addig is, a mig megkötjük a magyar békét.

A legsürgősebb érdek ma az, hogy a felszabadult nép, szeretett testvéreink nagy családja, őrizze meg, örökre tartsa meg a szabadság kincsét. Éljünk vele, használjuk fel okosan, hogy megalapozhassuk rajta a boldog, gazdag, müvelt, független Magyarországot.

Örüljünk, legyünk mámorosak, de vigyázzunk, hogy be ne mocskoljuk bünnel és vérrel. Az öröm órái után lássunk sürgős teendőinkhez, a katona és a polgár végezze pontosan azt a munkát, a mit a felszabaditott Magyarország reá bizott.

A végső öröm nagy napjától, az igazi nagy ünneptől még messze vagyunk. Előbb még meg kell szabaditani határainkat az ellenség fenyegetésétől, azután jó békét kell kötnünk és igazán csak akkor örülhetünk, akkor érünk csak rá, hogy megüljük a legnagyobb ünnepet: Magyarország felszabaditott népének ünnepét. Addig is egyetlen, nagy táborba tömörülve, komolyan, méltóságosan, tisztességgel dolgozzunk a nagy jövőért, hogy méltók lehessünk azokhoz a szent testvéreinkhez, a kik a mi boldogságunkért és a hazáért feláldozták az életüket!

A magyar nép felszabaditotta magát

Minden hatalom a Nemzeti Tanácskezében

A Nemzeti Tanács a következő kiáltványt bocsátotta ki:

Magyarország népe!

Katonák! Munkások! Polgárok!

Magyarország népe, katonái, munkássága és polgársága kezébe vette Magyarország hatalmát. Megmozdult a nép és ennek a hatalmas megmozdulásnak óriási eredménye lett: Magyarország hatalmasai az egész ország katonai és polgári hatalmát átadták a Magyar Nemzeti Tanácsban szervezett magyar népnek. Magyarország teljes katonai és polgári hatalma a Nemzeti Tanács elnökének, Károlyi Mihálynak a kezében van. Katonai és polgári hatalom felett a magyar népkormány elnöke, Károlyi Mihály rendelkezik.

A Magyar Nemzeti Tanács hatalmas győzelme alkalmával üdvözli Magyarország népét és a magyar demokrácia, a világbéke szent nevében felkéri az ország népét, hogy térjen vissza a munkához. A nagy sztrájk igen rövid idő alatt elérte célját. További munkabeszüntetésre nincs szükség.

Katonák! Térjetek vissza kaszárnyáitokba és ott várjátok be a magyar népkormány utasitásait, mely meg fogja hozni számotokra a jogot és a békét. A Nemzeti Tanács felelős a magyar nemzet tulajdonáért.

Rendzavarástól mindenki tartózkodjék.

A Nemzeti Tanács méltóságos nyugalmat vár Magyarország népétől.

A Nemzeti Tanács.

Felhivás a katonákhoz!

A Magyar Nemzeti és Katonai Tanács felhivja a katonákat, hogy **haladéktalanul jelentkezzenek abban a kaszárnyában,** a melyben október 30-án és 31-én tartózkodtak, mert **az élelmezésük ezekben a kaszárnyákban fog történni.**

A Nemzeti és Katonai Tanács az összes katonák megnyugtatására közli, hogy **a kaszárnyákban** is a tanács oltalma alatt állanak és intézkedés történt, hogy sehol bántódásuk ne legyen.

Minden katona jelentkezzék nyugodtan a kaszárnyájában, a hol az élelmezésükre és beosztásukra vonatkozó további intézkedések megtörténnek.

A Nemzeti és Katonai Tanács a közrend érdekében elvárja minden katonától, hogy a felhivásnak haladéktalanul és feltétlenül engedelmeskedik.

LA CONFÉRENCE DE I

A LA GLOIRE DE L

L'hommage des représentants des nations à M.

L'ordre du jour

M. GEORGES CLEMENCEAU, président du conseil des ministres français, président de la Conférence de la Paix. — *La première question inscrite à l'ordre du jour est la suivante :* responsabilité des auteurs de la guerre.

La deuxième est ainsi conçue : sanction contre les crimes commis pendant la guerre.

La troisième : législation internationale du travail.

Toutes les puissances sont invitées à présenter des mémoires sur ces trois questions.

Tous les peuples représentés ici peuvent exposer des demandes non seulement les concernant, mais encore revêtant un caractère d'ordre général.

Mais nous insistons pour que vous commenciez d'abord par examiner la première question qui concerne la responsabilité des auteurs de la guerre. Je n'ai pas besoin de vous en exposer les raisons : si nous voulons établir le droit dans le monde, nous pouvons dès aujourd'hui, puisque nous avons la victoire, appliquer les sanctions du droit. Nous vous les demanderons contre les auteurs des crimes abominables commis pendant la guerre.

En tête de l'ordre du jour de la prochaine réunion sera inscrite la question relative à la Société des nations.

La Société des nations, elle est ici, elle est en vous ; c'est à vous de la faire vivre.

Le bureau

Il a été ainsi constitué :

Président : M. GEORGES CLEMENCEAU (France) ;

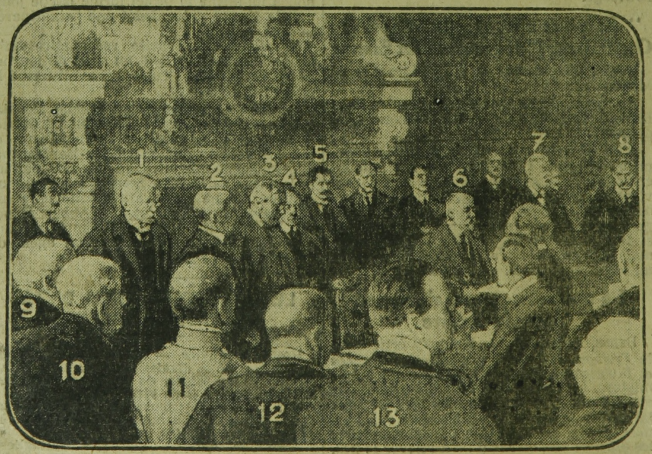
Vice-présidents : Hon. ROBERT LANSING (Amérique), Rt. Hon. DAVID LLOYD GEORGE (empire britannique), M. ORLANDO (Italie), marquis SAIONJI (Japon) ;

Secrétaire général : M. DUTASTA (France) ;

Secrétaires : M. JOSEPH CLARKE GREW (Amérique), sir MAURICE HANKEY (empire britannique), M. P. GAUTHIER (France), comte ALDOVRANDI (Italie), M. SADAO SABURI (Japon) ;

Comité de vérification des pouvoirs : Hon. HENRY WHITE (Amérique), Rt. Hon. ARTHUR BALFOUR (empire britannique), M. JULES CAMBON (France), baron SONNINO (Italie), M. KEISHIRO (Japon) ;

Comité de rédaction : M. JAMES BROWN SCOTT (Amérique), M. HURST (empire britannique), M. FROMAGEOT (France), M. RICCI BUSATI (Italie), M. SHUNICHI NAGOKA (Japon).



1. M. SONNINO ; 2. M. LANSING ; 3. M. WILSON ; 4. M. W. MARTIN ; 5. M. BERTHELOT ; 6. M. POINCARÉ ; 7. M. BALFOUR ; 8. M. BONAR LAW ; 9. M. CLEMENCEAU ; 10. M. PICHON ; 11. Maréchal FOCH ; 12. M. KLOTZ ; 13. M. ANDRÉ TARDIEU. Phot. *Matin.*

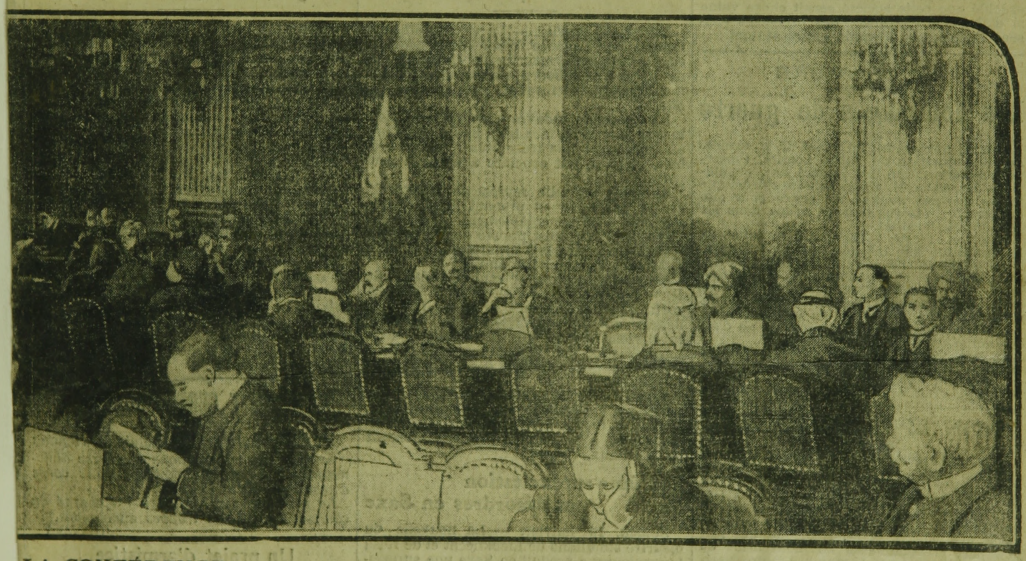
La conférence s'est continuée samedi, aussitôt après le départ de M. Poincaré, par

George de soutenir la candidature que le président Wilson a proposée. Son allocu-



LA SALLE DE

Photographie prise au moment où le traducteur, au milieu de la salle, entre les deux rangées de tables, lit, en anglais, le discou
lui, de gauche à droite, MM. SONNINO, *la tête inclinée ;* DUTASTA, LANSING, *le président* WILSON, *au-dessous de l'horloge ;* M. B
A gauche de la photographie, assis à la table, vus de profil, MM. CLEMENCEAU, PICHON, *le maréchal* FOCH, KLOTZ, TAR



LA CONFÉRENCE

Phot. *Matin.*

de M. POINCARÉ. *Le président de la République, assis au fauteuil présidentiel (a droite de l'horloge), suit dans le texte. Derrière*
ERTHELOT *et, plus à droite de la cheminée,* M. LLOYD GEORGE, *assis.*
DIEU, CAMBON. *Au milieu de la salle, assis en avant du traducteur,* M. PACHITCH. *A droite, devant la grande fenêtre, l'émir* FEYSAL.

Frankreichs versichert und den Widerstand Italiens zu besänftigen gewußt. Die serbischen Gebietsansprüche werden auf Kosten Bulgariens befriedigt, die Dobrudscha fällt an Rumänien. (U. T.-K.-B.)

Amsterdam, 1. August.

Nach einem in englischen Blättern veröffentlichten Telegramm des Reuter-Bureaus hat man in amtlichen britischen Kreisen verläßlich Berichte aus Sophia erhalten, die ein sehr ernstes Bild von der inneren Lage Bulgariens geben. (U. T.-K.-B.)

Erneuerung des Finanzabkommens der Alliierten.

Paris, 31. Juli.

(Funkspruch.) Tittoni verhandelte gestern mit Hoover über die Erneuerung des finanziellen und wirtschaftlichen Abkommens unter den Alliierten, wie es während des Krieges bestand. (U. T.-K.-B.)

Möglichkeit eines japanisch-amerikanischen Krieges.

(Telegramm des Pester Lloyd.)

Kopenhagen, 1. August.

New York Herald schreibt, daß in den Vereinigten Staaten wegen der Enthüllungen über den geplanten deutsch-japanischen Geheimvertrag ungeheure Erregung herrsche. Amerika sei entschlossen, nicht zuzugeben, daß Japan durch den Friedensvertrag übermäßige Bereicherung erfahre. Da anzunehmen sei, daß Japan in der Schantungfrage nicht freiwillig nachgeben werde, müsse mit der Möglichkeit eines japanisch-amerikanischen Krieges gerechnet werden.

Wilson noch immer bettlägerig.

(Telegramm des Pester Lloyd.)

Rotterdam, 1. August.

Aus Washington wird gemeldet: Präsident Wilson ist noch immer genötigt, das Bett zu hüten. Sein Zustand erregt keine Besorgnis, doch habe er starke Schmerzen.

Die Geldnot Italiens.

(Telegramm des Pester Lloyd.)

Genf, 1. August.

Secolo konstatiert, daß Italien seit der Unterzeichnung des Waffenstillstandes bereits zehn Milliarden Lire ausgegeben hat. Die lange Dauer der Friedensverhandlungen lege also Italien, da es nicht abrüsten konnte, ungeheure Opfer auf; je länger man den endgültigen Friedensschluß verschiebe, desto schwieriger werde die Erledigung der schwebenden Fragen.

Deutschland.

Die Enthüllungen über die Vereitlung der Friedensbemühungen.

(Telegramm des Pester Lloyd.)

Zürich, 1. August.

Die französischen Blätter stellen fest, daß man in Paris und London nicht erst durch den von Erzberger enthüllten Bericht Czernins erfahren hat, wie es in der Monarchie ausgesehen habe. Abgesehen von den berufsmäßigen Spinnen hat hiebei ein Journalist, P., der zwischen Wien und Moskau, und später zwischen Wien und Paris hin- und herreiste, den Alliierten gute Dienste geleistet. P. habe im Aus-

Die Republik Deutschösterreich.

Die Demarkationslinie in Kärnten.

Laibach, 31. Juli.

Das Laibacher Korrespondenzbureau veröffentlicht folgende amtliche Mitteilung aus Klagenfurt: Die Verhandlungen, die auf Grund der Entschließung des interalliierten obersten Kriegsrates in Paris im Monat Juli zwischen der interalliierten Waffenstillstandskommission in Klagenfurt und den militärischen Vertretern des Königreichs S. H. S. einerseits, zwischen der Ententekommission und den militärischen Vertretern Deutschösterreichs andererseits stattfanden, führten zur Festsetzung folgender Demarkationslinie zwischen den deutschösterreichischen Truppen und den Truppen des Königreichs S. H. S.:

Maßestig (1817 Meter), Polsena (666 Meter), schließlich bis zur Drau gegenüber dem Gottestag und bis ein Kilometer östlich von Rojeg—Wörthersee, südlich von Velden — Mitte des Sees — Glanfurt—Glan—Gurk bis etwa ein Kilometer südlich von St. Johann, dann die politische Grenze der Bezirkshauptmannschaft Völkermarkt über dem Sperrkogel bis Kaiperstein, sodann nördlich des Dorfes Hart, dann westlich der Bahnlinie bis östlich von Pleistätten und südlich von der Kirche St. Magdalena bis zum Hühnerkogel.

Auf Grund dieses Einvernehmens werden die Truppen des Königreiches S. H. S. im Abschnitte östlich vom Wörthersee auf die oben erwähnte Demarkationslinie zurückgezogen, im Abschnitt südöstlich von diesem See aber beziehen sie ihre neuen Stellungen. Die Bewegungen werden am 31. Juli durchgeführt sein. (U. T.-K.-B.)

Grenzschutz durch italienische Truppen.

Wien, 1. August.

Die Blätter erfahren aus parlamentarischen Kreisen, daß italienische Truppen an der deutschösterreichisch-ungarischen Grenze stehen. In den Gegenden längs der Leitha wurden italienische Bersaglieri als Posten aufgestellt. Die Zivilbevölkerung mußte die Ortschaften der Gegend räumen, da eine ganze italienische Division zur Bewachung der Grenze beordert wurde. Italienische Posten besetzten die Brücke von Waltersdorf nach Wimpassing. (U. T.-K.-B.)

Südslawisches.

Serbengreuel in Montenegro.

(Telegramm des Pester Lloyd.)

Lugano, 1. August.

Die Stampa entwirft ein erschütterndes Bild von den Zuständen in Montenegro, wo die Bevölkerung von den stammesverwandten Serben in großen Scharen massakriert, die Frauen geschändet und die Dörfer zerstört werden. Wenn unsere Vorfahren noch lebten, erklärte man dem Vertreter der Stampa, so würden sie die Türken, unsere einstigen Erbfeinde, herbeisehnen, gleichwie unsere Witwen und Töchter sich unter dem Terror der Serben nach dem geradezu milden Regime der Oesterreicher und Deutschen zurücksehnen. Montenegro ist vollständig entkräftet und seine nach Frankreich geflohenen Söhne werden als unwillkommene Gäste behandelt und ausgewiesen. Das von den Serben unterjochte Land wird stets ein Herd der Revolution und einer furchtbaren Vendetta gegen den serbischen Brudermörder sein.

LE "MATIN" EN POLOGNE

UN GOUVERNEMENT NATIONAL

Il obtient l'appui des masses, qui ont placé en lui leur confiance entière

[DE NOTRE ENVOYÉ SPÉCIAL]

CRACOVIE, 17 janvier. — *Par dépêche.* — Un fait surprenant, c'est la rapidité avec laquelle les nouveaux Etats établis sur les ruines de l'Autriche-Hongrie se sont constitués et, pour ainsi dire, cristallisés. Nés d'hier, ils ont aujourd'hui des frontières définies, des fonctionnaires, des douanes. Il y a trois mois encore, lorsque vous alliez de Prague à Cracovie, vous faisiez un petit voyage intérieur en Autriche. Maintenant, d'Autriche il n'est plus question, et c'est deux pays nouveaux, la Bohême et la Pologne, ayant chacun leur administration propre, que vous parcourez. C'est à Bogumin (Oderberg) que se trouve la frontière tchéco-polonaise. Brusquement aussi, l'aspect des gares change. Vous entendez parler polonais, vous voyez des uniformes différents.

Mon entrée en Pologne s'est faite sous d'heureux auspices. Tout le monde sait déjà la grande et heureuse nouvelle ; le cabinet Moraczewski est démissionnaire ; le général Pilsudski a chargé Paderewski de constituer un ministère. Dans le train et à la gare de Cracovie, les gens s'arrachent les journaux. Ce sont de toutes parts des exclamations joyeuses. Et cette joie n'est pas seulement manifestée par la foule ; tous les hommes politiques de la Galicie la partagent, comme j'ai pu m'en rendre compte rapidement. Au siège de la commission de liquidation qui administre encore provisoirement l'ancienne Pologne autrichienne, M. Vladimir Tetmajer me dit :

— Eh bien ! je pense maintenant que notre armée de France va nous être envoyée rapidement, car nous avons enfin un gouvernement national.

La venue de l'armée de France est, semble-t-il, la principale préoccupation des hommes d'ici.

— L'armée rouge avance, me dit M. Tetmajer. Hier elle est entrée à Bialystok. Nous courons un danger très grave, et nos soldats de France peuvent sauver notre pays. Mais maintenant, je suis sûr que tout va s'arranger, car nous avons un gouvernement qui collaborera étroitement avec le comité national de Paris et qui, par conséquent, aura toute la confiance des alliés. Nous aurons donc des munitions et des armes ; nous pourrons nous défendre. L'armée de Trotzky n'a qu'à bien se tenir.

— Croyez-vous que le nouveau gouvernement obtiendra l'adhésion unanime des masses ?

— Oui, car c'est un gouvernement sans couleur politique, un gouvernement d'honnêtes gens. Il sera appuyé même par les socialistes, qui comprennent que le moment n'est pas à des expériences risquées. Vous allez à Varsovie ; vous pourrez donc vous rendre compte quel est l'état des esprits dans l'ancienne Pologne russe. Quant à moi, je puis vous parler en connaissance de cause de la Galicie, et je vous affirme que la nouvelle de ce matin a été accueillie ici par les petits et par les grands avec un enthousiasme indicible. La décision prise par Pilsudski le rend plus grand à nos yeux. Lui-même, socialiste militant et acharné, il n'a pas hésité à faire appel à un bourgeois, car l'intérêt général le commandait. Cet esprit d'union, ce renoncement aux passions politiques personnelles est, au seuil de notre existence indépendante, un bien heureux présage.

Derniers échos de la conférence de Trèves

Les récriminations d'Erzberger

AMSTERDAM, 16 janvier. — On mande de Berlin :

Les négociations pour la prolongation de l'armistice qui ont eu lieu, hier matin, à Trèves, se sont poursuivies dans le wagon-salon du maréchal Foch. La séance s'est ouverte par un discours d'Erzberger qui a déclaré que le peuple désire la paix, mais que les gouvernements alliés ne partagent pas ce désir.

— Le peuple allemand, a-t-il dit, a exécuté les conditions de l'armistice dans les limites du possible. Nos ennemis ont été presque entièrement responsables des cas particuliers de non-exécution : il en est spécialement ainsi de la livraison du matériel de transport. Au 5 janvier, les alliés ont pris livraison de 1.821 locomotives et de 63.304 wagons, alors que 4.907 locomotives et 105.523 wagons leur avaient été offerts.

» Toutes les mesures prises par les gouvernements alliés en Alsace et en Lorraine prouvent que la France vise à anticiper sur la décision de la conférence de la paix et à annexer l'Alsace et la Lorraine sans égard au droit de libre détermination des peuples.»

Le roi des Belges en Allemagne occupé

BRUXELLES, 17 janvier. — Le roi des Belges est arrivé le 16 janvier à Munchen-Gladbach. Il a été reçu par le général Michel, commandant l'armée d'occupation.

Le roi est parti en automobile pour visiter la quatrième zone. Il s'est rendu notamment à Obercassel et au pont de Dusseldorf.

UNE CONFÉRENCE DE M. MILLERAND A VERSAILLES

Les leçons de la guerre

M. Millerand, ancien ministre de la guerre, a fait hier après-midi, à Versailles, une conférence sur les « Leçons de la guerre ».

L'orateur a particulièrement développé la question de la réforme de nos institutions politiques. Il a montré en premier lieu la nécessité d'accorder aux femmes le droit de vote. Puis, après avoir parlé de la réforme électorale, il a préconisé une union étroite entre le capital et le travail.

M. Bertin, président de la Ligue française, présidait cette conférence.

Le prince héritier de Serbie ajourne son voyage à Paris

BELGRADE, 16 janvier. — Des considérations d'ordre politique ont décidé le prince héritier à ajourner pour quelques jours son voyage à Paris.

un discours de M. Clemenceau qui a pris la direction de la séance.

— Messieurs, dit-il, je ne suis à cette place que comme président provisoire. L'ordre du jour appelle la nomination d'un président définitif ; je mets cette nomination aux voix et s'il y a lieu en discussion.

Le président des Etats-Unis se lève alors. Dans une superbe improvisation, en termes aussi flatteurs pour la France que pour M. Clemenceau, M. Wilson propose la nomination du président du conseil français comme président définitif de la conférence.

Je ne veux pas seulement, déclare M. Wilson, rendre hommage à la République française en proposant la nomination de M. Georges Clemenceau comme président, je tiens aussi à rendre hommage à l'homme.

Paris, l'ancienne et illustre capitale de la France, est le centre du monde. La réunion actuelle est l'aboutissement de l'histoire diplomatique de l'univers. Elle signifie la fin de la guerre terrible qui menaçait de mort la civilisation. C'est avec un sentiment délicieux que nous nous réunissons après tant d'angoisse, dans cette splendide cité.

Mais l'homme que j'ai nommé mérite, lui aussi, toute notre admiration. La puissance de sa direction nous était connue et aussi son prestige. Ceux qui ont travaillé avec lui ces derniers jours éprouvent pour lui une véritable affection. Ce n'est donc pas seulement au président du conseil de la République française, c'est à M. Clemenceau que je vous propose d'attribuer la présidence de cette assemblée.

M. Clemenceau a visiblement été ému de l'hommage significatif rendu à sa personne par M. Wilson.

C'est maintenant au tour de M. Lloyd

tion est d'un caractère tout différent. Mais l'hommage qu'il rend à M. Clemenceau n'est pas moins décisif :

C'est un hommage à l'homme, que nous voulons rendre.

Je suis tenté de croire à la légende de l'éternelle jeunesse de M. Clemenceau. Il est, non pas le grand vieillard, mais le grand jeune homme de la France. Et quand il m'est arrivé de discuter avec lui, nous avons affirmé nos opinions avec la franchise de deux Celtes !...

Dans nos conférences, grâce à M. Clemenceau, il n'y aura pas eu de temps perdu. Il ne souffrira pas, ailleurs, de retards inutiles. Il est un des plus grands orateurs vivants. Mais il sait que la plus haute éloquence est celle qui fait avancer les affaires.

Et puis, dans les jours mauvais, il a montré un courage indomptable. Aucun homme n'a, plus que lui, contribué à surmonter les terribles difficultés que nous avons connues.

Lorsqu'il a fini, M Clemenceau se lève vivement comme s'il avait hâte de mettre un terme à des éloges qui gênent sa modestie. Mais il est interrompu par M. Sonnino, qui tient à s'associer à la proposition faite au nom des Etats-Unis et de la Grande-Bretagne.

Messieurs, dit-il, au nom de la délégation italienne, je m'associe cordialement à la proposition de M. le président Wilson appuyée par M. Lloyd George et je vous demande de porter à la présidence de la conférence de la paix M. Clemenceau, heureux de pouvoir dans cette circonstance rendre un témoignage de sympathie et d'admiration à la France et à l'éminent homme d'Etat qui est à la tête de son gouvernement.

LA PAIX

A FRANCE

Georges Clemenceau

M. Clemenceau. — *Mon devoir, messieurs, est de mettre aux voix la proposition de M. le président Wilson, appuyée par M. Lloyd George et par M. le baron Sonnino. Je mets aux voix, en conséquence, cette proposition qui tend à nommer M. Clemenceau président de la conférence de la paix.*

Que ceux qui sont d'avis de l'adopter veuillent bien lever la main.

Toutes les mains se lèvent.

M. Clemenceau prend possession officiellement de la présidence.

Il prononce alors une allocution où il commence par remercier MM. Wilson et Lloyd George du témoignage d'amitié qu'ils viennent de lui donner. Puis il poursuit :

Plus grande a été la catastrophe sanglante qui a dévasté et ruiné l'une des plus riches parties de la France, plus large et plus belle doit être la réparation, non seulement la réparation des faits, la réparation vulgaire, si j'ose dire, qui nous est due à tous, mais la réparation plus noble et plus haute que nous allons tâcher de faire pour que les peuples puissent enfin échapper à cette étreinte fatale qui, amassant les ruines et les douleurs, terrorise les populations et ne leur permet pas de s'abandonner librement au travail, par crainte des ennemis qui peuvent surgir du jour au lendemain. C'est une grande et noble ambition qui nous est venue à tous : il faut souhaiter que le succès couronne nos efforts. Il ne pourra en être ainsi que si nous avons des idées bien fixes et bien déterminées. Je l'ai dit à la Chambre des députés, il y a quelques jours, je tiens à le redire ici : le succès n'est possible que si nous restons tous fermement unis. Nous sommes venus amis, nous devons franchir cette porte frères. Telle est la première pensée que je tiens à exprimer.

Voilà, messieurs, ce que j'avais à vous dire.

Je suis touché au delà de toute expression du témoignage de confiance et d'amitié que vous voulez bien me donner.

Le programme de cette conférence a été établi par M. le président Wilson ; ce n'est plus la paix de territoires plus ou moins vastes que nous avons à faire, ce n'est plus la paix des continents, c'est celle des peuples. Ce programme se suffit à lui-même, il n'y a plus de parole superflue à ajouter, messieurs, tâchons de faire vite et bien.

Je dépose sur le bureau le règlement de la conférence, qui vous sera distribué.

J'aborde maintenant la dernière partie de l'ordre du jour.

La première question inscrite à cet ordre du jour est la suivante : responsabilité des auteurs de la guerre.

La deuxième est ainsi conçue : sanction contre les crimes commis pendant la guerre.

La troisième : législation internationale du travail.

Toutes les puissances sont invitées à présenter des mémoires sur ces trois questions.

Les puissances à intérêt limité sont priées également de remettre des mémoires sur les questions de tout ordre, territorial, financier, économique, qui les intéressent particulièrement. Ces mémoires seront adressés au secrétariat général de la conférence. Vous voudrez bien les présenter dans le plus bref délai.

Sur ces mémoires nous ferons un travail d'ensemble que nous vous soumettrons. Vous pouvez traiter la troisième question même au point de vue de l'organisation du travail. C'est un champ très vaste.

beste und frequentierteste Linie war und auf derselben täglich pro und kontra sechs Schnellzugspaare und ein Expresszug verkehrten, die die 250 Kilometer in vier bis viereinhalb Stunden zurücklegten.

Eine Zeitlang verkehrten zwischen Budapest und Wien überhaupt keine regelmässigen Züge, auch war es ausserordentlich schwer die Erlaubnis zum Verlassen seines Wohnortes zu erlangen. Auf den sonstigen Haupt-und Nebenlinien war der Zugsverkehr nur sporadisch und zahlreiche Nebenlinien waren überhaupt eingestellt.

Hunderttausende Soldaten, ganz oder teilweise ausgerüstet mit Gewehren und scharfer Munition, strömten in regelloser Flucht in das Hinterland. Sie sahen weniger Soldaten ähnlich, als undisziplinierten Räuberbanden. Durch Hunger und Entbehrungen im Schützengraben fast auf ein tierisches Niveau gesunken, raubten und plünderten sie unterwegs und hatten nur den Wunsch ehestens in ihren Heimatsort zu gelangen, was jedoch nicht so leicht war.

Ende Oktober 1918 hielt ich mich in Budapest auf. Nach Ausbruch der Revolution, am 1.November, rückten die Serben in der Baranya ein und besetzten die südliche Baranya und die Stadt Pécs bis zum Mecsekgebirge, auf dessen Kamm sich die sogenannte Demarkationslinie befand. Ich trachtete raschest nach Villány zu kommen, um mit meinem Bruder, von dem ich dann später abgeschnitten war, über die zu ergreifenden Massnahmen zu beraten und zu retten, was zu retten war.

Als ich am 1.November zwecks Abreise auf den Zentralbahnhof in Budapest kam, bot sich mir ein grauenhaftes Bild. Zwischen und auf den Schienen, in-und ausserhalb der Bahnhofshalle lagerten zehntausende verwilderte und herabgekommene Soldaten, die jede abgehende Zugsgarnitur stürmten, die Fensterscheiben einbrachen, sich zu hunderten auf die Waggondächer setzten, an die Stiegen anklammerten und den Lokomotivführer mit vorgehaltenem Revolver zwangen irgendwohin zu fahren. Etwa 24 Stunden dauerte die ansonst vierstündige Reise

nach Pécs und kurz vor unserer Ankunft wurden die ersten serbischen Truppen, welche die Stadt besetzten, auswaggoniert.

Ich besprach das Notwendigste mit meinem Bruder und trachtete raschestens nach Budapest zurückzukommen, denn es hiess, dass schon am nächsten Tage die Verbindungen zwischen Ungarn und den durch die Serben besetzten Teilen des Landes unterbrochen sein wird. Pécs und Villány waren auch tatsächlich 1 1/2 Jahre unter serbischer Herrschaft und auf normalem Wege hinzukommen war fast unmöglich. Die Züge verkehrten nur bis Dombovár und von dort aus, musste man, um von keiner serbischen Patrouille erwischt zu werden, auf Schleichwegen bei Nacht und Nebel über den Mecsek wandern. Tatsächlich sah ich auch meinen Bruder bis zum Sommer 1920 nicht wieder.

In Budapest nahm die Revolution ihren unheilvollen Fortgang. Nach der Károlyi-Revolution traurigen Angedenkens, welche das Land fast dem vollkommenen Ruin preisgab, kam die Bolschewikenherrschaft von Kun Béla, die von März bis August 1919 dauerte, wodann auf Befehl der Entente die Rumänen Budapest besetzten und Alles was Krieg und Revolution noch übriggelassen hatten, mit sich schleppten.

Im Jahre 1918 wohnte ich mit meiner Frau in einem eigens dazu eingerichteten Zimmer in unserer Fabrik in Budapest, Vaczi u.22. Man traute sich in diesen Wintertagen nach Einbruch der Dunkelheit kaum auf die Strassen. Diese waren fast unbeleuchtet, zweifelhafte Gesellen und sogenannte Militärpatrouillen durchzogen die Stadt. Jeden Moment wurde man angehalten und um seine Ausweispapiere befragt. Mord, Totschlag und Raub waren an der Tagesordnung. Die entsetzlichen Friedensbedingungen und die Ungewissheit betreffs der Zukunft lasteten auch auf den mutigsten Menschen wie ein Alpdruck. Keiner wusste, was der nächste Tag bringen wird. Man hörte von kommunistischen Ver-

sammlungen, die Propaganda der Kommunisten nahm immer heftigere Formen an und die eigentliche Macht hatte bereits Béla Kun, der Beauftragte Lenins.

Es war nur mehr eine Frage von Wochen, wann die Kommunisten die Macht ergreifen werden. Ein reguläres Heer war nicht mehr vorhanden, denn der im vorigen Kapitel erwähnte Oberst Lindner, eine der traurigsten Gestalten der Károlyi-Revolution tat seinen berühmten Ausspruch in einer öffentlichen Versammlung: "Ich will keine Soldaten mehr sehen". Mehr brauchten selbstredend die wenigen unter den Fahnen gebliebenen Truppen nicht. Die Soldaten gingen nach Hause und das Land war schutzlos den neuorganisierten Heeren der Sukzessionsstaaten und der inneren Revolution preisgegeben.

Am 20.März 1919 übergab der Phantast Graf Károlyi die Macht an Béla Kun und der furchtbarste Zeitabschnitt, den Ungarn je mitgemacht hat, brach heran. Die Geschichte der fünf Monate andauernden Bolschewikenherrschaft Ungarns ist in so zahlreichen Publikationen ausführlich beschrieben, dass ich es nicht für notwendig halte, auf dieselbe näher einzugehen. Es wurde alles kommunisiert, jeder,der etwas besass, seines Besitzes beraubt. Bargeld,Schmucksachen etc. mussten gegen Todesstrafe abgeliefert werden und es gab auch keine Lebensmittel. Die Geschäfte waren vollkommen leer und für das sogenannte „weisse Geld", welches die Kommunisten drucken liessen, wollte niemand etwas verkaufen. Das blaue Geld (die alten Kronennoten) hatten noch Wert, doch war man ebenfalls gegen Todesstrafe verpflichtet, das weisse Geld der Kommunisten als vollgültiges Geld anzunehmen. Selbstredend wehrte sich ein jeder gegen diese Expropriierung so gut als er konnte.

Wie bereits erwähnt, wohnte ich mit meiner Frau in der

Váczi-ut. in einem einfachen Zimmer, welches an die Büroräume anstiess und ich hatte selbstredend auch die Kassaschlüssel bei mir. Als ich nun am Abend des 20.März erfuhr, dass Béla Kun am nächsten Tage die Macht ergreifen wird, räumte ich die Kassa schnell aus, versteckte Bargeld und Preziosen, sodass am Morgen als der kommunistische Beauftragte erschien um die Kassa zu beschlagnahmen, sich in derselben nur mehr einige hundert Kronen befanden. Die entsprechenden falschen Buchungen in der Kassa habe ich noch in der Nacht vorgenommen. Die Kassaschlüssel wurden einem unserer alten Arbeiter als kommunistischem Beauftragten übergeben, dieser war jedoch kein Kommunist, sondern hielt treu und anhänglich zu uns. Ich konnte von ihm die Kassaschlüssel haben, wann ich wollte. Dies hatte nämlich folgende Bewandtnis: Mehl und insbesondere Salz waren damals die begehrtesten Artikel und wurden ebenfalls von den Kommunisten beschlagnahmt. Nun hatte ich knapp vor Ausbruch des Kommunismus 100 Kilo Mehl und 30 Kilo Salz gekauft. Unsere grosse eiserne Panzerkassa eignete sich vorzüglich zur Verwahrung dieser "Wertgegenstände" und wenn ich Mehl oder Salz brauchte, verlangte ich immer den Kassaschlüssel von dem kommunistischen Beauftragten unter dem Vorwand, dass ich etwas in den Büchern nachsehen will; So litten wir keinen Hunger, denn insbesonders für Salz konnte man jeden Artikel haben. Auch hatte ich mir (hauptsächlich zur Auszahlung der Löhne und Gehälter unserer etwa 20 Beamten und über 100 Arbeiter) eine beträchtliche Summe baren Geldes, alte "blaue Noten" gesammelt, die ich in der Nacht vor Ausbruch des Kommunismus der Kassa entnahm. Da nun alles strengstens auf blaues Geld durchsucht wurde, kam ich auf folgende Idee.

Neben dem Chefzimmer befand sich der grosse Büroraum, wo auf Regalen tausende von Kundendossiers aufgestapelt waren. In

I. évfolyam, 38. szám

Világ proletárjai egyesüljetek!

Budapest, 1919 március 22

VÖRÖS UJSÁG

KOMMUNISTA LAP

Szerkesztőség: Budapest, Visegrádi-utca 15 (félemelet)

Ára 20 fillér

Kiadóhivatal: Budapest, Visegrádi-utca 15 (félemelet)

Vasárnap délután 3 órakor a Magyarországi Szocialista Párt az Országház-téren nagy nyilvános gyülést tart.

Forradalmi proletár-kormányunk van, forradalmi proletár rend legyen.

A kisajátitás a proletárkormány feladata, egyéni kisajátitásnak proletárállamban nincs helye.

Éljen a forradalmi proletáriátus hatalma!

Éljen a proletárdiktatura!

Proletárok!

Nem a szavak, a tettek ideje következett el. Magyarország proletariátusa kezébe vette sorsának intézését. Ez a forradalmi cselekedete meghozta a proletáregységet, nemcsak Magyarországra vonatkozóan, de nemzetközileg is. A politikai hatalom megragadásával belekapcsolódott a magyar proletáriátus a világforradalom előhadába. Győz a nemzetközi forradalom. A magyar proletariátus megkezdte történelmi hivatásának teljesítését. Az ő küzdelmeire szegeződik e pillanattól kezdve teljes szolidaritással az egész Balkán és a volt osztrák-magyar monarchia romjain alakult burzsoáköztársaságok minden proletárjainak a szeme.

Magyarország ma a proletáriátusé lett. A politikai hatalom kézbevételével éppugy a nemzetközi proletariátus szent földje, mint a Szovjet-Oroszország. A mával megkezdjük a kapitalizmus kizsákmányoló rendjének kisajátitását, a mával megszakit minden együttmüködést Magyarország proletariátusa teljes egészében a burzsoáziával.

Kézbe veszi a hatalmat, lefegyverzi a burzsoáziát és a felfegyverzett proletárságot állitja őrül a szociálismust teremtő forradalom mellé. A munkások, katonák és földmives szegények tanácsaiban, a tanácsköztársaság minden szervezetében igazi önkormányzathoz jut a dolgozó tömeg, menten a burzsoáállam bürokráciájának átkos terhétől.

A föld, a gyár, a bánya minden a dolgozóké. Bontakozik az uj rend, amikor csak az eszik, aki dolgozik.

Ez volt az alap, amit hirdettünk, terjesztettünk minden akadályon keresztül s amelyre ráállott ma egyöntetüen Budapest egész proletáriátusa kivétel nélkül. Ez teremtette meg a szervezett egységet is s mától kezdve minden forradalmi proletár egy csatasorban küzd a szocializmusért, a kommunizmusért.

De ez, az az időpont is, amikor aki nincs velünk, az ellenünk van. És jaj annak, aki a proletariátus uralma ellen fölemeli a kezét. Szabadság csak arra van mától kezdve, hogy a kizsákmányolást rombolhassuk és a kommunizmus termelő és társadalmi rendjét kiépithessük. Aki a kizsákmányolást akarja megőrizni, aki a kapitalizmust akarja visszacsinálni, annak a számára a proletárok földjén nem terem szabadság.

Ez a proletariátus forradalmi diktaturája és jaj annak, ezerszer jaj annak, aki ellene kezét fölemeli! Akárki legyen is az, külső vagy belső ellenség, egyaránt pusztul az utból, mert a proletariátus most veszíti el láncait és felszabadult fegyveres kezeivel pokolra küldi ellenségeit.

Nem állunk egyedül, mellettünk a Szovjet-Oroszország, mellettünk az egész világ proletariátusa, melyet a szükségszerüség törvénye hajt a forradalomba.

Éljen a nemzetközi szociális forradalom! Éljen a proletárdiktatura! Éljen a munkások, katonák és földmives szegények tanácsainak köztársasága!

Mindenkihez!

Magyarország proletársága a mai nappal a maga kezébe vesz minden hatalmat.

A polgári világ teljes összeomlása, a koalicios kormányzás csődje kényszeriti rá Magyarország munkásságát és parasztságát erre a döntő lépésre. A kapitalista termelés összeomlott, a munkásság nem hajlandó többé a nagytőkések és nagybirtokosok igájába hajtani a fejét. *Az országot az összeomlás anarchiájától csak a szocializmus, a kommunizmus megteremtése mentheti meg.*

Ugyanakkor külpolitikailag is teljes katasztrófa előtt áll a magyar forradalom. A párisi békekonferencia ugy döntött, hogy Magyarországnak csaknem egész területét katonailag megszállja, a megszállás vonalait végleges politikai határnak tekinti és ezzel *a forradalmi Magyarországnak élelmezését és szénellátását végképpen lehetetlenné teszi.*

Ebben a helyzetben egyetlen eszköze maradt a magyar forradalomnak a maga megmentésére: a proletárság diktaturája, *a munkások és földmüves-szegények uralma.*

A proletárság diktaturájának döntő alapföltétele a proletárság teljes egysége. Éppen ezért a történelmi szükség parancsára teljes *egyesülését* mondotta ki a Magyarországi Szociáldemokrata Párt és a Kommunisták Magyarországi Pártja.

E két párt helyett *egyetlen proletárpárt* fogadja magába ezután az ország minden dolgozó férfiát és asszonyát: *a Magyarországi Szocialista Párt.*

A kormányhatalmat e párt megbizásából *Forradalmi Kormányzótanács* veszi át. E tanács kötelessége lesz a *Munkás-, Paraszt- és Katonatanácsok* országos kiépitése. A törvényhozói, végrehajtói és biráskodó hatalmat a Munkás-, Paraszt- és Katonatanácsok diktaturája gyakorolja.

Magyarország Tanácsköztársasággá alakul. A forradalmi kormányzótanács haladéktalanul megkezdi a nagy alkotások sorozatát a szocializmus, a kommunizmus előkészitésére és megvalósitására.

Kimondja *a nagybirtokok, a*

der Nacht nahm ich zwei Dossiers herunter und zwar von Kunden, die schon seit vielen Jahren nicht mehr von uns bezogen hatten, deren Dossiers demzufolge sicher nicht gebraucht wurden und versteckte die Tausend-und Hundertkronennoten zwischen den Blättern dieser Dossiers. Dannlegte ich die Dossiers wieder auf ihren Platz. Ebenso wie in anderen Betrieben wurde auch bei uns tatsächlich alles bis in den letzten Winkel durchsucht, eskam jedoch niemand auf die Idee, dass in einzelnen der Dossiers Hundert-und Tausendkronennoten versteckt sind. Wenn ich dann Geld für uns und unsere Beamten brauchte, nahm ich mir in der Nacht die betreffenden Dossiers herunter und entnahm denselben soviel als ich brauchte. So hatte ich immer Geld und weder wir, noch unsere Beamten darbten. Für das sogenannte weisse Geld der Kommunisten, welches nur auf einer Seite bedruckt und auf der anderen Seite weiss war, weil die Kommunisten die Druckplatten für die zweite Seite nicht besassen, erhielt man ausser den rationierten Lebensmitteln fast nichts.

Bald nach Ausbruch der Kommunistenherrschaft begann die grosse Flucht aus Ungarn nach Wien, wo bereits bedeutend bessere Verhältnisse herrschten und die sozialdemokratische Regierung mit Hilfe des inzwischen verstorbenen Bundeskanzlers und damaligen Polizeipräsidenten Schober die Ordnung aufrechterhielt. Bemerken möchte ich, dass zu jener Zeit ein Bourgeois, also jeder, welcher nicht der kommunistischen Partei angehörte, nur mit den grössten Schwierigkeiten oder überhaupt nicht die Erlaubnis erhalten konnte ins Ausland zu fahren.

Leute, die ohne Pass ins Ausland flüchteten, fuhren daher mit irgendeinem Vehikel bis zur Grenze und da die Grenze durch die kommunistischen Soldaten nicht besonders scharf bewacht war, konnte man sich in der Nacht mit Hilfe entsprechend bezahlter

Führer unschwer über die Grenze schmuggeln. Tausenden, insbesonders jenen, die von den Kommunisten verfolgt wurden, gelang es sich auf diese Weise nach Österreich zu retten.

Als nun die Kommunistenherrschaft schon mehr als zwei Monate dauerte, beschloss ich mit meiner Familie in die Schweiz zu fahren. Mit sehr viel Frechheit und etwas Geld, sowie unter Nachweis meines Wohnsitzes in Wien, gelang es mir Pässe für unsere Ausreise zu erhalten. Anfangs Juni fuhr ich voraus und meine Familie folgte mir in einem sogenannten Auswandererzug nach. Die Beschreibung dieser Reise von Budapest nach Wien wärehnd der Kommunistenherrschaft würde ein Kapitel für sich beanspruchen. Der Zug fuhr 24 Stunden von Budapest nach Wien und wurde auf der Strecke von den Tschechen beschossen. Bei jeder Station wurde man dreimal visitiert, auf Herz und Nieren geprüft und in der unglaublichsten Weise schikaniert.

Nichtsdestoweniger gelang es mir und meiner Frau unser gesamtes Bargeld, das allerdings nicht sehr viel war und die Schmucksachen hinüberzuretten. Man wurde zwar auf der Grenze beinahe splitternackt ausgezogen, jedes Kleidungsstück durchtastet und jedes einzelne Gepäckstück bis auf den Grund durchsucht. Trotzdem fand man bei uns nichts, denn die Not macht erfinderisch. Da meine Frau mit zwei kleinen Kindern reiste (Babi war damals drei Jahre, mein Sohn 4 ½ Jahre alt), war es selbstverständlich, dass sie Kissen für die Nacht mitnahm. In diesen Kissen wurde alles Wertvolle versteckt. Allerdings hatten wir selbst es dann schwer, die in den Kissen versteckten Preziosen zu finden. Die Kommunisten beschlagnahmten und öffneten auch sämtliche Banksafes und schikanierten die Bürgerlichen bis aufs Blut.

Kommunistische Patrouillen durchstreiften bei Nacht die Strassen, drangen in die Wohnungen ein und schleppten die männli-

A proletárság diktatúrája

Amiért küzdtünk, üldözést és gyalázást szenvedtünk el, ime, valósággá vált: *a politikai hatalom a proletárság kezébe került.* A mai naptól kezdve Magyarország a proletárság diktatúrája alatt áll. Már a kifejezés maga is elárulja: nem holmi általános szabadságideálok megvalósításáról van jelenleg szó, hanem arról, hogy a proletárság hatalmi eszközökre tett szert és ezeket kérlelhetetlenül föl fogjuk használni céljai elérésére.

Elsősorban meg fogja szüntetni az eddigi államhatalmat, hogy azt ujjal helyettesitse. A bürokráciának, mely önmagát és az uralkodó osztály érdekeit szolgálta, el kell tünni. Tevékenységének azt a részét, mely nélkülözhetetlen a társadalomra, maga a munkásság fogja ellátni. A katonaság és karhatalom megszünik, mint burzsoáintézmény funkcionálni és a proletárság osztály intézményévé válik. Ezzel a régi állam, a burzsoázia elnyomó szerve, dicstelenül kimulik.. A régi rend megszünik, — helyébe uj rend lép. A munkásság *szervezetlen* lép fel volt elnyomói ellen. A kizsákmányolás szentsége, melyet a tulajdon szentségének csufolnak, véget ér. A nagy rablókat, akik eddig a munkásság verejtékéből *élnek, meg fogjuk* fékezni, de meg kell féknünk ama *kis rablókat* is, akik lopnak és fosztogatnak, üzemeket és közlekedési eszközöket rongálnak meg. Minthogy ezek a dolgok immár az összesség birtokát alkotják, ennélfogva a proletárság összességét kárositják meg. A kicsiny rablóknak épugy pusztulniok kell, mint a nagy rablóknak.

Abból azonban, hogy a munkásság elnyomása véget ér és fosztogatóinkat megfékezzük, még nem élhetünk meg. A proletárdiktatúrának haladéktalanul meg kell kezdeni az épitőmunkát. A termelést átvesszük és megszervezzük. A föld, a gyárak, a bányák a proletárösszesség kezébe kerülnek. A burzsoázia nem fog többé szabotálni. De minthogy a javak, melyeket termelünk mindannyiunké lesznek, ennélfogva *teljes erővel hozzá kell látnunk a szervezéshez, a munkához.* Egyik üzem ma a másikra van utalva. Ha egyikben dolgoznak, mig a másik szünetel, akkor rövid idő alatt ezt is be kell szüntetni. Ebből következik, hogy a legszigorubb munkafegyelemre van szükségünk. Ez meg is lesz, mert ahol a proletárság érdekéről van szó, ott a proletárság tud fegyelmet tartani.

A proletárság uralomra jutása nálunk vér nélkül ment végbe. Azt akarjuk, hogy a vérontást ezentul is elkerüljük. Ez azonban nem rajtunk mulik. Elvárjuk, hogy az ugynevezett dolgozó polgárság, az intelligencia, mely eddig az uralkodó osztályt *kiszipolyozó* és *rabló* munkájában árkon-bokron keresztül támogatta, támogatni fog bennünket *épitő* munkánkban. Mi, a dolgozók tehát az ő érdekeiket is képviseljük. És ha mi tisztviselő és tisztviselő között nem ismerjük el azt a különbséget, melyet a polgári társadalom tett, hogy a kizsákmányolás részére megfelelő gárdát teremtsen magának, a dolgozók megélhetéséről föltétlen gondoskodni fogunk. A vörös terror csak ott válik szükségessé, ahol a fehér terror dolgozik. Ezt jegyezze meg magának a polgári osztály.

A kizsákmányolásból élő burzsoáziát pedig figyelmeztetjük, hogy tegyen le minden kisérletről, melylyel a munkásságot ujra rabigába szeretné hajtani. Uralmának vége. Azt többé semmi sem fogja föltámasztani. A burzsoá termelőrend képtelen ujra talpra állni, még ha a munkásság kizsákmányolását megduplázznák vagy megtizszerezné is. Minden kisérlet tehát, mely a burzsoá-rend helyreállitására irányulna, csak hiábavaló vérontást jelentene. A burzsoázia elég sokáig szipolyozta a népet. Azért, hogy neki kellemes életet biztositsanak, százezreknek kellett görnyedni, izzadni, a gyilkos gépek martalékává lenni, a vágóhidra menni. Mindezért jogában állna a proletárságnak, hogy számonkérje kiontott vérét és verejtékét a burzsoázián. Nem teszi. De azt a leghatározottabban megköveteli tőle, hogy ne iparkodjék meggátolni volt rabszolgái felszabaditását.

Szükséges, hogy a munkásság vasökléssel teremtsen rendet. De ez a diktatura csak átmeneti állapot. Ezután oly korszak következik, mely jólétet és teljes szabadságot fog biztositani mindenki számára. Addig azonban használni eszközökkel kell élnünk,

Bela Kuns Ende.

Die Räterepublik gestürzt, ein sozialdemokratisches Ministerium eingesetzt, das persönliche Eigentum wieder hergestellt.

Wien, 1. August.

Der mächtige Diktator Bela Kun wurde heute vom Rate der Fünfhundert zu Budapest in wenigen Minuten abgetan. Der Mann, vor dessen Blutbefehlen ein Volk zitterte, der durch seine Lenin-Buben so viel Mord und Schrecken in der Stadt verbreitete, Milliarden zerstörte, überlieferte Einrichtungen der Gesellschaft, das persönliche Eigentum und die Erzeugung durch Unternehmer vernichtete, ist wie eine leere Hülse weggeworfen worden. Erst jetzt, nachdem er verschwunden ist, beginnt das große Staunen, daß er jemals dagewesen sein konnte. Er hatte keine makellose Vergangenheit und sein Aufstieg ist nicht durch den Bau und die Vervollkommnung der Gewerkschaften, die heute die Sieger des Tages sind, gekommen. Auch staatenbildende Fähigkeit, die sich plötzlich in einem früher unbekannten Menschen zeigen kann, besaß er nicht und die Macht, zu gestalten, verstand er nicht. Er hatte jedoch zwei Eigenschaften, durch die in einer Zeit der Verworrenheit und des seelischen Zusammenbruches ein Abenteurer dem Volke seinen Willen auferlegen kann: Eine Verwegenheit, die sich vermaß, die Welt herauszufordern, und eine List, welche die kleinen Tücken eines Roßtäuschers auf die Politik übertrug. Von selbständigen Einfällen war bei ihm keine Spur. In den vier Monaten, in denen er sich der Lust an bolschewistischer Verwüstung hingeben konnte, hat er nur den Griff von Lenin nachgeahmt, die Diktatur mit Hilfe einer Roten Garde, die Bestialität der Mittel bei der Einschüchterung, den Henker als politisches Werkzeug und die kommunistische Sozialisierung, die wie überall mit gänzlichem Fehlschlagen, mit Verschwendung und Verderbtheit endet. Von diesen Zügen war an ihm wenig zu merken, nichts von einem Stifter und Schwärmer. Er mußte längst wissen, daß seine Uhr abgelaufen sei und blieb dennoch, bis die Rumänen in einem Orte eintrafen, der nur zweiundzwanzig Kilometer von Budapest entfernt ist. Einen Waffenstillstand konnte die Rote Armee nicht durchsetzen und erst nach seinem Rücktritt gelang es, zu verhüten, daß eine fremde Armee in die Stadt, wo so viele Kostbarkeiten, Schmuck und Wertpapiere unter Sperre gehalten sind, einrücke. Die Niederlage an der Theiß wäre zu vermeiden gewesen, wenn er sich in die Diktatur nicht verkrallt und freiwillig den Platz geräumt hätte. Knapp vor den Toren von Budapest haben die Rumänen den Vormarsch eingestellt. Bela Kun hat die Schuld an dieser Demütigung des Volkes. Aber sein Gewissen blieb stumm, wie es geschwiegen hat, als ein Blutgeruch von ihm ausströmte.

Der Bolschewismus von Lenin hat die unendlich weiten Räume, bleibt jedoch, wenn er auch den zweiten Jahrestag der Gründung erleben sollte, hoffnungslos. Der ungarische Bolschewismus war nur eine Keckheit, weil dort keine der sogar von den Kommunisten geforderten Voraussetzungen gegeben ist. Ein Land, das auf den Umfang eines bescheidenen Mittelstaates heruntergebracht, von den Naturschätzen zum großen Teile abgeschnitten wurde, ein Volk, das eingezwängt ist zwischen gegnerischen, das persönliche Eigentum verteidigenden Staaten, fordert die Weltmächte heraus und reizt die gewaltigste Kräftevereinigung, die sich jemals gebildet hat. Das ist die Keckheit eines Spielers, der sich auch durch die größten Unwahrscheinlichkeiten nicht abschrecken läßt. Die Weltrevolution sollte Bela Kun retten. Hat er wirklich an sie geglaubt? Nein. Ihm war genug, durch vier Monate die Staatsmänner von Europa beschäftigen und den Fuß auf den Nacken seines eigenen Volkes setzen zu können. Er hatte sein Erlebnis, die Sättigung eines verwegenen, mit dem Leben spielenden Temperaments; er war früher nichts und jetzt ist er Bela Kun. Lenin, den er in Moskau kennen gelernt hat, gesteht, daß sein Glaube an die nahe Weltrevolution ein Irrtum gewesen sei. Der kommunistische Staat kann nach der Ansicht von Karl Marx nur dann die Erhöhung der Gesellschaft sein, wenn diese auf dem Gipfel der vom persönlichen Eigentum an den Mitteln der Produktion zu erreichenden Entwicklung ist. Aber sicher nicht nach dem Untergange von Billionen des Kapitals, sicher nicht nach Erschöpfung der Vorräte und nach dem industriellen Siechtum in großen Völkern. Der bolschewistische Kommunismus in Ungarn, wo Milliarden nötig wären, um auch nur die Landwirtschaft zu einer besseren Ertragsfähigkeit zu bringen, die Abschaffung des Privateigentums in einem Staate, dessen Mehrheit bäuerlich ist, dieser sinnlose Kladderadatsch, das Herumwühlen ohne jede Rechenschaft in Millionen, das Verschleudern fremden Geldes, die Brandlegung in Wien, das waren Keckheiten ohne Sinn und Zweck.

Der Schaden, den das ungarische Volk in diesen vier Monaten erlitten hat, und mit ihm auch viele Deutschösterreicher, zählt nach Milliarden und wird sich vollständig erst nach genauer Untersuchung abschätzen lassen. Nie wäre es so weit gekommen, wenn die Entente nicht die Politik hätte, besiegte Völker in Verzweiflung zu bringen, die inneren Widerstandskräfte zu schwächen und dem bolschewistischen Unheil den Weg zu bereiten. Fast auf die Stunde war jedoch zu berechnen, wann Bela Kun stürzen mußte. Er mußte weichen, als die Konferenzmächte in Paris ein neues Ministerium in Budapest zum Abschlusse des Friedens brauchten. Da hat die Blockade mit der größten Schärfe eingesetzt, der Hunger begann zu wüten und die Not stieg. Die Gewerkschaften wollten von Bela Kun, der hilflos war und dessen Rote Garde zerbröckelte, nichts mehr wissen, und so endete der Diktator, der noch vor einigen Wochen durch freiwilligen Rücktritt seinem Volke hätte nützlich werden können, gefallen unter dem Drucke eines namenlosen Hasses. Als das auf dem Donauufer in Budapest versammelte Volk hörte, daß Bela Kun abgesetzt und ein sozialdemokratisches Ministerium ernannt sei, stürmte ein Jubel hervor, wie es nur geschieht, wenn die Herzen von schwerem Kummer befreit werden, wobei in der hellen Freude auch Tränen von den Augen fließen im Gedenken an Not und Gefahr.

Das neue Ministerium, in dem sich auch einzelne Mitglieder der früheren Regierung befinden, ist politisch aus den Ansichten leitender Persönlichkeiten der Gewerkschaften hervorgegangen, namentlich der Metallarbeiter. Der wichtige Einschlag von Bauern fehlt und dieses Merkmal beweist, daß eine vorübergehende Schöpfung entstanden ist, die später ergänzt werden muß. Frieden ist die wichtigste Pflicht der neuen Minister, Rückkehr zu den Einrichtungen, die in der ganzen Welt so viele Länder zum Wohlstand gebracht haben und die nach den Bedürfnissen der Zeit, entsprechend dem gewachsenen Bewußtsein der Arbeiter, durch stetigen Fortschritt umgestaltet werden können. Die Verluste in Ungarn sind national und finanziell sehr empfindlich. Die Volkszahl dürfte auf ein Drittel sinken, Preßburg, Kaschau, Siebenbürgen sind klaffende Wunden. Aber lebensfähig ist Ungarn geblieben, weil es sich durch die Früchte des eigenen Bodens ernährt und sie nicht, wie Deutschösterreich, die Niobe unter den Völkern, vom Auslande kaufen und borgen muß. Milliarden sind verprasst und verzettelt worden, Millionen hat Bela Kun verwendet, um auch Wien in den Schlund euer Räterepublik hinunterzustoßen. Wir glauben, daß Ungarn sich rascher erholen und verjüngen werde, als nach den Zuckungen, welche es geschüttelt haben, vermutet werden könnte. Der Bauer war meistens verschont und der Acker ist geblieben. Ein häßliches Kapitel der Geschichte unserer Zeit ist heute abgeschlossen worden. Zum Glück auch für Wien. Das Wetterleuchten des Bolschewismus haben wir fast täglich gesehen und das schwere Gewitter hätte näher heranziehen können. Nicht der Weltrevolution, der Weltdemokratie, dem allgemeinen Volkswillen gehört die Zukunft.

chen Insassen fort. In Budapest verübten sie ~~eigentlich~~ nicht viele Morde, dagegen wütete am Lande der berüchtigte Szamuely, der eigentlich ein unzurechnungsfähiges Individuum war.

Den Umstand, dass sowohl Kun Béla (welcher früher Kohn hiess) als auch der grösste Teil der kommunistischen Rädelsführer Juden waren, mussten die armen Juden während des weissen Terrors, welcher der Kommunistenherrschaft folgte, entsetzlich büssen. Zumeist waren diese Opfer, die gehenkt, gefoltert und ausgeplündert wurden, ganz unschuldige Menschen, denn die eigentlichen Schuldigen brachten sich rechtzeitig über die Grenze in Sicherheit.

In Ungarn waren die Verhältnisse in den Jahren 1919, 1920 und 1921 recht ungemütliche und jeder atmete auf, als Graf Bethlen endlich Ordnung schuf.

Was uns anbetrifft, so waren wir recht glücklich im Juni 1919, aus dem bolschewistischen Ungarn nach Österreich gekommen zu sein.

Nach dem roten Terror in Budapest kam uns Wien wie ein Eldorado vor, trotzdem in Wien auch nicht alles in Butter war und kleinere Scharmützel mit Aufständischen an der Tagesordnung waren, doch dank der Tatkraft des damaligen Polizeipräsidenten und späteren Bundeskanzlers Schober wurden diese Revolten durch Polizeimacht und mit Hilfe der Volkswehr unterdrückt. Da jedoch unser Bedarf an jeder Art von Revolution bereits gedeckt war, beschlossen wir nicht in Wien zu bleiben, sondern in die Schweiz zu fahren. So blieben wir nur etwa 14 Tage in Wien und ich sandte meine Frau mit den Kindern, Käthe und dem Kinderfräulein in die Schweiz. Ich selbst kam etwa 8 Tage später nach.

Die Reise von Wien nach Zürich war auch nicht sehr angenehm, es ging täglich nur ein Zug und dieser war furchtbar

überfüllt. Man wurde bei glühender Julihitze in den Wartesaal eingepfercht und musste sich schon mindestens zwei Stunden vor Abfahrt des Zuges anstellen um einsteigen zu können. Mit Mühe und Not eroberte meine Frau mit den Kindern einige Stehplätze im Gang eines Waggons und ich glaube die Einzige, die während dieser Nacht geschlafen hat, war meine Tochter Babi, die auf einem Koffer im Gang schlummerte, während die anderen zusammengepfercht im Gang standen. Für alle überstandenen Leiden wurden wir jedoch durch den herrlichen Aufenthalt an den Ufern des Vierwaldstättersees entschädigt.

Inmitten des aufgewühlten Europas schien damals die Schweiz wie eine Insel der Seligen, wo man den ganzen Komfort der Friedenszeit wiederfand. Die Schweiz war auch damals von Fremden stark überfüllt und die Schweizer Behörden übten eine sehr strenge Fremdenkontrolle aus. Es war ziemlich schwer eine längere Aufenthaltsbewilligung zu erhalten und man musste sich in irgendeiner schweizerischen Gemeinde einen Einbürgerungsschein verschaffen um länger als drei Monate bleiben zu können. Ich verschaffte mir diesen Einbürgerungsschein gegen Bezahlung eines entsprechenden Betrages in der Gemeinde Küssnacht bei Luzern und so konnten wir draussen bleiben, insolange unser Geld reichte.

Von Juni bis Oktober wohnten wir im Hotel Tivoli in Luzern, dann zogen wir ins Hotel Wagner, ein kleines Hotel in der Nähe des Bahnhofes und die Monate Jänner und Februar verbrachten wir in Engelberg, am Fusse des Titlis.

Am schwierigsten war jedoch die Geldbeschaffung. Seit dem Jahre 1916 bestanden nämlich in den mitteleuropäischen Staaten ausserordentlich scharfe Devisenvorschriften. Es war strengstens verboten ausländisches Geld zu besitzen, resp. musste jeder sol-

Átvételi elismervény

a beszolgáltatott ruházati cikkekről.

Alulirottak elismerjük, hogy a V *-ker.*

Váci ~~utca~~ ~~út~~ ~~tér~~ 27 *szám*

— *em.* — *ajtószám alatt levő lakás*

főbérlőjétől: BERNAUER LAJOS ELSŐ MAGYAR DÉGHÁZKÁR

től, a háztartásához tartozó 18 évnél idősebb férfiszemélyek által beszolgáltatandó következő ruhacikkeket:

3 *drb nadrágot,*

3 « *mellényt,*

3 « *kabátot,*

1 « *felső kabátot (téli kabátot, bundát),*

5 « *inget és hálóinget,*

5 « *alsó nadrágot,*

2 *pár cipőt (csizmát)*

a hatóságnak való beszolgáltatás céljából átvettünk.

Budapest, 1918 nov. *hó* 27 *án*

BERNAUER LAJOS
ELSŐ MAGYAR DÉGHÁZKÁR

a ház bizalmi tagjainak aláirása.

☞ **Ezt az átvételi elismervényt a lakás főbérlője megőrizni és az ellenőrző közegeknek felmutatni tartozik.**

Tanusitvány.

Szám 54

A Forradalmi Kormányzó Tanács LVII. számu rendelete értelmében kiküldött bizottság igazolja, hogy

Telekr Adolf

lakik Lipotkörút 17. IV/23

a tulajdonát képező 1(egy) drb gyöngyfejkeres nyakrendőtű; 2(kettő) drb férfiszemélyére; 1(egy) drb tanus; 1(egy) pár kézelőgomb; 1(egy) női karóra; 1(egy) arany pénztarsa; 1(egy) arany [illegible]

felbecsülés végett bemutatta és az értéktárgyak, minthogy azok 2000 koronánál kisebb értékűek, a bemutatónak visszaadattak.

Budapest, 1919 maj. 9.

A fentemlitett rendelet értelmében a Magyar Általános Hitelbankban müködő bizottság nevében:

Vartonyi

Dokumente aus der Revolution und dem Bolschevismus in Budapest

Formular 1.

Nr. der Niederlassungskontrolle 251.

Schriftenkontrolle Küssnacht, Of. Schwyz

Kanton Schwyz.

Niederlassungsbewilligung für Ausländer.

Dem Herrn André Teleki und seiner Familie,*) von Beruf Fabrikdirektor geboren den 24. Juli 1883 von Fünfkirchen wird hiemit gemäss § 7 der Verordnung über Niederlassung und Aufenthalt vom 25. Nov. 1890 und Beschluss vom 28. Nov. 1906 die Bewilligung der Niederlassung in der Gemeinde Küssnacht a. R. erteilt.

Es sind folgende Ausweisschriften hinterlegt worden:

1. ~~Heimatschein~~, ausgestellt den ~~8. Mai 1919~~ mit ~~Gültigkeitsdauer bis auf~~ ~~31. Aug. 1919~~ ~~31. Dezember 1919~~ Pass No: 4871 & No: 4570.
2. Familienschein, ausgestellt den
3. 2 Pässe (erneuert) A. No: 048.717 & 048.718. d.d. 18.XII.19. gültig bis 18.XII.1920. (zwanzig)

Kontrollbureau Küssnacht am Rigi

Kontrollbureau 19. XII. 19. Küssnacht a. R.

Diese Niederlassungsbewilligung gilt nur bis zum Ablauf der Gültigkeitsdauer der eingelegten Heimatrechtsschriften.

Küssnacht a. R. den 10. Juli 19 19.

*) Familienglieder:

Ehefrau: Magdalena geb. Lukacs geb. 7.5.93
Kinder: Sigmund geb. 15.10.1913
Marianne geb. 2. 5. 1915.

Namens des Gemeinderates.

Kontrollbureau Küssnacht am Rigi

Rickenbach – 300 Exempl.

Abonnement:
Für Budapest: mit täglich zweimaliger Zustellung ins Haus oder durch Postversand in Österreich Morgen- und Abendblatt: Ganzjährig 140 Kronen, halbj. 70 Kronen, vierteilj. 35 Kronen, monatl. 13 Kronen.
Blos Morgenblatt: Ganzjährig 100 Kronen, halbjährig 50 Kronen, vierteilj. 25 Kronen, monatlich 9 Kronen. Blos Abendblatt: Ganzjährlich 60 Kronen, halbj. 30 Kronen, vierteilj. 15 Kronen, monatl. 6 Kronen.
Für die separate Zusendung des Abendblattes per Kreuzband sind vierteljährlich 2 Kronen zu entrichten.
Für Wien auch durch Herrn. Goldschmidt.
Für das Ausland mit direkter Kreuzbandsendung vierteljährlich: Für Deutschland 40 K, für alle übrigen Staaten 45 K. Abonnements werden auch bei sämtlichen ausländischen Postämtern entgegengenommen.

PESTER LLOYD

MORGENBLATT

Inseratenaufnahme:
In Budapest, in der Administration des Pester Lloyd und in den Annoncen-Bureaux: J. Blockner, B. Tokatelis, Győri & Nagy, Janics & Co., Gy. Koppel, Art. Herzl, Rudolf Mosse, M. Tenzer, Ludwig Hegyi, Jos. Schwarz. Generalvertretung des Pester Lloyd für Oesterreich und das gesamte Ausland: M. Dukes Nachfolger A.-G., Wien, Wollzeile 9. — Auch alle anderen renommierten Inseratenbureaus in Oesterreich wie im Auslande übernehmen Ankündigungen für den Pester Lloyd.
Einzelnummer für Budapest und für die Provinz: Morgenblatt 40 Heller, Abendblatt 30 Heller.
Morgenblatt auf den Bahnhöfen 40 Heller.
Redaktion und Administration: V., Mária Valéria-utca 12. — Manuskripte werden in keinem Falle zurückgestellt. — Unfrankierte Briefe werden nicht angenommen.

66. Jahrgang. Budapest, Samstag, 2. August 1919 Nr. 179

Rücktritt der Räteregierung.

Konstituierung eines neuen Kabinetts.

Ein Manifest an das Volk Ungarns.

Ein Aufruf des Oberstleutnants Romanelli.

Budapest, 1. August.

„Nur der verdient sich Freiheit, wie das Leben, der täglich sie erobern muß." Bei keinem Volk der Welt hat sich dieses Wort des großen deutschen Dichters in so charakteristischer Weise bewahrheitet, wie bei dem armen leidenden ungarischen Volk. In einem vierteinhalbjährigen fürchterlichen Weltkrieg opferte es die Besten seiner Söhne, all sein schwer errungenes Hab und Gut, um seine Existenz zu retten. All der Heldenmut, all die Opferwilligkeit waren vergebens, es mußte vor einem mächtigen Gegner die Waffen strecken. Sein Schicksal war in den Händen seines Feindes. Monatelang sah man mit zurückgehaltenem Atem den Beratungen in Paris entgegen. Die Nachrichten, die von dort nach Ungarn kamen, lauteten täglich düsterer und entmutigender. Einige besorgte Männer glaubten, es seien die subjektiven und objektiven Bedingungen dafür gegeben, daß der soziale Kampf, der Kampf der Klassen, nun zur Austragung gebracht werde. Nach viereinhalb Jahren stellte es sich nun heraus, daß die objektiven Bedingungen die gehegten subjektiven Erwartungen nicht erfüllen. Der Ausbruch der Gegenrevolution wird und muß mit allen Mitteln verhindert werden. Ebenso wie der 21. März ohne Blutvergießen verlaufen ist, darf auch jetzt kein Tropfen Blut fließen. Die Regierung hat vorerst noch im Laufe des heutigen Tages alle Maßnahmen getroffen, um jede Ausschreitung von links oder von rechts her im Keime zu verhindern. Wichtige Aufgaben harren der Regierung. Der Waffenstillstand muß endgültig mit der Entente geschlossen werden, damit die Friedensverhandlungen beginnen können. Es muß so bald als möglich der Friede hergestellt werden, damit die Rekonstruktion des wirtschaftlichen Lebens in Angriff genommen werden könne. Dazu bedarf es der Ruhe und der Ordnung. Alle, die an die wirtschaftliche und kulturelle Zukunft Ungarns glauben, müssen sich vereinigen, um in diesen ernsten Stunden mit gemeinsamer Arbeit für das Wohl der Allgemeinheit zu wirken. Der Ernst der Stunde muß jedem das Prinzip ins Gedächtnis zurückrufen: Salus rei publicae suprema lex. Alle Gegensätze müssen gegenwärtig ausgeschaltet, die Interessen des Einzelnen müssen der Ordnung und der Ruhe unterstellt werden. Die Theißfront halten wir fest. Auch daheim darf es disziplinierter Ausdauer. Die neue Regierung hegt das Vertrauen, daß die organisierte Arbeiterschaft das Unwesen weder der Gegenrevolutionäre, noch der Plünderer dulden werde. Sie will Ungarns Volk vor dem Gespenst der Verheerungen durch den weißen Terror und den Pöbel unbedingt bewahren. In dem Bewußtsein, daß unsere arbeitenden Massen in geschlossenen Reihen hinter der Regierung stehen, fordert diese Ungarns Volk auf, diszipliniert die Ereignisse abzuwarten und den Verfügungen der Regierung bedingungslos zu gehorchen. Jedermann bleibe auf seinem Platze. Die Arbeiterräte und sonstigen

erfüllen. Die militärische und wirtschaftliche Macht unserer Gegner ist wohl geschwächt, aber nicht gebrochen und das kleine ungarische Volk, dessen Kraft durch das fünfjährige Kainitzyma erschüttert ist, konnte einer Welt von Feinden im Innern, Feinden in der Nachbarschaft und Feinden in den entfernten Ländern, den Feinden in der ganzen Welt nicht trotzen. Die Blockade gegen Ungarn wurde streng gehandhabt, wie gegen alle anderen besiegten Länder, und die vollständige Absperrung von der Außenwelt verhindert einen organischen Wiederaufbau, geschweige denn eine Organisation des Wirtschaftslebens auf vollständig neuen Grundlagen.

Es mußte und muß Friede gemacht werden. Wir können nicht länger aus dem internationalen Verkehr ausgeschlossen bleiben. Wir müssen Annäherung und Anschluß finden an das wirtschaftliche Leben der uns umgebenden Länder, an die große wirtschaftliche Organisation der siegreichen Staaten, insbesondere Englands und Amerikas. Die Entente, die den Frieden mit ihrem größten Feind, mit Deutschland, bereits geschlossen hat und den Frieden mit Deutschösterreich in den allernächsten Tagen zu perfektionieren gedenkt, knüpfte den Beginn der Friedensverhandlungen mit Ungarn an die Bedingung, daß die Räteregierung ihren Platz verlasse. Ein weiterer bewaffneter Widerstand gegenüber der noch immer mächtigen Entente, die sich aller ihrer Gegner bereits entledigt hat, wäre — um mit Aesop zu sprechen — kein Heldenmut, sondern Selbstmord. Um jedes nutzlose Blutvergießen zu vermeiden, faßte die Räteregierung den Entschluß, ihr Mandat, das sie aus den Händen des Proletariats erhalten hat, niederzulegen. Die provisorische Regierung des Landes übernahm im Auftrage des Zentral-Arbeiterrates ein Kabinett, das aus den Führern der organisierten und bewaffneten ungarischen Gewerkschaften besteht. Die neue Regierung stützt sich auf die Kraft der selbstbewußten organisierten Arbeiterschaft. Die neuen Männer, die in so schweren verantwortungsvollen Zeiten die Aufgabe übernommen haben, die Angelegenheiten Ungarns zu leiten, sind ohne Ausnahme erprobte Kämpen der ungarischen Arbeiterbewegung. Hinter ihnen stehen in geschlossenen Reihen die ernsten, selbstbewußten Elemente der ungarischen Arbeiterschaft. Die Pflicht der neuen Regierung ist vor allem die Aufrechterhaltung

zelnen dem heiligen Ziel der Allgemeinheit untergeordnet werden.

Die Proklamation, die die neue Regierung an das Volk Ungarns gerichtet hat, wird nicht ungehört verhallen.

Die Proklamation der Regierung.

Die Regierung hat heute folgende

Proklamation

erlassen:

An Ungarns Volk!

Die Ententemächte haben an uns ein Ultimatum gerichtet. Sie forderten, daß die auf Grundlage des Rätesystems stehende Regierung durch eine andere abgelöst werde. An diese Bedingung knüpften sie die Eröffnung der Friedensverhandlungen.

Die Regierung der Ungarländischen Sozialistischen Räterepublik war der Auffassung, daß derzeit der zähe Widerstand gegen die Ententemächte bloß unnützes Blutvergießen zur Folge hätte. So legte sie denn ihre Betrauung zurück. Die vorläufige Regierung des Landes ist im Auftrage des Zentralarbeiterrates auf das aus den Leitern der disziplinierten und bewaffneten Gewerkschaften Ungarns gebildete Kabinett übergegangen.

Die neue Regierung stützt sich auf die Kraft der selbstbewußten organisierten Arbeiterschaft. Ihr Ziel ist die Aufrechterhaltung der Ordnung und die Einleitung der Verhandlungen mit der Entente.

Wir haben keine Ursache, kleinmütig zu

Behörden haben ihre Pflichten strengzuerfüllen. Vergehen gegen Ordnung und Disziplin werden durch die Regierung mit voller Kraft geahndet werden. Mit der Aufrechthaltung von Ordnung und Disziplin hat das neue Kabinett den Kriegsminister Josef Haubrich beauftragt.

Wer sich den Maßnahmen der Regierung widersetzt, findet sich dem Willen der organisierten Arbeiterschaft gegenüber. Einzig allein Ordnung und Disziplin vermögen Ungarns Volk vor der Vernichtung zu retten.

Julius Peidl m. p., Ministerpräsident,
Peter Agoston m. p., Minister des Aeußern,
Anton Dovcsák m. p., Minister für Industrie und Handel,
Alexander Garbai m. p., Unterrichtsminister,
Ernst Garami m. p., Justizminister,
Josef Haubrich m. p., Kriegsminister,
Viktor Knaller m. p., Nationalitätenminister,
Franz Knittelhoffer m. p., Volksernährungsminister,
Franz Miákits m. p., Finanzminister,
Karl Peyer m. p., Minister des Innern,
Emerich Szabó m. p., Minister für Arbeitswesen und Volkswohlfahrt,
Josef Takács m. p., Ackerbauminister.

Der Aufruf an die Provinz.

Das Ungarische Telegraphen-Korrespondenz-Bureau meldet:

Die Regierung hat an die Gesamtbevölkerung sämtlicher Gegenden, Dörfer, Ortschaften, Bezirke, Städte und Komitate durch

cher Besitz bei der österreichisch-ungarischen Bank angemeldet und abgeliefert werden. Die Ausfuhr von Valuten, ja selbst von Schmucksachen, war gegen strengste Bestrafung verboten und man wurde beim Überschreiten der Grenze in Feldkirch ausserordentlich scharf revidiert. Nach Ausbruch der Revolution wurden diese Vorschriften womöglich noch strenger gehandhabt und an der Grenze wurde man auf die unerhörteste Weise schikaniert, musste sich ganz ausziehen, die Koffer wurden durchwühlt usw. Da verfiel ich auf folgende Idee: Ich kaufte in Wien bei einem bekannten Juwelier 20 Karat Brillanten u.zw. zwei Steine zu 6 Karat und einen Stein zu 8 Karat zum Preise von etwa 200.000 Kronen, denn die Krone war damals schon stark entwertet und ihr Wert fiel von Tag zu Tag. Diese Brillanten versteckte ich in einer Tube Kalodont, die ich rückwärts aufmachte und nach Einbringung der Steine wieder verschloss. So konnte ich die Edelsteine in meinem Reisenecessaire in die Schweiz schmuggeln. Aber die Verwertung der Steine selbst, war in der Schweiz nicht leicht, die Kriegskonjunktur, welche die Preise aller Bedarfsartikel in Gold gerechnet auf das Drei-bis Vierfache ihres Friedenswertes emporschnellen liess, brach Ende 1918 plötzlich zusammen und die Leute, die während des Krieges in Warengeschäften riesige Verdienste einheimsten, sahen plötzlich ihre grossen Vorräte auf den Bruchteil des Anschaffungswertes reduziert und unverkäuflich.

In den besiegten Staaten herrschte allerdings grosser Warenhunger, denn es fehlte überall am Notwendigsten, man konnte jedoch die überaus reich angebotenen Waren nicht kaufen, da diese Länder von Gold und Devisen vollkommen entblösst waren und das Papiergeld fast wertlos wurde. Besonders schwer waren Luxusgegenstände

(also z.B.Brillanten) anzubringen und ich musste die Steine mehrmals nach Holland senden, bis ich sie endlich zu einem sehr gedrückten Preis verwerten konnte.

Da infolge des rapiden Sinkens der eigenen Währung den Fremden, die sich in der Schweiz befanden, das Geld bald ausging, leerte sich das Land allmählich und nolens-volens mussten die in die Schweiz geflüchteten Fremden in ihre Heimatländer zurückkehren.

Was uns betrifft, so war die Krone in Friedenszeiten um 5 Prozent mehr wert als der Schweizer Franc, nach Ausbruch der Revolution, im Herbst 1918, sank die Krone auf etwa 20 Prozent, d.h. 100 Kronen waren gleich 20 Francs und dieser Abbröckelungsprozess setzte sich im Jahre 1919 rapid fort. Anfang 1920 waren 100 Kronen nur mehr 5 Francs wert und Ende 1921 sank der Wert der Krone auf ein Zehntausendstel. Über die Auswirkung dieser Geldentwertung werde ich noch später berichten.

Die zwei Sommermonate Juli und August verbrachten wir in der angenehmsten Weise an den Ufern des Vierwaldstättersees. Im September musste ich nach Wien fahren, denn bei uns ging alles drunter und drüber. Die Bolschewiken wurden allerdings durch die Rumänen und die inzwischen organisierte nationale Armee verjagt, aber im Lande selbst wütete der weisse Terror und die Geldentwertung; die Desorganisation aller Verkehrsmittel und alles was damit zusammenhing, übte eine verhängnisvolle Wirkung aus. Pécs und der südliche Teil der Baranya waren von den Serben besetzt und es hiess eine Zeit lang, dass dieser Teil Südungarns an das Königreich Jugoslawien angeschlossen werden wird. Zum Glück kam es nicht dazu und die Grenze wurde im Jahre 1920 knapp unter unserem Besitztum bei den Dörfern Beremend und Magyaróly gezogen, so dass wir bei

Partie I.

Pacte de la Société des Nations.

Les Hautes Parties Contractantes,

Considérant que, pour développer la coopération entre les Nations et pour leur garantir la paix et la sûreté, il importe

d'accepter certaines obligations de ne pas recourir à la guerre,

d'entretenir au grand jour des relations internationales fondées sur la justice et l'honneur,

d'observer rigoureusement les prescriptions du Droit international, reconnues désormais comme règle du conduite effective des Gouvernements,

de faire régner la justice et de respecter scrupuleusement toutes les obligations des Traités dans les rapports mutuels des peuples organisés,

adoptent le présent Pacte qui institue la Société des Nations.

Article 1.

Sont Membres originaires de la Société des Nations ceux des Signataires dont les noms figurent dans l'annexe au présent Pacte, ainsi que les États, également nommés dans l'annexe, qui auront accédé au présent Pacte sans aucune réserve par une déclaration déposée au Secrétariat dans les deux mois de l'entrée en vigueur du Pacte et dont notification sera faite aux autres Membres de la Société.

Tout État, Dominion ou Colonie qui se gouverne librement et qui n'est pas désigné dans l'annexe, peut devenir Membre de la Société si son admission est prononcée par les deux tiers de l'Assemblée, pourvu qu'il donne des garanties effectives de son intention sincère d'observer

I. Teil.

Völkerbundssatzung.

In der Erwägung, daß es zur Förderung der Zusammenarbeit unter den Nationen und zur Gewährleistung des internationalen Friedens und der internationalen Sicherheit wesentlich ist,

bestimmte Verpflichtungen zu übernehmen, nicht zum Kriege zu schreiten;

in aller Öffentlichkeit auf Gerechtigkeit und Ehre gegründete internationale Beziehungen zu unterhalten;

die Vorschriften des internationalen Rechtes, die fürderhin als Richtschnur für das tatsächliche Verhalten der Regierungen anerkannt sind, genau zu beobachten,

die Gerechtigkeit herrschen zu lassen und alle Vertragsverpflichtungen in den gegenseitigen Beziehungen der organisierten Völker peinlich zu achten,

nehmen die Hohen vertragschließenden Teile die gegenwärtige Satzung, die den Völkerbund errichtet, an.

Artikel 1.

Ursprüngliche Mitglieder des Völkerbundes sind diejenigen Signatarmächte, deren Namen in der Anlage zu der gegenwärtigen Satzung aufgeführt sind, sowie die ebenfalls in der Anlage genannten Staaten, die der gegenwärtigen Satzung ohne jeden Vorbehalt durch eine binnen zwei Monaten nach Inkrafttreten der Satzung im Sekretariat niedergelegte Erklärung beitreten; die Beitrittserklärung ist den anderen Bundesmitgliedern bekanntzugeben.

Alle Staaten, Dominien oder Kolonien mit voller Selbstverwaltung, die nicht in der Anlage aufgeführt sind, können Bundesmitglieder werden, wenn ihre Zulassung von zwei Dritteln der Bundesversammlung ausgesprochen wird, vorausgesetzt, daß sie für ihre aufrichtige Absicht, ihre internationalen

ses engagements internationaux et qu'il accepte le règlement établi par la Société en ce qui concerne ses forces et ses armements militaires, navals et aériens.

Tout Membre de la Société peut, après un préavis de deux ans, se retirer de la Société, à la condition d'avoir rempli à ce moment toutes ses obligations internationales y compris celles du présent Pacte.

Article 2.

L'action de la Société, telle qu'elle est définie dans le présent Pacte, s'exerce par une Assemblée et par un Conseil assistés d'un Secrétariat permanent.

Article 3.

L'Assemblée se compose de Représentants des Membres de la Société.

Elle se réunit à des époques fixées et à tout autre moment, si les circonstances le demandent, au siège de la Société ou en tel autre lieu qui pourra être désigné.

L'Assemblée connaît de toute question qui rentre dans la sphère d'activité de la Société ou qui affecte la paix du monde.

Chaque Membre de la Société ne peut compter plus de trois Représentants dans l'Assemblée et ne dispose que d'une voix.

Article 4.

Le Conseil se compose de Représentants des Principales Puissances alliées et associées, ainsi que des Représentants de quatre autres Membres de la Société. Ces quatre Membres de la Société sont désignés librement par l'Assemblée et aux époques qu'il lui plaît de choisir. Jusqu'à la première désignation par l'Assemblée, les Représentants de la Belgique, du Brésil, de l'Espagne et de la Grèce sont Membres du Conseil.

Avec l'approbation de la majorité de l'Assemblée, le Conseil peut désigner d'autres Membres de la Société dont la représentation sera désormais permanente au Conseil. Il peut, avec la même approbation, augmenter le nombre des Membres de la Société qui seront choisis par l'Assemblée pour être représentés au Conseil.

Le Conseil se réunit quand les circonstances le demandent, et au moins une fois par an, au siège de la Société ou en tel autre lieu qui pourra être désigné.

Verpflichtungen zu beobachten, wirksame Gewähr leisten und die hinsichtlich ihrer Streitkräfte und Rüstungen zu Lande, zur See und in der Luft von dem Bunde festgesetzte Ordnung annehmen.

Jedes Bundesmitglied kann nach zweijähriger Kündigung aus dem Bunde austreten, vorausgesetzt, daß es zu dieser Zeit alle seine internationalen Verpflichtungen, einschließlich derjenigen aus der gegenwärtigen Satzung erfüllt hat.

Artikel 2.

Der Bund übt seine in dieser Satzung bestimmte Tätigkeit durch eine Bundesversammlung und durch einen Rat, denen ein ständiges Sekretariat beigegeben ist, aus.

Artikel 3.

Die Bundesversammlung besteht aus Vertretern der Bundesmitglieder.

Sie tagt zu festgesetzten Zeitpunkten und außerdem dann, wenn die Umstände es erfordern, am Bundessitz oder an einem zu bestimmenden anderen Orte.

Die Bundesversammlung befindet über jede Frage, die in den Tätigkeitsbereich des Bundes fällt oder die den Weltfrieden berührt.

Jedes Bundesmitglied hat höchstens drei Vertreter in der Bundesversammlung und verfügt nur über eine Stimme.

Artikel 4.

Der Rat setzt sich aus Vertretern der alliierten und assoziierten Hauptmächte und aus Vertretern vier anderer Bundesmitglieder zusammen. Diese vier Bundesmitglieder werden von der Bundesversammlung nach freiem Ermessen und zu den Zeiten, die sie für gut befindet, bestimmt. Bis zu der ersten Bestimmung durch die Bundesversammlung sind die Vertreter Belgiens, Brasiliens, Spaniens und Griechenlands Mitglieder des Rates.

Mit Zustimmung der Mehrheit der Bundesversammlung kann der Rat andere Bundesmitglieder bestimmen, die von da ab ständig im Rat vertreten sind. Er kann mit der gleichen Zustimmung die Anzahl der Bundesmitglieder, die durch die Bundesversammlung als Vertreter in den Rat gewählt werden, erhöhen.

Der Rat tagt, wenn es die Umstände erfordern, am Bundessitz oder an einem zu bestimmenden anderen Orte, und zwar zum mindesten einmal im Jahre.

Ungarn verblieben. Die zwei Jahre andauernde Serbenherrschaft verursachte uns jedoch grosse Unannehmlichkeiten und Schäden, allerdings hatte sie auch den Vorteil, dass wir von der bolschewistischen Herrschaft in Ungarn verschont geblieben sind. Mein Bruder, welcher während der ganzen Zeit der serbischen Herrschaft in Villány blieb, wurde auch einmal infolge patriotischer Äusserungen von den Serben einige Tage eingesperrt, welcher Umstand ihm jedoch, als unsere Landsleute wieder einrückten und wir zu unserer Heimat zurückkehren konnten, sehr zugutekam.

Als wir im Mai 1920 nach Villány fuhren, mussten wir uns jugoslawische Pässe besorgen und konnten nur über Agram fahren, denn der Weg über Ungarnwar versperrt.

In Luzern richtete ich mir ein kleines Büro ein und versuchte von dort aus Geschäfte zu machen, doch ich lag leider auf der falschen Seite. Ich konnte nämlich, ebenso wie unzählige meiner Landsleute, nicht daran glauben, dass unser Geld der vollkommenen Entwertung preisgegeben werden wird, denn hiefür fehlte es an Beispielen in der Weltgeschichte. Ich versuchte in verschiedenen Geschichtswerken nachzuschlagen, musste jedoch feststellen, dass gerade über die Geldentwertung, unter welcher die Völker in Kriegs- und Nachkriegszeiten so entsetzlich litten, verhältnismässig wenig Aufzeichnungen vorhanden waren. - Ich hörte etwas von den Kippern und Wippern im Mittelalter, von den Assignaten während der französischen Revolution, aber letzteres war ein ausgesprochenes Revolutionsgeld und wurde niemals als richtiges Geld betrachtet. Bei uns druckte man jedoch die alten Kronennoten weiter und da sich die Preise im Inlande eigentlich wenig veränderten, konnte man die Nullifizierung des Kronenwertes nicht recht glauben.

Die letzte Inflation in Österreich-Ungarn war zurZeit Kaisers Franz I., wo nach den Napoleonischen Kriegen der Wert des Guldens auf ein Fünftel herabgesetzt wurde. Das bezügliche kaiserliche Manifest begann bekanntlich mit den Worten " der Not gehorchend, nicht dem eignen Trieb, bin ich gezwungen den Wert des Guldens auf 20 Kreuzer herabzusetzen.".

Nach dem amerikanischen Bürgerkrieg sank der Wert des Dollars auch sehr stark, gewann jedoch seinen ursprünglichen Wert allmählich wieder zurück.

In den südamerikanischen Staaten, insbesondere Brasilien, wurde öfters Inflation betrieben und ich erinnere mich daran, wie ich als kleiner Bub, der Briefmarken sammelte, erstaunt die hohen Zahlen (1000 und 2000 Reis) auf den Briefmarken betrachtete. Dass es aber bei uns, im Herzen des zivilisierten Europas, auch so weit und noch ärger kommen wird, wollte ausser einigen gewitzigten Spekulanten niemand glauben.

Wie bereits erwähnt, notierte die Krone in Zürich Anfang 1919 etwa 20 Prozent und befestigte sich sogar im Laufe des Jahres 1919. Der grosse Sturz begann Ende 1919 und setzte sich im Jahre 1920 fort. Als dann der Kurs der Krone unter 10 Prozent des Nominales sank, konnte ich nicht glauben, dass sich diese Geldentwertung weiter fortsetzen wird und kaufte grosse Kronenbeträge, die ich dann später mit Verlust abstossen musste.

Es muss an dieser Stelle festgestellt werden, dass der Wert unseres Geldes nicht durch die äusseren Umstände ruiniert wurde, sondern von innen heraus. Waghalsige Spekulanten boten nämlich grosse Kronenbeträge auf Termin gegen Devisen aus, liessen auch sehr grosse Mengen von Kronennoten in Rucksäcken über die



Czechoslovakisch abgestempelte 1000 Kronen Note der österr.-ung. Bank. (Stempel falsch.) Vor dem Krieg ein kleines Vermögen. - Wert ab 1921 – sieben Groschen



Ungarn



Jugoslavien

Revolutions und Inflationsmarken

Kriegs- Revolutions und Inflationsmarken



Österreich



Čecho-Slovakei



Polen



Berge und auch mit gemieteten Flugzeugen in die Schweiz schmuggeln und verdienten so ein enormes Geld an dem Ruin der eigenen Währung. Diese Leute gaben zum Beispiel zum Kurse von 20 auf drei Monate Termin sehr grosse Kronenbeträge, inzwischen wurden ungeheuere Kronenbeträge in die Schweiz geschmuggelt, an den dortigen Börsen ausgeboten, wodurch der Kurs dieser Noten sehr stark sank und so wurden an diesen Spekulationsgeschäften enorme Gelder verdient. Die Regierung war gegen diese Manipulationen machtlos.

Die Sozialisten (oder wie man sie später mannte Austro-Bolschewiken) die in Österreich damals die Macht hatten, schienen kein Interesse dafür zu bekunden den Kronenkurs zu halten, im Gegenteil, es schien sogar, als ob die Kronenentwertung durch die damaligen sozialistischen Machthaber unterstützt wurde, denn mit dem Zusammenbruch der Währung erhofften sie, dass dies vielleicht den Anstoss zur Errichtung einer Art Sowjetrepublik geben wird. - Ende 1921 war auch die Situation in Österreich in jeder Hinsicht sehr bedrohlich.

Ungarn wurde auch in dieser Geldentwertung mitgerissen, die nationale Regierung brauchte Geld, das Land war durch Krieg, Bolschewismus und Gegenrevolution ausgeplündert, die Reserven an Gold und Devisen erschöpft und trotzdem die in Ungarn befindlichen Noten mit ungarischen Stempeln versehen waren und eine Zeit lang bedeutend höher bewertet wurden als die österreichischen Kronen, wurden die ungarischen Noten mit der Zeit doch in den Abwertungsprozess hineingerissen.

Die Verwüstungen, welche die Geldentwertung verursachte, waren vielleicht noch grössere als jene des Krieges. Unabsehbares Elend kam über hunderttausende Familien, insbesondere jene des

Mittelstandes. Die Ersparnisse eines ganzen Lebens zerflossen ins Nichts, Versicherungen wurden wertlos, Pensionen und Gehälter reichten nicht aus um sich ein Stück Brot zu kaufen; eine Stellung war nirgends zu erhalten.

Das wüsteste Spekulantentum breitete sich in den durch die Inflation heimgesuchten Ländern aus, die zweifelhaftesten Elemente beherrschten das Strassenbild. Eine Scheinkonjunktur von unerhörten Ausmassen brach heran, indem die Preise aller lebenswichtigen Bedarfsartikel, Grundstücke, Wertpapiere, Schmuck, Valuten usw. von Tag zu Tag sprunghaft stiegen, selbstredend in dem sich immer mehr und mehr entwertenden Geld.Doch derjenige, welcher heute einen Franc um 5 Kronen kaufte und in einigen Tagen um 10 Kronen verkaufen konnte, strich einen Scheingewinn von 5 Kronen pro Franc ein und lebte davon kurze Zeit lang herrlich und in Freuden. Diejenigen jedoch, die erspartes Geld hatten, oder ein Gehalt bezogen, sahen ihren Besitz in nichts zerinnen, bzw. konnten sich von dem erhaltenen Geld nichts mehr kaufen. Alle diejenigen, die an althergebrachten,soliden Prinzipien festhielten, gingen zugrunde, dagegen hatte Unsolidität und Schuldenmacherei (selbstredend in Kronen) Hochkonjunktur. Nur diejenigen konnten einen Teil ihres Vermögens retten, die sich rechtzeitig Gold, Valuten oder Grundbesitz kauften.

Nach den traurigen Erfahrungen, die ich in den Jahren 1919 und 1920 machte, sah ich, dass nur das Festhalten am Besitz und das Anlegen des verdienten oder ersparten Geldes in beständigen Werten vor dem Zusammenbruch retten kann und richtete mich danach ein.

Da meine Schwiegermutter und meine Schwäger mir nicht

folgen wollten, beschloss ich nach meiner Rückkehr aus der Schweiz, im März 1920, mich von ihnen zu trennen und es kam ein Dissolutionsvertrag zustande, laut welchem ich für meinen Geschäftsanteil in der Firma Ludwig Bernauer die Fabrik in Lang-Enzersdorf und etwas Warenvorräte übernahm. Hierdurch wurde zwar mein Geschäftsanteil, welcher Ende 1918 etwa eine Million Kronen betrug, auf etwa den zehnten Teil reduziert, doch wurde ich in den Zusammenbruch der Firma Ludwig Bernauer in Budapest nicht hineingerissen. Dieser Zusammenbruch erfolgte im Jahre 1922, wie ich ihn schon seit langem voraussah und von dem, Ende 1918 mehrere Millionen Kronen betragenden, Vermögen der Firma verblieben nur einige Grundstücke, die das Privateigentum meiner Schwiegermutter bildeten. Diese Grundstücke verkaufte meine Schwiegermutter später auf mein Anraten günstig und die Zinsen des Erlöses reichen gerade zu ihrem bescheidenen Lebensunterhalt aus, aber das grosse, durch jahrzehntelange Arbeit erworbene Vermögen meines Schwiegervaters, welches ich während meiner Tätigkeit bedeutend vermehrte, ist in nichts zerflossen. Dieses Schicksal ereilte eine grosse Anzahl wohlsituierter Bürgerfamilien.

Im Jänner und Februar 1920 hielten wir uns in Engelberg auf, wo es sehr schön und angenehm war und wo wir viel Sport betrieben. Die Kinder lernten damals Schlittschuhlaufen und entwickelten sich in der guten Gebirgsluft sehr gut. Doch Ende Februar war das uns zur Verfügung stehende Geld fast aufgebraucht, an einen Nachschub von zu Hause war nicht zu denken und so mussten wir im März 1920 nach Wien zurück.

Dieser Winter, den wir so schön in der Schweiz verbrachten, war in Wien besonders schlecht. Es fehlte sozusagen an Allem, die spärlich verkehrende Elektrische stellte ihren Betrieb um

7 Uhr abends ein, die Strassenbeleuchtung war auf ein Minimum reduziert und in den Kaufhäusern und Gaststätten brannten Acetylenlampen. Kohle und Holz zum Heizen war fast unbeschaffbar, die Leute gingen in den Wienerwald, fällten dort die Bäume um und trugen das Holz in Rucksäcken nach Hause. An Lebensmitteln herrschte grosser Mangel, doch halfen die Siegerstaaten die Not in Österreich zu steuern, und sandten die vom Krieg übriggebliebenen Konserven und Kondensmilch nach Österreich. Jedem der von diesen Liebesgaben gelebt hat, wird das amerikanische Cornedbeef und die Kondensmilch inschauderhafter Erinnerung bleiben. Tausende halbverhungerte Wiener Kinder fanden in den neutralen Staaten liebevolle Aufnahme und Unterstützung.

Im April 1920 kam mein Schwager Dr. Berkovits aus Grosswardein mit seiner Tochter Vera in Wien an, da er rumänischer Staatsbürger nicht werden wollte und demzufolge aus Nagyvárad flüchten musste. Sein Hab und Gut wurde von den Rumänen beschlagnahmt und nur mit grossen Schwierigkeiten konnte man später einen Teil seiner Wohnungseinrichtung zurückbekommen. Wir blieben nicht lange in Wien, sondernfuhren Anfang Mai über Zagreb nach Villány, wo wir bis Mitte August verblieben.

Erwähnen möchte ich, dass wir Ende 1918 bei der Parzellierung der Schaumburg-Lippeschen Güter ein Grundstück von etwa 200 Joch erwarben und bereits Ende 1918 begonnen haben auf diesem Grundstück grosse Schnittweingärten auszupflanzen. Ich ging nämlich von der Überlegung aus, dass während des Krieges ein Grossteil der Weingärten zugrundeging, auch keine neuen Weingärten ausgepflanzt wurden und sich demzufolge bei Wiedereintritt geordneter Verhältnisse ein grosser Bedarf an amerikanischen Reben zur Wiederherstellung der Weingärten zeigen wird. Diese meine Überlegung erwies sichals richtig, denn





Jänner 1920. Engelberg (Schweiz) Fancy-Ball





Meine Kinder lernen
Schlittschuh Laufen

Juni 1920, Villány

Juli





Erntewagen anlässlich meines Geburtstages

24. Juli



Vera, Franzl, Buki, Babi



begonnen vom Jahre 1922, wo unsere neu angelegten Schnittweingärten in Ertrag kamen, zeigte sich tatsächlich stürmische Nachfrage nach Reben und unsere neuen Schnittweingärten erwiesen sich als sehr rentabel, da man infolge der grossen Nachfrage und des geringen Angebotes sehr gute Preise für die Reben erzielen konnte.

Unsere Wirtschaft in Villány war durch die Kriegsereignisse sehr herabgekommen, da ja wir beide während des Krieges nicht zuhause waren, es an Arbeitskräften mangelte und unser Betrieb nur mit Hilfe italienischer Kriegsgefangener notdürftig aufrechterhalten werden konnte. Dagegen war es günstig für uns, dass die meisten Besitzer, die sich vor dem Krieg mit der Erzeugung amerikanischer Reben befassten, ihre Schnittweingärten während des Krieges verkommen liessen und ein Grossteil der staatlichen Schnittweingärten, sowie jene in Médiás, wo unsere Hauptkonkurrenten waren, zu Rumänien kamen.

Die Handels-und Transportverhältnisse in den Jahren 1919 und 1920 waren desolate, von einem geregelten Frachtverkehr in den Nachfolgestaaten konnte überhaupt keine Rede sein, die Bahnen waren vollkommen desorganisiert, Waggons schwer erhältlich, die Transporte dauerten Wochen und Monate lang und insbesondere in Rumänien wusste man nie, ob und wann ein aufgegebener Waggon an seinem Bestimmungsort ankommen wird. Wenn man die Sicherheit haben wollte, dass ein aufgegebener Waggon tatsächlich weiterbefördert wird, so blieb nichts anderes übrig, als einen Mann hinunterzusenden, der mit dem Waggon mitreiste und jedem Stationsvorstand Schmiergelder gab, damit der Waggon an einen Frachtzug angeschlossen werde.

Man kann es sich heute nicht mehr vorstellen, mit welchen Schwierigkeiten und Unannehmlichkeiten damals der Handel ver-

knüpft war. Man wusste, insbesondere in Jugoslawien und Rumänien nie, ob ein Zug wirklich abging, resp. ankam. Die spärlichen Züge waren von Reisenden überfüllt, auf jeder Grenze machte man die grösstmöglichsten Schwierigkeiten und insbesondere bei Reben, die ein leicht verderblicher Artikel sind, war das Transportrisiko ausserordentlich gross.

Bis zum Jahre 1921 befanden sich unsere Anlagen unter jugoslawischer Oberhoheit und trotzdem sich in Österreich bald eine ziemlich grosse Nachfrage nach Reben bemerkbar machte, war es fast unmöglich Reben von Jugoslawien nach Österreich hereinzubringen. Die Nachfolgestaaten sperrten sich voneinander vollkommen ab und die Tschechoslovakei bezog zum Beispiel Weizen aus Australien und Amerika, während man im benachbarten Ungarn den Weizenüberschuss nicht verwerten konnte.

Ähnlich erging es auch mit Wein, in welchem Artikel in Ungarn Überfluss herrschte, die Tschechoslowakei bezog aber den benötigten Wein lieber aus Spanien und Frankreich als aus den wenige Kilometer entfernten ungarischen Weinbaugebieten, wo man viel besseren und billigeren Wein erhalten hätte. Es war eine ganz verrückte Zeit, nur mit den Zuständen im finstersten Mittelalter vergleichbar.

Das Geldwesen war überall in grösster Unordnung. Zuerst wurden die alten österreich-ungarischen Noten von den einzelnen Nationalstaaten abgestempelt und nur diese national abgestempelten Noten hatten in den einzelnen Staaten Gültigkeit. Diese abgestempelten Noten hatten jedoch in jedem Staat einen anderen Wert, zum Beispiel waren die tschechischen abgestempelten Noten viel mehr wert als die ungarisch oder österreichisch gestempelten.



1921



1921

Selbstredend wurden dann die Stempel gefälscht und ein lebhafter Schmuggel gestempelter und nicht gestempelter Noten begann über die Grenzen.

Der Wert der Noten wechselte fast täglich und demzufolge herrschte im Geldwesen ein unbeschreibliches Chaos. Eine verlässliche Kalkulation war unmöglich und das einfachste Warengeschäft artete zu einem Spekulationsgeschäft aus. Es dauerte bis zum Jahre 1922 bis die einzelnen Staaten Ordnung in ihr Geldwesen bringen konnten.

In Österreich wütete die Inflation und man befürchtete, dass es zu ähnlichen Zuständen wie in Russland kommen wird. Da beschloss Anfang 1922 das inzwischen zur Regierung gekommene christlichsoziale Kabinett Seipel, Ordnung zu schaffen. Die alten Kronennoten wurden eingezogen und man gab für 10.000 Kronen einen Schilling. Mit Hilfe der grossen Völkerbundanleihe wurden dann die Finanzen saniert, ohne dieselbe wäre jedoch Österreich im Jahre 1922 sicher dem Bolschewismus anheimgefallen. Die Besitzenden erlitten jedoch durch diese Abstempelung enorme Verluste. Man bedenke nur, was es heisst sein Barvermögen, seine Versicherungen, Renten, Pfandbriefe und sonstigen festverzinslichen Papiere auf ein Zehntausendstel reduziert zu sehen.

Charakteristisch für die Volksmentalität ist jedoch, dass sich das Rechnen nach Millionen und Milliarden, das doch nur während eines Jahres (1921 - 1922) in Geltung war, noch mehr als zehn Jahre lang erhielt und es kommt jetzt, dreizehn Jahre nach der Stabilisierung und Einführung der Schillingwährung noch vor, dass die Leute nach Millionen (Eine Million gleich hundert Schilling) rechnen.

In der Tschechoslowakei hat Finanzminister Englisch schon im Jahre 1921 Ordnung gemacht und die Kc eingeführt, welche etwa ein Fünftel des Wertes der alten Krone repräsentierte. Durch diese Massnahme erlitten die Einwohner der Tschechoslowakei unvergleichlich geringere Verluste als die Einwohner Österreichs und Ungarns. - In Ungarn wartete man nämlich mit der Stabilisierung bis zum Jahre 1924 und dort wurde die Krone in Pengö (Ein Pengö gleich 1.25 Schilling) umgewandelt, indem man für 10.000 Kronen einen Pengö erhielt. Der Geldwert wurde daher fast im gleichen Masstab heruntergesetzt als in Österreich. In Rumänien wurde das Geld im Verhältnis 1 : 30 reduziert und in Jugoslawien 1 : 10, aber selbst in den Siegerstaaten Frankreich und Italien musste der Geldwert herabgesetzt werden und zwar wurde in Frankreich der Franc auf den fünften Teil und in Italien die Lire auf den vierten Teil ihres Goldwertes reduziert. Durch diese Massnahmen sind jedoch die Währungen der einzelnen Staaten noch immer nicht zur Ruhe gekommen und in den Jahren 1931 - 32 mussten sogar Amerika und England ihren Geldwert um 40 Prozent reduzieren, welchem Beispiel ein Grossteil der europäischen und überseeischen Staaten folgte.

Die Auswirkungen des Weltkrieges machen sich daher heute 22 Jahre nach Ausbruch des Krieges fühlbar und es ist nicht abzusehen, wann eine endgültige Stabilisierung der Währungen erfolgen wird. Dieser Umstand bringt grosse Unruhe in die internationalen Handelsbeziehungen und macht die Krise zu einer ständigen Einrichtung.

Nach dem Kriegsschluss zeigte sich in fast allen Staaten ein ausserordentlicher Warenhunger, insbesondere Mitteleuropa war fast von allen Waren entblösst, die Häuser verfielen, Bahnen und Strassenbahnen waren in einem schauderhaften Zustand; es man-

gelte an Einrichtungsgegenständen, Lebensmitteln, Bekleidungsmitteln usw. Nun begann in den Siegerstaaten, sowie in den neutralen und überseeischen Ländern eine fieberhafte Tätigkeit um den Warenhunger der Welt zu befriedigen. Die Industrien wurden erweitert, die Produktion von Rohstoffen, Lebens-und Genussmitteln entwickelt und insbesondere in Nordamerika entstand eine noch nie dagewesene Hochkonjunktur. Die Gewinne, welche die amerikanischen Unternehmer einheimsten, waren phantastisch. An der New-Yorker Börse stiegen die Aktien der Banken, Industrien und landwirtschaftlichen Unternehmungen ins Phantastische, tatsächlich ging es auch diesen Unternehmungen glänzend und sie zahlten sehr hohe Dividenden.

Dem Beispiel der amerikanischen Börsen folgten nun auch die Börsen Europas, insbesondere jene Mitteleuropas und so entwickelte sich in den Jahren 1922 bis 1924 eine Scheinkonjunktur und Spekulationswut, welche die Kurse der Aktien auf ein Vielfaches ihres früheren Wertes emporwirbelte. Zu jener Zeit spekulierte in Wien und Budapest fast jeder. Einfache Leute, die keine Ahnung von der Börse hatten, kauften sich Papiere, deren Namen sie irgendwo nennen hörten und es war vorauszusehen, dass diese Spekulationswut mit einem fürchterlichen Zusammenbruch enden wird. - Dieser erfolgte auch im Jahre 1924, wo sich die Wiener Börsianer einbildeten, dass sie durch Konterminierung des französischen Franc, die Währung dieses vielleicht reichsten Landes zu Fall bringen werden. Die französische Regierung verband sich jedoch mit amerikanischen Kapitalisten, die Attacke wurde zurückgeschlagen und die Spekulanten erlitten enorme Verluste. Es kam dann ein furchtbarer Börsenkrach und die künstlich emporgewirbelten Aktienkurse fielen auf ein Zehntel, ein Zwanzigstel, ja ein Fünfzigstel ihres Höchstwertes. Die Folgen dieses Börsenkraches

waren schauderhafte, was Krieg und Inflation übrig liessen, wurde zum Grossteil weggerafft, hunderte und tausende von Banken und Firmen brachen zusammen.

Typisch für diese Zeit ist Folgendes: Wien hatte bekanntlich zahlreiche Kaffeehäuser; aus einem Grossteil dieser Kaffeehäuser wurden während der Inflation Banken, nach dem ersten Zusammenbruch im Jahre 1924 wurden dann aus diesen Banken wieder Kaffeehäuser.

Im April 1922 heiratete mein Bruder die damals kaum 18-jährige Bözsi Lauber, ein reizendes Mädchen, in die er sehr verliebt war und mit ihr sehr glücklich ist. Der Ehe entsprossen zwei Töchter, Judith und Elisabeth, sehr liebe, brave und gescheite Mädchen.

Die Zeit vom Jahre 1921 bis 1936 war eine überaus wechselreiche Zeitperiode bei uns. - Knapp nach dem Krieg zuerst die grosse Verzweiflung, die Inflation mit ihren verheerenden Folgen, von 1922 bis 1924 die grosse Hausseperiode, eine Scheinkonjunktur, im Jahre 1924 der grosse Bankenkrach, ab 1926 bis 1931 wieder grosse Konjunktur, im Jahre 1931 der Ausbruch der grossen Weltkrise, deren Auswirkungen heute noch andauern und deren Ende vorläufig noch nicht abzusehen ist. - Erwähnen möchte ich bei dieser Gelegenheit noch die Inflationsperiode in Deutschland in den Jahren 1921 bis 1923, im Verlaufe welcher der Wert der Mark auf ein Billionstel, auf eine Zahl, die mit 12 Nullen geschrieben wird und ansonst nur in der Astronomie gebraucht wird, fiel. Tatsächlich gibt es noch Marken und Geldzeichen aus jener Zeit, auf welchen die Billion vorkommt; dies war selbstredend grotesk, denn wenn eine Währung auf den



Weihnachten 1921
in Wien





April 1922
Sanyi u. Börzsi
auf der Hochzeitsreise



Juni 1922

Puchberg



Palika

1922





Teleki u. Zuka's grossmama

August 1922 Baden b/ Wien

hunderttausendsten Teil ihres ursprünglichen Wertes gefallen ist, ist sie praktisch nullifiziert, aber die Deutschen sind gründliche Menschen und sie haben auch die Inflation gründlich gemacht.

Bei allen diesen Geldwertbewegungen gab es natürlich eine Schichte von skrupellosen Spekulanten, welche die Lage richtig erfassten und sich indieser Geldentwertungsperiode enorm bereicherten. Zumeist waren es Leute, die nichts zu verlieren hatten und die sich innerhalb kurzer Zeit ein phantastisches Vermögen erwarben. Allerdings hielten diese Vermögen nicht lange und das alte Sprichwort, wie gewonnen, so zerronnen, bewährte sich wieder. Ich will nur die Namen Bosel, Castiglione und Stinnes nennen.

Es ist charakteristisch, dass diese Spekulanten (ebenso wie der Grossteil der Karten-und Roulettespieler) nicht imstande sind, wenn sie im Glück sind "auszusteigen" und sich mit dem ergatterten Vermögen zurückzuziehen. Ihre Habgier wird nie befriedigt, sie wollen immer mehr und mehr, bis sich dann das Blatt wendet und die grossen Gewinne wieder in nichts zerfliessen.

Mit dem Einsetzen der Inflationsperiode im Jahre 1921 begann auch eine unerhörte Tanz-und Vergnügungswelle. Die Vergnügungslokale waren überfüllt, der Champagner floss in Strömen, Theaterkarten waren nur mit grossen Zuschlägen erhältlich, es wurde Tag und Nacht getanzt und mehr Geld ausgegeben als in den besten Friedenszeiten. - Auf der einen Seite wurde durch die Spekulanten und Inflationsgewinner ein unerhörter Luxus entfaltet, andererseits stack der überwiegende Grossteil der Bevölkerung im tiefsten Elend. Der Schiebertyp beherrschte die grossen Hotels, Nachtlokale, Ballsäle und Kaffeehäuser. Die Ringstrassenhotels und insbesondere das Grand Hotel waren von diesem recht unsympathischen Menschentyp

überfüllt. In der Halle des Grand Hotel liegt vor dem Eingang ein grosser Teppich, auf welchem das Wort"Salve" steht. Aus dieser Zeit stammt das Bonmot, dass das Wort Salve die Abkürzung folgenden Satzes bedeutet: " Schieber aller Länder vereinigt euch ". - Die Abkürzung von Firmennamen, die eine grosse Anzahl von Worten enthielten , kam nämlich nach dem Kriege in Mode, so zum Beispiel Fiat (fabbrica italiana automobile Torino), Wök (Wiener öffentliche Küchenbetriebe)u.a.

Ungeachtet all dieser Wirren, zumeist politischer und wirtschaftlicher Natur, ging jedoch der Fortschritt auf allen Gebieten des menschlichen Wissens und insbesondere der Technik mit Riesenschritten vorwärts und wenn wir nur die letzten zehn Jahre betrachten, finden wir die grössten Fortschritte und Erfindungen auf technischem Gebiet. Das Radio, welches heute als eine Selbstverständlichkeit betrachtet wird, war vor zehn Jahren noch fast unbekannt. Diese Erfindung ist vielleicht eine der grössten des menschlichen Geistes und hat sich am schnellsten über die ganze Welt verbreitet, doch ist sie vielleicht heute noch im Anfangsstudium ihrer Entwicklung. Das Fernsehen ist bereits erfunden und wird wahrscheinlich in zehn Jahren, wenn ich noch lebe und diese Zeilen durchblättern kann, etwas ebenso Selbstverständliches sein, wie heute der Radioapparat.

In die letzten zehn Jahre fällt auch die grosse Entwicklung des Flugwesens, der Zeppelin umflog vor einigen Jahren die Erde und heute besteht schon ein geregelter Flugverkehr zwischen den Kontinenten über dem Ozean. Man nimmt sich heute in Rotterdam seine Flugkarte nach Batavia (vorausgesetzt, dass man über das nötige Kleingeld verfügt) ebenso wie man vor 30 Jahren eine Schnellzugskarte nach Paris löste. Die Filmtechnik hat seit 15 Jahren eine kolossale Entwicklung durchgemacht, der sprechende Film ist heute eine ebensolche Selbstverständlichkeit geworden, wie man es vor sechs Jahren noch

Zehn Jahre Republik Oesterreich.

Wie unser Staat entstand.

Der Gründungstag der Republik.

Von Dr Franz Dinghofer.
Präsident des Obersten Gerichtshofes, Bundesminister a. D.

Wien, 11. November.

Zehn Jahre sind verflossen, seitdem die Republik Deutschösterreich gegründet wurde. In der weitesten Oeffentlichkeit, insbesondere in der Presse, wurde oft die Frage aufgeworfen, wie denn eigentlich unser Staat entstanden ist. Hiebei wird merkwürdigerweise bloß die Brücke zur alten Monarchie gesucht. Wenn die sozialdemokratische Partei die Behauptung aufstellt, die Erringung der Republik sei ihr Werk und sei im Wege des Kampfes erfolgt, so ist das unrichtig. Neuösterreich ist eine logische Folgeerscheinung des verlorenen Krieges. Der Zerfall der alten Monarchie im Oktober 1918 war der Schlußpunkt eines Jahrzehnte währenden Prozesses, der durch die furchtbaren seelischen und materiellen Erschütterungen und Verluste des Weltkrieges beschleunigt wurde. Es war ein Zusammenbrechen ohne Kampf. Als die deutschen Armeen an der Westfront nicht mehr vorwärts konnten, als Ende September die bulgarische Front sich auflöste, Michael Karolyi von unserer Südfront die ungarischen Truppen in die Heimat zurückrief und diese Lücke nicht mehr ausgefüllt werden konnte, als die slawischen Truppen auch nicht mehr verwendbar waren — war die Situation militärisch nicht mehr haltbar. Sie wurde noch vielfach verschärft durch die Zustände im Hinterland, die Folgen der Hungerjahre und der ungeheuren Blutverluste, so daß die Verzweiflung einen derartigen Grad erreicht hatte, daß die schleunigste Beendigung des furchtbaren Ringens notwendig war.

Die alte Monarchie hatte nicht mehr die Kraft, ihre Existenz zu verteidigen, und der neue Staat wurde eigentlich als Fortsetzung eines Teiles des alten Staates fast im Einvernehmen mit der letzten kaiserlichen Regierung gebildet, die sich ihrer völligen Machtlosigkeit bewußt war. Der eigentliche Kampf war ein anderer, der auch am Gründungstage der Republik seinen sichtbaren Ausdruck fand. Nicht die Frage, ob Monarchie oder Republik, war mehr zu entscheiden, sondern die Frage, ob sozialistische oder demokratische Republik. Als ich am 12. November 1918 um vier Uhr nachmittags die Aufgabe hatte, den vor dem Parlament angesammelten Massen von der Parlamentsrampe die Gründung der Republik zu verkünden, rief besonders die Floridsdorfer Jugend „Hoch die sozialistische Republik!" Und als der weiße Teil aus den neuen Fahnen herausgerissen und nur die roten Teile übrig blieben, war dies eine Demonstration der Kommunisten und Rotgardisten. Doch dieses Vorgehen der Kommunisten wurde von dem überwiegenden Teil der versammelten vieltausendköpfigen Menge ebensowenig gebilligt, wie der Putsch der Roten Garde, die eine wilde Schießerei eröffnete, die leicht noch größeres Unheil anrichten konnte, als dies ohnehin der Fall war.

Das Unglück einer Räterepublik ist uns erspart geblieben. Vor allem dadurch, daß die Parteien im Parlament sich der Verantwortung und Tragweite eines solchen Geschehnisses klar bewußt waren und sich alle auf dem Boden der demokratischen Republik einigten; denn sie erkannten, daß bei einer Räterepublik ein vollständiges Chaos angesichts der seelischen Verfassung des Volkes eintreten würde.

Zehn Jahre sind im Leben der Völker gewiß nicht viel. Aber wenn man heute zurückblickt und unsere Zeit mit der damaligen vergleicht, so ist der Gegensatz doch so ungeheuer, daß uns die Not von damals wie ein Traum erscheint. Heute hat sich die österreichische Wirtschaft zum größten Teil wieder aufgerichtet, es herrscht Ruhe, Friede und Ordnung, und wenn wir auch durch die Konstruktion unseres Staates, durch seine territoriale Lage in der Entwicklung beengt und gehemmt sind, so können wir uns zum Troste doch sagen, daß sich die Vernunft in der Geschichte schließlich immer durchsetzt und auch uns wieder Gerechtigkeit zuteil werden wird.

Die Ereignisse am 12. November 1918.

Wien, 11. November.

In den Novembertagen des Jahres 1918 überstürzten sich die Ereignisse, die zum Umsturz und zur Gründung der Republik Deutschösterreich führten. Am 11. November erfolgte der Verzicht des Kaisers Karl auf jeden Anteil an den Staatsgeschäften. Mit dieser Verzichtleistung war auch die Grundlage für den weiteren Bestand des Ministeriums Lammasch entfallen. Der Kaiser und seine Familie begaben sich am Abend des 11. November nach Eckartsau.

Am 12. November, vormittags, hielt das österreichische Abgeordnetenhaus seine letzte Sitzung ab. Am Nachmittag versammelte sich unter Vorsitz Dr. Dinghofers im Sitzungssaale des Herrenhauses die Nationalversammlung und nahm nach einer Rede des Staatskanzlers Dr. Renner einstimmig den Gesetzentwurf an, in welchem Deutschösterreich zur Republik proklamiert und der Anschluß an das Deutsche Reich ausgesprochen wurde.

Um 4 Uhr unterbrach Präsident Dr. Dinghofer die Sitzung. Er trat auf die Rampe des Parlaments und verkündete den Beschluß der Nationalversammlung. Auf den Flaggenmasten sollten nun die Fahnen in den Farben des neuen Staatswesens aufgezogen werden. Es erschien aber nicht ein rot-weiß-rotes, sondern nur ein rotes Fahnentuch und der Stoff des Banners war zerrissen und zerschlissen. Nachdem Präsident Dr. Dinghofer mit einem Heil auf Deutschösterreich geschlossen hatte, verlas Dr. Renner das Gesetz über die Staats- und Regierungsform sowie die von der Nationalversammlung erlassene Proklamation an das deutschösterreichische Volk. Als letzter Redner sprach Präsident Seitz an die Versammelten.

Die Abgeordneten begaben sich nun in das Parlamentsgebäude zurück. Die Menge drängte ihnen nach, das Tor konnte noch geschlossen werden, aber schon wenige Sekunden später waren Soldaten der Roten Garde vor ihm. Man hörte das Klirren der Glasscheiben, die mit Gewehrkolben eingeschlagen wurden.

Plötzlich fiel ein Schuß. Bald folgte ein zweiter und dritter Schuß und nun wurden auf die Säulenhalle förmliche Salven gerichtet. Das Schießen dauerte sechs bis acht Minuten, es wurden gegen hundert Schüsse abgegeben. Bei diesen Schreckensszenen wurden 31 Personen verletzt, einige von ihnen sehr schwer. Aber die Bronzetüren des Parlaments hielten den Ansturm zurück und so verlief der Rest des Tages in Ruhe.

A kormány nem hozathatja haza a királyi családot

Bethlen hetedikén Genuába utazik — A választásokat nem halasztják el
A kormány nem tart külpolitikai bonyodalmaktól

(*A Magyarország tudósitójától.*) A kormány és pártja körében a politikai helyzetet a következőképpen itélik meg:

Károly király halála a magyar belpolitikai életben semmiféle különösebb konstellációt nem idézett elő. A legitimista ellenzék proklamációja, amely a törvénnyel szembehelyezkedik, büntetendő cselekmény és amennyiben annak terjesztését, népszerüsitését megkisérelnék, a hatóságok tudni fogják kötelességüket. A kormány körében azonban remélik, hogy erre nem kerül a sor.

Ami Andrássy Gyula grófnál tegnap tartott tanácskozás határozatának második pontját illeti, amelyben *felszólitják a kormányt, hogy a királynak Magyarországon való életmódja és a családnak Magyarországba való visszahozása iránt tegye meg a szükséges lépéseket*, erről a kormány körében az a felfogás, hogy

ennek az óhajnak nem lehet elleget tenni, mivel ez nem kompetens helyről nyilvánult meg. Illetéktelen tényezők beavatkozását ebben a kérdésben nem hajlandók megtürni.

Sok szóbeszédre adott alkalmat, hogy a hivatalos lap rendkivüli kiadásban emlékezett meg IV. Károly haláláról és *a kormány intézkedést tett az országos gyász elrendeléséről és a gyászmise bemutatásáról.* Erre vonatkozólag kijelentik, hogy a hivatalos lapban IV. Károlyra vonatkozólag használt ő császári, királyi felség elnevezés teljesen korrekt, abból, hogy ez a hivatalos lapban megjelent, semmiféle messzemenő következtetéseket levonni nem lehet, mert *ez az 1921. évi 47. törvénycikk szellemében egész világosan folyik.*

Ami azt illeti, hogy politikai népgyüléseket nem lehet tartani, erre vonatkozólag *a kormány körében nem gondolnak arra, hogy ez a választások eltolásával is járna. Május vége felé, illetve junius elején okvetlenül megtartják a választásokat.*

A kormány a király halála alkalmából semmiféle külpolitikai bonyodalomtól nem tart, amennyiben minden egyes ténykedésében szigoruan a detronizálásról szóló törvény értelmében jár el. A legitimista ellenzék állásfoglalása nem tekinthető másnak, mint választási agitációnak.

A miniszterelnök április 7-én a genuai konferenciára utazik, amennyiben azonban időközben ettől a tervtől kénytelen volna elállani, ebben az esetben Bánffy Miklós gróf külügyminiszter vezeti Genuába a magyar delegációt.

Andrássy, Apponyi, Szterényi, Gratz, Gömbös és Kováts J. István a király haláláról

IV. Károly egyik végrendeletét Budapesten őrzik — Legitimisták és szabadkirályválasztók

(*A Magyarország tudósitójától.*) A *Magyarország* munkatársa előtt ma több vezető politikus nyilatkozott IV. Károly király halálával kapcsolatosan.

Andrássy Gyula gróf

a következőket mondta:

— Véleményem szerint a pragmatica sanctiónak csak az a része szünt meg, amely a közös birtoklásra vonatkozik. A többi rész — az, amely az örökrendre vonatkozik, — szerintem változatlanul fennáll.

Apponyi Albert gróf

a következőkép nyilatkozott:

Ha IV. Károly fia, Ottó, nem lesz megkoronázható azon időn belül, amit alkotmányunk előir, ennek *nem ő az oka, hanem vis major, amelynek jogilag semmiféle következménye nem lehet.*

— Ősfelsége holttestének hazahozatala tekintetében *remélem, a kormány meg fogja tenni az intézkedéseket*, hasonlóképpen annak lehetővé tételére is, hogy az özvegy királyné gyermekeivel együtt Magyarországon telepedhessen le.

Gratz Gusztáv

a következőket mondta:

— Ama levél értelmében, amelyet az elhunyt IV. Károly király 1920 őszén Rakovszky Istvánhoz, a nemzetgyülés akkori elnökéhez intézett, valamint a királynak múlt év áprilisában kiadott manifesztuma szerint a *pragmatica sanctiónak csak az Ausztriával való együttes és elválaszthatatlan birtoklására vonatkozó része tekinthető hatályonkivülinek. Ezeknek az intézkedéseknek pedig a trónörökléshez semmi közük sincsen.*

— *Tekintettel Ottó kiskoru voltára, szüksége van valakire aki helyette mint gyám nyilatkozni és intézkedni képes.*

Ez a gyámság nem tévesztendő össze a régensséggel.

Amennyiben Ottó elfoglalhatná a trónt, a régensség kérdését a magyar alkotmány értelmében az országgyülésnek, illetve az ennek jogait gyakorló nemzetgyülésnek kellene törvény utján szabályoznia. Mindaddig, amig ez meg nem történhetik, a magyar alkotmány szerint

a királyné az, aki a király nevében intézkedni jogosult. Amennyiben az elhunyt király végrendeletében más gyámot nevezett volna meg, ennek hatásköre csak magánjogi vonatkozásokra terjeszkedne ki,

közjogi vonatkozásokban a magyar alkotmány mérvadó, amely a királynét jelöli meg a kiskoru király gyámjául.

— Valószinü, hogy a király eltemettetésére vonatkozólag végrendeletileg intézkedett. Egy ilyen

végrendeleti intézkedése, amely közvetlenül az októberi eseményeket megelőző időből van datálva, jelenleg Budapesten van őrizetben, de még nincs felbontva

bezweifelte, dass es einen sprechenden Film geben wird. Auch der farbige und plastische Film ist bereits erfunden und dürfte innerhalb weniger Jahre der Allgemeinheit zugänglich sein. - Eine ähnliche Entwicklung zeigt sich auch im Kraftfahrwesen, in der Schiffahrt und auf allen anderen Gebieten der Technik und der Industrie.

Man sieht daher, dass die desolaten Verhältnisse der Nachkriegszeit die Entwicklung der Technik und das Fortschreiten der Kultur nicht aufgehalten haben und dies ist das Erfreulichste, was bei dem vielen Betrüblichen aufgezeichnet werden muss. Die kommenden Generationen werden nichts mehr von den Leiden der gegenwärtigen Generation wissen, sondern nur die Erfindungen der letzten 20 Jahre geniessen und weiterentwickeln.

Nach dem Krieg ist auch ein wesentlicher Umschwung in den Besitzverhältnissen eingetreten.

Die Vereinigten Staaten von Nordamerika haben sich während des Krieges und in den Nachkriegszeiten enorm bereichert und sind aus einem Schuldnerstaat zu einem Gläubigerstaat geworden. Allerdings teilweise zu ihrem Verhängnis, denn sie haben während des Krieges und nach dem Krieg enorme Summen an Europa, Südamerika und andere Überseestaaten geborgt, deren Rückzahlung infolge der im Jahre 1931 eingetretenen Weltkrise ziemlich problematisch geworden ist. In diesem Zusammenhang muss erwähnt werden, dass die Besitzenden in Mitteleuropa nicht nur durch die Inflation einen Grossteil ihres Vermögens eingebüsst haben, sondern auch in den Anleihen, die nach dem Jahre 1922 auf Goldbasis emmittiert wurden, enorme Verluste erlitten. Die auf Golddollars lautenden Anleihen der zentraleuropäischen Staaten sind mit Ausnahme weniger, wie zum Beispiel die österreichische Völkerbundanleihe, notleidend geworden und die

zu Pari-Kursen oder nahe daran emmittierten Anleihen sanken auf 10 bis 30 Prozent ihres Nominal-Wertes, was selbstredend das wiedererwachte Vertrauen stark erschütterte und die allgemeine Unsicherheit steigerte.

Die gewesene östereich-ungarische Monarchie wurde durch die Friedensverträge von Versailles und St.Germain bekanntlich in fünf Nationalstaaten zerrissen und am schlechtesten erging es meinem Vaterland, dessen Territorium auf ein Drittel seines Vorkriegsgebietes reduziert wurde. Ungarn kann und will sich auch nicht in dieses Schicksal fügen und strebt seit dem Jahre 1920 die Korrektur seiner Grenzen an, bisher allerdings ohne Erfolg. Doch die Ungarn lassen den Mut nicht sinken und betrachten den heutigen Zustand nur als eine Übergangsperiode.

Über die Vorgänge in Russland müsste man ein eigenes Kapitel schreiben, doch sind bereits so unzählige Publikationen über dieses Thema erschienen, dass ich es für überflüssig halte, mich darüber auszubreiten, nur Eines möchte ich erwähnen. Knapp nach dem Kriege herrschte bei uns grosse Angst vor der bolschewistischen Weltrevolution, auf welche anscheinend die Sowjetmachthaber hinarbeiteten. Heute scheint man sich allerdings mit den Zuständen in Russland abgefunden zu haben, fast alle Staaten nahmen wieder die diplomatischen Beziehungen zu Sowjet-Russland auf und der russische Aussenminister Litwinow präsidierte sogar vor kurzem die Völkerbundstagung in Genf.

Es wäre müssig, wenn ich mich eingehend mit den politischen Verhältnissen der Nachkriegszeit befassen würde und es wäre auch unmöglich die Ereignisse der letzten 15 Jahre nur annähernd zu skizzieren. Vorläufig sieht man noch nirgends einen Ruhepunkt, alles



Die Inflation in Deutschland



Kriegs, Revolutions- und Inflationsmarken.

Menu

Bouillon en taſſe
Oeufs à la Ruſſe
Homard à la Diennoiſe
Poularde de Styrie rôtie
Légumes
Salades
Bonhomme glacé
Café

Traminer 1921, Crû Teleki, Dillány
Kadarka rouge 1921, Crû Teleki, Dillány
Sauternes 1917

Dienne, le 25 Février 1924

1924



Meran

ist in Bewegung und was die nahe und ferne Zukunft birgt, ist noch ganz nebulos. Sicher ist nur das Eine, dass die gegenwärtigen Zustände in Europa sich auf die Dauer nicht halten werden können und dürfte es entweder zu einem neuen, noch schrecklicheren Weltkrieg kommen, oder es kommt doch, was alle vernünftigen Menschen sehnlichst erwünschen, zu einem wirklichen Völkerbund, den Vereinigten Staaten von Europa, welches die einzige richtige Lösung aller Fragen und die Erlösung von den gegenwärtigen unerquicklichen Zuständen wäre.

Vorläufig sind jedoch die Widerstände gegen diese Vereinigung oder Conföderation der europäischen Staaten viel zu grosse, als dass man an eine derartige Lösung denken könnte. Hoffentlich werden jedoch in absehbarer Zeit die Machthaber der einzelnen Staaten einsehen, dass nur die friedliche Zusammenarbeit aller Staaten Europas die Garantie für eine bessere Zukunft der Menschheit bildet. Obwohl dieser Gedankengang heute noch als utopistisch bezeichnet werden muss, gibt es doch fast in allen Staaten Europas beherzte Männer, die den Satz "Völker Europas vereinigt euch" predigen und so hat zum Beispiel Graf Coudenhove-Kalergi mit seiner Paneuropa-Aktion zweifelsohne namhafte, wenn auch momentan nur theoretische Erfolge zu verzeichnen.

Kehren wir jedoch in das Jahr 1922 zurück.-Nach der Inflationswelle folgte, wie bereits erwähnt, unter der Regierung Seipel die Stabiliserung mit Hilfe des Völkerbundes und die Schillingwährung wurde eingeführt. Die neue Währung und die Sicherheit wieder mit festen Ziffern rechnen zu können, wirkte ausserordentlich belebend auf Handel, Industrie und Landwirtschaft.

Was uns selbst anbetrifft, so begann man sich in Öster-

reichund in der Tschecho-Slowakei ab 1922 eifrig mit der Rekonstruktion der verwüsteten Weingärten zu beschäftigen, dies bedeutete günstige Absatzmöglichkeiten für unsere Produkte und ich tat mein Möglichstes um diese günstige Konjunktur auszunützen. Wir wurden zu den Hauptlieferanten des österreichischen Weinbaues und ich konnte nicht nur unsere eigene Produktion zu guten Preisen absetzen, sondern kaufte auch grosse Mengen von Reben in Ungarn, Rumänien, Jugoslawien und Italien, so dass sich der Geschäftsgang unserer Firma sehr befriedigend gestaltete. Ich baute auch die Mineralölraffinerie in Lang-Enzersdorf um, sah jedoch bald ein, dass in der Ölbranche für mich nichts zu holen war, denn unsere Fabrik und die mir zur Verfügung stehenden Kapitalien waren viel zu klein um ein erfolgreiches Konkurrieren mit den grossen Weltkonzernen, welche das ganze Ölgeschäft an sich rissen, zu ermöglichen. Das Mitkonkurrieren um jeden Preis hätte nur schwere Verluste zur Folge gehabt und ich sah mich daher gezwungen im Jahre 1926 den Betrieb der Fabrik in Lang-Enzersdorf zu reduzieren und später ganz stillzulegen.

Österreich war vor dem Krieg ein ausgesprochenes Industrieland, Ungarn hingegen ein Agrarland. Nun bekamen in Österreich die Agrarier die Oberhand, die Landwirtschaft wurde vom Staat stark protegiert und subventioniert, infolge welchen Umstandes die Industrie den Kürzeren zog. In Ungarn wurden hingegen mit Hilfe hoher Zölle und staatlicher Subvention die Industrien hochgezüchtet, dagegen die Interessen der Agrarier vernachlässigt. Ein ganz widernatürlicher Zustand, wogegen jedoch anzukämpfen, müssig war Die Protektion der Landwirtschaft in Österreich war mir allerdings sehr recht, denn im Rahmen der Landwirtschaft wurde auch der Weinbau favorisiert und da ich persona grata bei allen landwirtschaftlichen Korporationen und auch in punkto kaufmännischer Fähigkeiten meinen Konkurrenten



1924

Monte-Carlo



August 1924

Villány

Ausflug österr. Weinbautreibender

1924



Der Weihnachtsbaum



in Villány



beim Heurigen

überlegen war, konnte ich schöne Umsätze und Gewinne erzielen. Meine Erfolge verdanke ich jedoch hauptsächlich dem Umstand, dass ich auf die gewissenhafteste und solideste Bedienung unserer Kunden ganz besonders bedacht war und das Renommee unseres Hauses nicht nur in Österreich und in der Tschechoslowakei, sondern auch in allen anderen europäischen und sogar überseeischen Staaten, wo Reben und Veredlungen zur Rekonstruktion der Weingärten benötigt wurden, begründen und befestigen konnte.

Das internationale Rebengeschäft, so wie ich es organisiert und betrieben habe, war ein ausserordentlich schwieriges und es gehörte sehr viel Fachkenntnis, Erfahrung und finanzielle Geschultheit dazu, um es erfolgreich durchführen zu können. Oft gab es ausserordentliche Schwierigkeiten zu überwinden und ich möchte auch den Umstand erwähnen, dass ich als ausländischer Staatsbürger in Österreich von nationalistisch eingestellten Konkurrenten angefeindet wurde. Diese Leute hätten mich gerne aus dem Wege geräumt, um ihre Geschäfte erfolgreich betreiben zu können und scheuten vor den niedrigsten Mitteln nicht zurück um mir das Leben sauer zu machen, aber Hindernisse und Schwierigkeiten sind deshalb da, um überwunden zu werden. Trotz aller Anfeindungen hielten die Fachkreise, unsere Kunden und meine Freunde unerschüttert zu mir und schliesslich blieb ich doch Sieger in diesem aufreibenden Kampf.-Im Jahre 1925 errichtete ich die Rebanlage in Kottingbrunn und im Jahre 1932 wurde eine eigene österreichische Firma gegründet. Diesem folgte im Jahre 1933 die Gründung einer Firma in der Schweiz, im Jahre 1934 einer Firma in Palästina und im Jahre 1935 einer Rebschule in der Tschechoslowakei.

Die Rebanlage in Daruvár hat mein Bruder schon im Jahre 1920 mit Herrn Bresslauer gegründet. Anfangs arbeitete diese

Rebanlage infolge zahlreicher Hagelschläge unbefriedigend, in den letzten Jahren besserte sich jedoch die Situation. Im Jahre 1925 habe ich mit Herrn Dr. Dorigo eine Rebanlage in Manzano, in Italien ins Leben gerufen, diese musste jedoch bald aufgegeben werden, denn sie erwies sich als unrentabel. Unser stärkstes Jahr war die Saison 1925/26, wo wir trotz verheerender Hagelschläge in Villány, sehr grosse Mengen Reben in Rumänien und Italien aufkauften und zu recht guten Preisen absetzen konnten. In der Saison 1931/32 gestalteten sich die Verhältnisse in unserer Branche katastrophal. Die Konkurrenz offerierte Reben tief unter dem Selbstkostenpreis und wir selbst mussten mit Verlust verkaufen. In den letzten Jahren besserte sich jedoch die Lage zusehendst und in den Jahren 1935 und 1936 erzielten wir die grössten bisherigen Umsätze, trotzdem die Preise wesentlich tiefer waren, als vor der Weltkrise.

In den letzten 15 Jahren haben wir unser Unternehmen bedeutend erweitert und können ohne Unbescheidenheit sagen, dass es eines der bedeutendsten, und vielleicht sogar das bedeutendste Unternehmen dieser Art in der Welt ist. Als mein guter Vater vor 25 Jahren starb, hatten wir im ganzen etwa 20 Katastraljoch Schnittweingärten, während wir heute etwa 80 Katastraljoch eigene Schnittweingärten haben und bedeutende landwirtschaftliche Besitze.Veredlungen produzierten wir vor dem Krieg fast gar keine, während wir jetzt selbst etwa drei Millionen Stück Schnittreben jährlich veredeln und im Bedarfsfalle auch noch Veredlungen ankaufen. Der rentabelste Zweig unseres Unternehmens ist jedoch der Rebenhandel, welcher hauptsächlich in Wien und anderen ausländischen Niederlassungen betrieben wird, wo wir grosse Mengen von Reben umsetzen. Durch unsere ausländischen Filialen und Schwesterunternehmungen sind wir in der Lage überall mitzureden und auch in solchen Relationen zu arbeiten, in



1924



1925
Villány



1925
Deutsche Fachleute in Villány

1925



Meine Mama zum letzten Mal in Wien



in Gastein



Herrsike's Taufe in Tillany



Rimini

denen es von hier aus nicht möglich wäre.

Die richtige Organisation eines Geschäftes, sei es nun eine Urproduktion, eine Industrie oder ein Handelsgeschäft, ist das Wichtigste, jedoch muss man streng darauf achten, nur solche ausländische Affilationen aufrecht zu erhalten, die sich zumindest selbst erhalten, denn wenn man zuviel Filialen gründet, dieGeld verschlingen, anstatt Gewinne abzuwerfen, kann man auch ein gesundes Unternehmen zugrunderichten. Ich schreibe dies alles auf Grund jahrzehntelanger Erfahrungen nieder, damit meine Nachfolger in späteren Jahren, wenn sie einmal meine Erinnerungen zu Rate ziehen wollen, auch tatsächlich nützliche Ratschläge in denselben finden.

In den jetzigen Krisenzeiten sind sehr viele bedeutende und gut fundierte Unternehmen deshalb zugrundegegangen, weil zuviele Familienmitglieder an ihnen gehangen sind und alle von dem einen Unternehmen leben wollten. Diesen Fehler soll man nicht begehen und nie alles auf einen Nagel hängen; es ist zwar sehr bequem in den väterlichen oder grossväterlichen Unternehmen weiterzuarbeiten, aber in jeder Branche kommen Krisen vor und für diesen Fall muss man gewappnet sein und auch in einer anderen Branche Interessen haben. Man soll nicht von dem Standpunkt ausgehen: " zu was soll ich mir den Kopf zerbrechen, wenn es bei uns sowieso gut geht ". Dies ist falsch, man soll sich den Kopf zerbrechen und darüber nachdenken, wie man 1.) das eigene Unternehmen besser ausbauen kann und 2.) was man anfangen wird, wenn das eigene Unternehmen schlecht geht. Hauptsächlich warne ich meine Nachfolger davor grosse Schulden zu kontrahieren. Man soll nur soviel fremdes Geld in Anspruch nehmen, als man jederzeit leicht zurückzahlen kann, am besten ist es natürlich, wenn man überhaupt keine Kredite in Anspruch nimmt, jedoch ist bei einem kaufmännischen Unternehmen ein sogenannter Saisonkredit unerlässlich.

Die Erfahrung der letzten 20 Jahre hat gezeigt, dass zumeist solche Unternehmen und zwar sowohl in der Landwirtschaft, als auch im Handel und in der Industrie zugrundegingen, die zuviel Schulden hatten. Diese Schulden schienen solange das Geschäft gut ging unbedeutend und das Geld wurde einem sozusagen nachgeworfen, wenn aber eine Krise eintritt, so fallen die Warenpreise, das Lager wird entwertet oder überhaupt unanbringlich, die Schuldner werden insolvent und die Aussenstände sind nicht hereinzubringen, ebenso werden dann die Immobilien, sowie die Einrichtung fast unverkäuflich. Die Schulden bleiben jedoch aufrecht, in Krisenzeiten wollen die Gläubiger ihr Geld haben und dann steht der Ruin vor der Tür.

Auch soll man nicht folgende machen Fehler: 1.) alles ins Geschäft hineinstecken und 2.) in guten Jahren sich an einen zu grossen Hausgebrauch gewöhnen. In guten Jahren kann man ruhig zwei Drittel bis drei Viertel des Gewinnes dem Geschäft entnehmen, jedoch soll man ihn nicht aufbrauchen, sondern einen Teil als Privatvermögen reservieren und zwar nicht in Spekulationsobjekten oder Papieren, sondern womöglich in wertbeständigem Geld, am besten in Gold, wenn es auch keine oder nur geringe Zinsen trägt. Ein Mann, der verschiedene Interessen hat, soll zumindest zehn Prozent seines Vermögens in barem Geld halten, denn so eine Barreserve ist in Krisenzeiten oft die Rettung vor dem Ruin.

In den Krisenjahren 1931 bis 1934 sind unzählige Häuser zusammengebrochen, weil sie diese Prinzipien nicht befolgt haben und deshalb empfehle ich meinen Nachfolgern sich streng an die oben skizzierten Grundsätze zu halten. Sieht man, dass ein Jahr schlecht wird und eine Krise die Branche bedroht, so müssen so-



Gastein 1925

Sizilien April 1925





1926



Nymphenburg



Sanatorium
München



Brioni

1926



Die Kinder gratulieren zu meinem Geburstag



Villány, Erzsike wird gebadet



Käte
1926



in Harkány, 1926

1926





Lydi in Mädchen-
-kleidung



Ági, Rózsika



1926

Villány



Veredlung in Kottingbrunn

Oh Weihnachtszeit voll Lob und Preis
In der uns Jesus ward gegeben;
Es freut ein jeder sich, ob Kind, ob Greis
Vielleicht den einz'gen Tag in seinem Leben.

Und wenn das milde Licht der Kerzen uns umfängt,
Der würz'ge Duft der Tannen uns durchdringt,
Der Baum voll Süßigkeiten hängt,
Und unterm Baum der Glanz von längst ersehnten Sachen blinket,
Das ist der Tag des Glückes und des Segen
Der uns einmal im Jahr vom Herrgott war gegeben.

Nicht jedem ist ein frohes Fest gegeben;
Wer nicht genießt der Eltern Segen
Der kann nur finster denken schauen,
Ein jedes Fest wird ihm zum Grauen.

Doch wenn die traute Hand des Vaters auf mir ruht,
Dann ist's mir wohl, ich bin in sicher Hut.
All die Geschenke, all die Gaben
An denen sich die Augen laben
Sind von des teuren Vaters Hand
Gekennzeichnet mit einem Liebesband,
Das sich ein jedes Jahr erneut
Und jeder sich daran labt und freut.

Meinem lieben Vater gewidmet

von seinem dankbaren Sohn

Sigmund.

Weihnachten 1926.

1927



Weinbaukongress in Conegliano



24. Juli

In Villeneuve bei Montreux
Hotel Byron





Juli 1928

Am Lido



Herbst 1929

Algier



1929 Villány



Babi

wohl die geschäftlichen Regien, als auch die persönlichen Ausgaben eingeschränkt werden. Dies ist oft sehr schmerzlich, benötigt viel Energie, denn das charakteristische bei solchen Sparmassnahmen ist, dass ein jeder, sei es Familienmitglied, Angestellter oder Arbeiter, grundsätzlich mit dem Sparen einverstanden ist, nur bei ihm persönlich soll nicht gespart werden. Das geht natürlich nicht, denn wenn man Ersparungen erzielen will, müssen die Bezüge eines jeden Einzelnen um einen gewissen Perzentsatz herabgesetzt werden, anders sind wirkliche Sparmassnahmen nicht durchführbar. Weiters ist es die Pflicht des Chefs bei Eintritt der Krise alle seine überflüssigen Unternehmungen und Filialen, wenn auch mit Verlust, aufzulassen, denn in schlechten Zeiten kann man sich den Luxus nicht erlauben, Unternehmungen, die Geld kosten, mitzuschleppen.

Als die Krise im Jahre 1931 ausbrach, habe ich sofort diesbezüglich energische Massnahmen ergriffen, es wurde überall radikal abgebaut und eingeschränkt und dem ist es zu verdanken, dass unser Unternehmen die Krise ohne jede Erschütterung überstand und die immerhin namhaften Verluste in diesem Krisenjahr, bereits eingebracht wurden. Die meisten Leute beginnen mit dem Sparen dann, wenn die Insolvenz schon vor der Türe steht, dann ist es freilich schon viel zu spät und der Zusammenbruch nicht mehr aufzuhalten.

Ich habe es in meiner Jugend am eigenen Leibe erfahren, dass es nichts bitteres gibt, als „vom Bock hinunterzusteigen" und sich von seinen Freunden bedauern zu lassen. Wenn man dem rechtzeitig vorbeugt, kann das nicht vorkommen. Ich kenne unzählige Leute, die angesehene Industrielle, Gutsbesitzer und Kaufleute waren und die heute ihr Leben kümmerlich als kleine Angestellte und Agenten fristen. Dies soll jedem als Warnung dienen, nicht übermütig

zu werden, wenn die Geschäfte gut gehen, denn es ist das Ärgste, jeden Groschen umdrehen zu müssen, wenn man von Jugend auf einen gewissen Lebensstandard gewöhnt war. Beispiele in der eigenen Familie und im Bekanntenkreis sind leider massenhaft da.

Vorsicht und Überlegtheit heisst jedoch nicht Ängstlichkeit. Ein Kaufmann muss Mut haben und auch einen Verlust riskieren, sonst bringt er es zu nichts, nur darf man keine so riskanten Geschäfte machen, die Verluste bringen können, die die eigene Existenz gefährden. Wenn man ein grösseres und etwas riskanteres Geschäft macht, so soll man niemals den mutmasslichen Gewinn kalkulieren, sondern erwägen: Was ist der Maximalverlust, den ich bei diesem Geschäft erleiden kann, wenn sich alles gegen mich wendet. Ist dieses Risiko zu gross und kann man dieses Risiko durch eine noch so teure Versicherung nicht decken, so soll man das Geschäft lieber bleiben lassen.

Ich bin überhaupt der Ansicht, dass man sich gegen alles, was versicherungsmässig zu deckenist, decken soll und es soll einem niemals um eine"umsonst"gezahlte Versicherungsprämie leid tun. Ein Unglück kommt schnell und unerwartet und sich darauf zu berufen: Ich fahr schon zehn Jahre Auto und es ist mir noch niemals etwas passiert, schade um die Versicherung", ist falsch, denn ausgerechnet im elften Jahr kann ein Unglück passieren. Das Sparen an den Versicherungsprämien und sie als etwas Überflüssiges zu betrachten, ist unrichtig.

In der Familie ist vom Jahre 1924 bis zum Jahre 1930 eigentlich nicht viel Erwähnenswertes vorgefallen. Die Kinder besuchten die Mittelschule und lernten gut. Im Jahre 1927 trat mein Sohn nach Absolvierung der vier Realgymnasiumklassen in die Handelsakademie ein, wo es ihm recht gut ging und er im Jahre 1931 maturierte. Babi absolvierte sechs Klassen Realgymnasium und einen einjähri-



Magda 1929



Frau Lukács

1928



Portorose 1927



Erzsike 1931

Herbst 1929



Weinbaukongress in Barcelona



Madrid



Alicante



Bei Guell's in Algerien



Kartago

1930



Magdas erster Flug (Wien - Dresden.)



Lene Hecht

Auf der Rax

1930



Papa's Grab
in Pécs



Bureau in Wien



Das neue Heim
in Villány

1930



Bahi, Syd Franzl.

Anlässlich der 20ten Wiederkehr seines Todestages setzen wir meinem Vater ein Denkmal in Villány



Reg.-Rat Steffl hält eine Gedenkrede.



Gand



In Belgien

1931

Ostende



1931



Villány



Lillafüred



Dzwinogorod

gen Kurs an der Wiener Handelsakademie. - Die Sommer verbrachten wir 1924 (Krisenjahr) in Balatonföldvár, 1925 in Rimini, 1926 in St.Wolfgang und Laurana, 1927 in Montreux, 1928 Pécs, 1929 in Baden. Im Herbst 1929 machteich mit meiner Frau, anlässlich des zweiten internationalen Weinbaukongresses in Barcelona, eine sehr interessante Reise durch Italien, Frankreich, Spanien, Algier und Tunis. 1930 waren die Kinder in St.Malo, ich war bei Lahmann in Dresden und meine Frau machte eine Reise durch Deutschland. Wir trafen uns dann in Berlin und besuchten meine Mutter in Reichenhall, die sich dort zur Kur befand.

Dann kam das Jahr 1931, das Jahr der grossen Weltkrise, welches im Monat Mai mit dem Zusammenbruch der Kreditanstalt begann und dann unerhörte Dimensionen annahm. Erst jetzt,fünf Jahre nach Ausbruch der Weltkrise,beginnen sich Anzeichen der Besserung bemerkbar zu machen.

Im Sommer 1931 wollten wir nach Brüssel fahren und hatten auch schon die Visa in unseren Pässen, aber diese Absicht wurde durch den Ausbruch der Weltkrise verhindert. - Hier möchte ich noch erwähnen, dass wir im Jahre 1924 das Haus Brucknerstrasse 4, in dem wir in Wien wohnten und noch immer wohnen, zum Preise von etwa 250.000 Schilling kauften. Dieser Kauf erwies sich als sehr günstig, da das Haus heute eher mehr wert ist als der seinerzeitige Kaufpreis und einen guten Ertrag abwirft. Wir bewohnten damals den ganzen ersten Stock, da sich die Wohnung als zu gross erwies, liess ich sie im Frühjahr 1931 (ohne von der kommenden Weltkrise etwas zu ahnen) umbauen, was sich dann später aus verschiedenen Gründen als sehr zweckmässig erwies. Im Jahre 1930 kauften wir das Gebäuder der seinerzeitigen Schaumburg-Lippeschen Champagnerfabrik zum Spottpreis von etwa 60.000 Pengö, ein Objekt, welches vor dem Kriege mit einem

Kostenaufwand von fast einer Million Kronen errichtet wurde. Auch aus diesem Kauf ist ersichtlich, wie wenig ein Objekt wert ist, wenn ein Geschäft nicht mehr geht und die Immobilien liquidiert werden müssen.

Im Sommer 1931 begann meine Mutter zu kränkeln und starb am 29. September. Sie hat das Alter von 70 Jahren erreicht, was für ihren stets kränklichen Zustand sowieso überraschend war. Ihr Tod erfüllte uns mit grossem Schmerz, denn sie war eine prachtvolle, seelensgute Frau, die immer nur Gutes getan hat, für sich selbst kaum etwas brauchte und ihre Einkünfte unter ihren Enkeln verteilte. Sie hat viel Schweres in ihrem Leben mitgemacht und wir waren glücklich, dass wir ihr wenigstens ein ruhiges und sorgenfreies Alter sichern konnten.



Konfirmation 1931



Babi 1931

Bevor ich nun diesen ersten Band meiner Erinnerungen abschliesse, möchte ich noch einen kurzen Blick auf die politischen Ereignisse der letzten 15 Jahre werfen.

Über diesen ausserordentlich bewegten Zeitabschnitt in Europa sind bereits und werden noch eine sehr grosse Zahl von Publikationen erscheinen, die Bibliotheken füllen und reiches Material für die Geschichtsforschung bilden.

Ich beschränke mich daher darauf hier die hervorragendsten politischen und kriegerischen Ereignisse der letzten 15 Jahre kurz aufzuzählen und nur das was uns selbst stärker berührt, etwas ausführlicher zu beschreiben.

Die Friedensdiktate von Versailles, Trianon und St.Germain werden später von der Geschichtsforschung wahrscheinlich ebenso abfällig beurteilt werden, wie der sogenannte Friedensvertrag von Brest-Litovsk den die Deutschen im Jahre 1917 mit den Bolschewikenführern abschlossen, heute schon beurteilt wird.

Die Vergewaltigung des unterliegenden Feindes kann nie einen dauernden Frieden bringen und birgt den Keim zukünftiger Kriege in sich.-Die Verstümmelung Deutschlands und die Zerreissung der österreich-ungarischen Monarchie hatten zur Folge, dass im Herzen Europas seit 1918 ein latenter Kriegszustand besteht. Anstatt abzurüsten trachtet jeder Staat seine Wehrkraft zu erhöhen und dies erfordert unerhörte Opfer seitens der Bevölkerung aller Länder. Die Steuern werden immer höher und drückender, was ständige Krisen heraufbeschwört und den Handel und die Industrie in ausserordentlicher Weise schädigt.

Vor dem Krieg gab es ja auch Steuern, dieselben betrugen jedoch nur einen geringen Bruchteil des Einkommens, während heute der überwiegende Teil der Verdienste in der schikanösesten Weise weggesteuert wird. In Österreich und in Ungarn gibt es gegenwärtig

noch immer mehr als sechzigerlei Arten von Steuern, Die Einkommensteuer ist ausserordentlich hoch, weiters wird jeder Warenumsatz besteuert, es gibt eine sogenannte Fürsorgeabgabe, die jedoch nicht Fürsorgezwecken dient, Wohnbausteuer, Zinsgroschen, usw, usw. Ausserdem sind alle Konsumgüter hoch besteuert. Benzin kostet beiläufig durchschnittlich 60 Groschen pro Liter von welchem Preis mehr als 45 Groschen die staatliche Abgabe bildet, Zucker kostet etwa S 1.50 per Kilogramm, von welchem Preis S 1.20 die Steuer beträgt, bei Kaffee, Tee und Tabak ist das Verhältnis zwischen den Gestehungskosten und der Konsumsteuer ein noch viel krasseres. Die Konsequenz dieser Besteuerung ist, dass obwohl alle Konsumgüter im Übermass produziert werden und man in den meisten Ländern die Produktion von Lebensmitteln und Bedarfsartikeln mit Gewaltmassnahmen einschränken musste, der überwiegende Teil der Bevölkerung darbt und sich von seinem Einkommen die notwendigsten Lebensmittel, Bekleidungsgegenstände und sonstige Bedarfsartikel nicht anschaffen kann.

Um die Preise halbwegs zu halten, müssen öfters in Amerika und in den Überseestaaten Getreide, Baumwolle, Kaffee, Gummi usw. in riesigen Mengen vernichtet werden, während gleichzeitig in Sowjetrussland, China und Indien Millionen Menschen an Hunger und elend zugrundegingen.

Was nun die Friedensverträge selbst anbetrifft, war es ganz klar, dass die unterlegenen Zentralmächte, Deutschland, Österreich, Bulgarien und die Türkei, die in den Friedensverträgen übernommenen Verpflichtungen niemals erfüllen werden können. Eine internationale Konferenz folgte daher der anderen und die Friedensverträge wurden teilweise in gemeinsamen Einvernehmen abgeändert, teilweise setzten sich die unterlegenen Staaten einseitig über die Friedensverträge hinweg.



1933

Abbazzia

50ter Geburtstag.



1934



Jännersonne in Gstaad (Schweiz)



Frühling im wiener Stadtpark

Der im Jahre 1918 geschaffene Völkerbund mit dem Sitz in Genf, unterhält zwar einen sehr kostspieligen Apparat und jede Streitfrage wird dort eingehend diskutiert, die Resultate dieser Diskussionen blieben jedoch bis jetzt sehr zweifelhaft. Die Vereinigten Staaten von Nordamerika nahmen am Völkerbund niemals teil, Japan und Deutschland sind inzwischen aus dem Völkerbund ausgetreten, so dass er heute nur mehr ein Torso bildet, denn die drei mächtigsten Staaten der Welt sind nicht mehr seine Mitglieder.

Verhältnismässig ruhig war die Entwicklung in dem durch den Friedensvertrag von St. Germein so arg verstümmelten Ungarn. Im Jahre 1922 kam Graf Bethlen als Ministerpräsident zur Regierung, setzte den Ausschreitungen der Soldateska ein Ende und führte ein straffes Regiment ein. Die Komunisten wurden verfolgt und jeder Putschversuch schärfstens unterdrückt. Er blieb 10 Jahre an der Macht und das Land verdankt seiner Tatkraft und Umsicht sehr viel. In Finanzdingen war er (allerdings) etwas leichtsinnig und dies verursachte auch seinen Sturz im Jahre 1932, doch sein Nachfolger Ministerpräsident Gömbös verfolgt die durch ihn gegebenen Richtlinien und seit dem Jahre 1922 ist Ungarn ein Land wo Zucht und Ordnung herrscht. Reichsverweser Nikolaus von Horthy, dem die Vertreibung der Bolschewiken zu danken ist, erfreut sich allgemeiner Sympathien und man hofft, dass er dem Lande noch lange erhalten bleiben wird.

In Österreich war die Entwicklung keine so gleichmässige. Nach dem Zusammenbruch eroberten die Sozialisten die Macht in diesem Lande und insbesondere Wien wurde rot. Der Schullehrer Seitz wurde zum ersten Bundespräsidenten gewählt und nach Ablauf seiner Amtsperiode herrschte er ~~xxxx~~ 10 Jahre lang fast unumschränkt über Wien. Die österreichischen sozialistischen Machthaber waren jedoch keine Sozialisten im Sinne der französischen oder englischen Sozialisten, sondern stark bolschewistisch angehaucht, so dass sie auch Austrobolschewiken genannt wurden. Infolge dieser roten Herrschaft gab es

Jahre in Wien wo die Situation alles eher als gemütlich war und der Tatkraft des inzwischen verstorbenen Polizeipräsidenten und späteren Bundeskanzlers Schober ist es zu verdanken, dass bolschewistische Putsche im Keime erstickt wurden. Sehr arg war es im Jahre 1921, wo der Pöbel schon die Ringstrassen-Hotels plünderte, im Jahre 1927, wo Kommunisten das Justizpalais anzündeten und es gab damals viele Tote und Verwundete. Die christlich-soziale Regierung Seipel konnte gegen den roten Terror nicht aufkommen und es bedurfte eines Dollfuss um dem roten Spuk ein Ende zu bereiten.

Da mit gütlichen Mitteln die Roten nicht zur Vernunft zu bringen waren, entschloss sich Bundeskanzler Dr.Dollfuss im Feber 1934 energisch vorzugehen. Das durch Heeresminister Vaugoin in den letzten Jahren gut organisierte und ausgerüstete Bundesheer besetzte die sozialistischen Hochburgen, wobei es zu argen Gefechten in Wien, bei denen sogar Geschütze aufgeführt wurden, kam. Mehr als 1000 sozialistische Anhänger, Wachebeamte und Soldaten mussten bei diesen Kämpfen ihr Leben lassen.- Dieses Ereignis haben wir bereits mit unserem Kinoapparat verfilmt.- Es waren recht ungemütlich Tage, aber zum Schluss schlug das Bundesheer unter der Führung des Major Fey den Aufstand nieder, die sozialistischen Organisationen wurden aufgelöst, die Rädelsführer eingesperrt, soweit sie nicht rechtzeitig über die Grenzen flüchteten, das Vermögen der Sozialisten konfisziert und ein straff organisiertes Regime eingeführt.- Inzwischen kam in Deutschland der Nationalsozialist Hitler zur Macht und schlug mit blutiger Hand die Kommunisten und Sozialisten nieder, leider begann er auch eine ausgedehnte Judenverfolgung und viel unschuldige Menschen mussten an die Gewaltakte der braunen Terrortruppen glauben. Die Gesetzgebung gegen die Juden nahm inzwischen in Deutschland so groteske Formen an, dass

13/I 1934

Die Uebergabe des Rathauses

Das Rathaus wurde heute 10 Uhr vormittags dem neuernannten Bundeskommissär für Wien, Bundesminister für soziale Verwaltung Richard Schmitz, feierlich übergeben.

Die Amtsräume des Rathauses und alle Nebengebäude, das Wohlfahrtsamt, das neue Rathaus in der Rathausstraße, das Wohnungsamt in der Bartensteingasse waren gesperrt und streng bewacht. Es war kein Beamter in den Räumen, das Telephon war von einem behördlichen Organ besetzt.

Auf den Türmen des Rathauses weht seit heute früh neben der rotweißroten Fahne auch eine weißgrüne Fahne. Vor dem Haupteingang des Rathauses standen Bundespolizei, Wache und ein Kordon Reiter unter Führung des Polizeipräsidenten Skubel und des Oberpolizeirates Feigl.

Um 10 Uhr fuhr der Bundeskommissär Schmitz im Auto in Begleitung seines Stabes vor. Die Wache präsentierte das Gewehr, als der Minister dem Wagen entstieg.

Er wurde von Polizeivizepräsidenten Skubel begrüßt und dann in die Amtsräume des Bürgermeisters geleitet.

Dringendstes Gebot der Stunde

Seit fast einem Jahr steht Oesterreich im schwersten Kampf gegen das nationalsozialistische System. Dieser Kampf geht um Sein oder Nichtsein jedes arbeitenden Menschen in Oesterreich, geht um den Bestand des Staates. Wir haben in diesem Jahr unsäglich Grauenvolles über die Verhältnisse unter der Herrschaft des Nationalsozialismus vernommen. Nirgends auf der Welt hat die arbeitende Bevölkerung so Furchtbares zu erleiden gehabt wie im Dritten Reich. Die Abwehr des Nationalsozialismus, der seit einem Jahr immer und immer wieder nach Oesterreich einzubrechen versuchte, war daher höchstes Gebot.

Leider hat die Führerschaft der gestern aufgelösten sozialdemokratischen Partei vollständig versagt. Statt die ganze Kraft der arbeitenden Bevölkerung auf die Abwehr der Bestrebungen zu richten, die auf die Erschütterung und Zertrümmerung der Selbständigkeit dieses Staates gerichtet waren und die die höchste Gefahr für die arbeitende Bevölkerung darstellten, ließ sie es dahin kommen, daß ein Teil der Arbeiterschaft in einen zwecklosen und in dieser Stunde doppelt verderblichen Kampf verwickelt wurde. Getreu unserer Tradition, als unbeirrbare Freunde aller arbeitenden Menschen in Oesterreich, fühlen wir es heute in diesem schweren Augenblick als unsere wichtigste Aufgabe, vor jedem Beginnen zu warnen, das geeignet ist, die Regierung und die anderen um die Aufrechterhaltung der Ordnung bemühten Faktoren in ihrem Wirken zu stören.

Vor allem halten wir es für das wichtigste Gebot, dafür zu sorgen, daß die Arbeit in unserem schwer bedrohten Lande ihren normalen Weg weitergehen kann. Störungen in der Arbeit können ja nur jenen Nutzen bringen, die auf die Zertrümmerung dieses Staates hinarbeiten. und in der Verelendung der arbeitenden Bevölkerung ein Mittel für ihr ruchloses Beginnen erblicken.

Das verderbliche Beginnen, welches durch die verbrecherisch leichtfertigen Handlungen gewisser Führer verursacht wurde, ist vollkommen gescheitert und die Regierung beherrscht die Lage absolut. In allen Aemtern nimmt die Arbeit ihren normalen Verlauf. Die öffentlichen Betriebe arbeiten ungestört. Die Regierung hat im Verlauf des gestrigen Tages und der Nacht bewiesen, daß ihr Entschluß zur Aufrechterhaltung der Ordnung und Arbeit unerschütterlich ist und daß sie im Besitze aller Macht ist, um diesen Entschluß zur Tat zu machen.

Bericht der „Wiener Zeitung"

Die „Wiener Zeitung" berichtet noch folgendes: Eine um Mitternacht veröffentlichte Zusammenstellung der Wiener Polizeidirektion ergibt, daß die Exekutive in Oesterreich gestern einundzwanzig Mann verloren hat. Davon entfallen vierzehn auf die Bundesländer, ferner fünf Sicherheitswachebeamte auf Wien, ein Hauptmann des Bundesheeres auf Wien und ein Angehöriger der Vaterländischen Front. Die „Wiener Zeitung" sagt weiters, daß die Verluste der Aufrührer nicht genau bekannt seien, da diese ihre Opfer verborgen haben. Es sei aber anzunehmen, daß ihre Verluste an Toten und Verletzten erheblich sind.

Die Straßenbeleuchtung begann um 11 Uhr nachts im größten Teil des Stadtgebietes wieder zu funktionieren, nachdem von fünf Umspannwerken vier wieder in Funktion gesetzt werden konnten.

Mitternacht war der Sandleitenhof von Polizei besetzt. Das Ottakringer Arbeiterheim wurde durch einen dichten Kordon von Polizei und Bundesheer zerniert.

Die „Wiener Zeitung" meldet weiters, daß Vizebürgermeister Emmerling, Stadtrat Dr. Danneberg, die Gemeinderäte Schleifer und Bermann, Bezirksvorsteher Urbach (1. Bezirk) und Dr. Maurer (7. Bezirk), ferner von der sozialdemokratischen Parteileitung Dr. Renner, General Körner und Bundesrat Dr. Schärf verhaftet wurden. Nach Dr. Otto Bauer und Dr. Julius Deutsch werde derzeit noch gefahndet.

In einem Nachtrag veröffentlicht die „Wiener Zeitung" bereits die Verordnung der Bundesregierung, durch die die sozialdemokratische Partei in Oesterreich verboten wird.

Der Generalstreik in Frankreich

13/II 1934

Paris, 13. Februar. (Tel.-Comp.)

In fast allen Provinzstädten ist der Generalstreik in der gleichen Weise durchgeführt worden wie in Paris. Nach den heute früh vorliegenden Berichten ist es nirgends zu ernsteren Zwischenfällen gekommen.

Nur in Marseille, wo etwa 20.000 Streikende eine Kundgebung veranstalteten, entspannen sich Kämpfe zwischen den Polizei und den Manifestanten. Die Lage war für die Polizei wiederholt so bedrohlich, daß sie durch berittene Garden aus dem Gedränge befreit werden mußte. Dabei fielen aus der Menge zahlreiche Revolverschüsse, durch welche einige Polizisten verletzt wurden.

Am Abend steckten die Demonstranten mehrere Zeitungskioske in Brand.

An der Börse fuhr ein Automobil vorüber, aus dem zwei Personen das Kommando der Polizei aus einem Maschinengewehr beschossen. Die Polizei hatte dabei einen Toten und einen Schwerverletzten zu beklagen.

Zu der sozialistisch-kommunistischen Kundgebung gegen den Faschismus versammelten sich Montag nachmittags auf der Place de la Nation etwa 50.000 Menschen. Zahlreiche Redner, darunter Leon Blum und etwa zwei Dutzend Abgeordnete, hielten kurze Ansprachen, in denen u. a. der Rücktritt der Regierung und die Verhaftung des ehemaligen Polizeipräfekten Chiappe verlangt und zur Bekämpfung des Faschismus aufgefordert wurde.

Nach der Kundgebung versuchten mehrere tausend Kommunisten in das Stadtinnere einzudringen. Sie stießen jedoch auf ein ungemein starkes Aufgebot von Polizei und mobiler Garde, welche alle nach dem Zentrum führenden Straßen abgeriegelt hatten. Die Kommunisten machten darauf kehrt und durchzogen mehrere Straßen des Pariser Ostviertels. Die Polizei konnte die Demonstranten mühelos zerstreuen.

*

Verkehrseinstellung in Paris

Paris, 13. Februar. (Tel.-Comp.)

Der Generalstreik wurde in Paris ziemlich vollständig durchgeführt. Der Autobus- und Straßenbahnverkehr wurde zunächst, wenn auch mit großen Verzögerungen aufrecht erhalten, obwohl 75 v. H. des Personals streikte. Das Personal der Untergrundbahn folgte fast restlos der Streikparole. Die Gesellschaft hatte jedoch Hilfspersonal eingestellt, so daß ungefähr alle zehn Minuten ein Zug verkehrte.

Autobus und Straßenbahn konnten den beschränkten Betrieb nur bis 1 Uhr mittags durchführen. Dann wurde der Verkehr ganz eingestellt, offenbar wegen der Sabotageakte, die einzusetzen begannen.

Auch verschiedene Untergrundbahnhöfe, in denen von den Streikenden sämtliche Fensterscheiben zertrümmert wurden, mußten geschlossen werden. Am frühen Abend stellte die Untergrundbahn ebenfalls den Verkehr ein. Die rund um die Kammer liegenden Untergrundbahnhöfe waren am Morgen überhaupt nicht geöffnet worden.

Im Einzelhandel machte sich der Streik stark bemerkbar. Vier Fünftel der Geschäfte waren geschlossen, bloß Bäckereien und Apotheken waren offen. Selbst die Lebensmittelgeschäfte, die zum größten Teil am Vormittag geöffnet waren, schlossen nachmittags. Die Kaffeehäuser hatten am Vormittag Tische und Stühle von den Terrassen weggeräumt. Nachmittags schlossen sie meist ganz.

Die Postbeamten, die streng organisiert sind, streiken vollständig. Die Briefpost wurde nicht ausgetragen. Der Telephonverkehr ruhte vollkommen. Nur das automatische Telephon funktionierte. Telephonverbindungen nach dem Ausland waren nicht zu erhalten.

Von den Belegschaften beteiligten sich etwa 40 bis 50 Prozent an der Streikbewegung. Am stärksten schien die Beteiligung im Baugewerbe und in der Metallindustrie zu sein.

*

Unruhen am Streiktag

Paris, 13. Februar. (Tel.-Comp.)

In verschiedenen Vorstädten, so vor allem in St. Denis, veranstalteten die Kommunisten Umzüge. Dabei wurden hie und da Steine gegen die Straßenbahnwagen, Autobusse und Privatwagen geworfen. Auf der Place d'Italie wurde ein Autobus umgeworfen. Verschiedenlich machten die Kommunisten auch den Versuch, Barrikaden zu errichten, wurden jedoch von der Polizei daran gehindert.

Am späten Nachmittag ereignete sich der erste

schwere Zwischenfall.

In den Autowerken Renauld drangen 2000 Kommunisten in die Fabrik ein, zündeten einige Lastautomobile an und bauten Barrikaden. Als sie von berittenen Garden vertrieben werden sollten, eröffneten sie das Feuer auf die Beamten, von denen jedoch keiner getroffen wurde. Zahlreiche Kommunisten wurden verhaftet.

In den Vorstädten mit starker Arbeiterbevölkerung wurde eine eifrige Agitation betrieben.

Im Bois de Boulogne wurde von Streikenden auf die Polizei geschossen, wobei drei Personen verletzt wurden.

300 Manifestanten plünderten den Lieferwagen einer Bäckerei aus und steckten ihn in Brand. In Malakow wurde die Polizei ebenfalls mit Revolverschüssen empfangen. Zwei Polizisten wurden verletzt, davon einer durch einen Bauchschuß schwer. Auf Seite der Demonstranten gab es fünf Verletzte.

In Chantilly wurden bei der Auflösung einer kommunistischen Versammlung drei Polizisten verletzt.

*

Blutige Kämpfe in Paris

Paris, 13. Februar. (Amtl. Nachr.)

Im Laufe des Abends ist es an mehreren Punkten der Pariser Umgebung zwischen Streikenden und Polizeikräften zu schweren Zusammenstößen gekommen, namentlich in Boulogne an der Seine, wo 500 Demonstranten vor einer großen Automobilfabrik Barrikaden errichteten und die Polizei mit Revolverschüssen empfingen. Sechs Polizisten wurden verwundet.

In einem anderen Vorort von Paris versuchten 500 Streikende eine Autoremise zu stürmen. Sie stießen mit der Polizei zusammen.

Im Laufe eines sich entspinnenden Feuergefechtes wurden zwei Polizisten und fünf Streikende verwundet.

Im ganzen wurden im Laufe des Tages, soweit bisher bekannt, 116 Personen verhaftet. Fünf Ausländer werden ausgewiesen werden.

In Nantes haben die Kommunisten, verstärkt durch Mob, gegen Ende des Tages ernste Unruhen provoziert, die ein wiederholtes Einschreiten der Polizei und der berittenen Wache notwendig machten. Die legalen Kräfte beherrschten die Lage erst nach 22 Uhr. Mehrere Personen wurden verletzt, zahlreiche Personen verhaftet.

*

Paris, 13. Februar. (Tel.-Comp.)

Drei Zivilisten, die bei den Kundgebungen am vergangenen Freitag verletzt wurden, sind am Montag in den Pariser Krankenhäusern ihren Verletzungen erlegen.

Außerdem wurde in Claville hinter einer von Kommunisten errichteten Barrikade die Leiche eines Arbeiters entdeckt.

Die Zahl der Todesopfer der Straßenkämpfe erhöht sich damit auf zwanzig.

1934



Blick vom Hochhaus
in der Herrengasse in Wien



Käte, Babi, Magda

Am Donauhorso
in Budapest

Portorose



1934



Syd in Le Zoute



Hofrat Löschnig mit der Familie Faës in Wien

Excursion schweizer Fachleute nach Kottingbrunn



von denen, die heute dort ein Staatsamt bekleiden wollen, verlangt wird, dass sie bis in die dritte Generation arischer Abstammung seien und so entstand auch das Witzwort, dass gegenwärtig in Deutschland die begehrteste Frau die arische Grossmutter ist. Selbst Aristokraten die zufälliger Weise eine Jüdin als Grossmutter hatten, wurden aus ihren Ämtern entfernt. Ein Grossteil der Juden wurde zur Auswanderung gezwungen, viele gingen nach Frankreich, in die Tschechoslovakei und insbesondere nach Palästina, wo ein neuer Judenstaat aufgebaut werden soll, doch scheint dies auch dort - wie die jüngsten Ereignisse erweisen - auf einen grossen Widerstand der eingesessenen arabischen Bevölkerung zu stossen und das ewige Schicksal der jüdischen Rasse, die Heimatlosigkeit, droht ihnen von neuem.

Die nationalsozialistische Bewegung gewann auch in Österreich zahlreiche Anhänger und man behauptet, dass gegenwärtig in Österreich der Grossteil der Bevölkerung nationalsozialistisch eingestellt ist. Allerdings wurde diese Bewegung durch den gegenwärtigen Bundeskanzler Dr. Schuschnigg, welcher im Jahre 1934 das Erbe des durch die Nationalsozialisten auf der gemeinsten Weise ermordeten Dr.Dollfuss übernahm, auf das Schärfste unterdrückt und zumindest äusserlich herrscht Ruhe und Ordnung im ganzen Land.

Ich selbst habe in den letzten 10 Jahren ausser meiner geschäftlichen Tätigkeit ziemlich viel fachlitterarisch gearbeitet, verfasste im Jahre 1927 mein im Verlag Hartleben erschienenes Buch "Der moderne Weinbau", ausserdem schrieb ich eine grosse Zahl von Fachartikeln, sowohl in heimischen als auch in ausländischen Fachblättern.

Ich nahm an mehreren internationalen Weinbaukongressen teil, wo ich Vorträge hielt, so 1927 an dem internationalen Weinbaukongress in Conegliano, 1929 an dem internationalen Weinbaukongress in Barcelona, 1932 an dem Kongress in Rom, wohin mich bereits mein Sohn begleitete, 1934 an dem internationalen Land-

wirtschaftskongress in Budapest und 1935 an dem internationalen Weinbaukongress in Lausanne. Im Herbst 1935 fand auch ein österreichischer Weinbaukongress in Wien statt und ein ungarischer in Pécs, wobei wir Gelegenheit hatten die aus dem ganzen Lande versammelten ungarischen Weinbautreibenden bei uns in Villány zu empfangen und zu bewirten.

Für meine Tätigkeit auf fachlichem Gebiet erhielt ich auch mehrere Orden, so 1927 das Ritterkreuz und 1930 das Offizierskreuz, des französischen Mérite Agricole und 1935 das Kommandeurkreuz mit dem Stern des französisch-tunesischen Ordens, Nischan Iftikar.

Mein Sohn Sigmund maturierte im Jahre 1931 und inskribierte dann auf der Hochschule für Welthandel, absolvierte jedoch während seiner Studienzeit auch den höheren Weinbaukurs in Budapest und war fast ein Jahr in Lausanne bei Dr.Faes und einige Monate bei Dr.Dorigo in Manzano, woselbst er die französische und italienische Sprache erlernte. Im Herbst 1934 machte er seinen Diplomkaufmann und steht gegenwärtig vor seinem Doktorat.

Meine Tochter Marianne war auch fast ein Jahr in der Schweiz bei Dr.Faes und arbeitete als Volontärin bei der Merkurbank in Wien und bei der Union des Banques Suisses in Lausanne.

In den letzten 10 Jahren unternahmen wir zahlreiche Reisen ins Ausland von denen ich bereits sprach. Im Jahre 1935 unternahmen wir eine grosse Autoreise die uns nach Riccione, Rom und Lausanne führte, wobei wir einen grossen Teil Italiens und die ganze Schweiz durchfuhren. Im Winter 1935 machte ich mit meiner Frau eine grosse Orientreise die zwar hauptsächlich Geschäftszwecken diente, auf welcher wir jedoch viel Interessan-



1934







1935



Heurigerabend bei uns



Riccione



Börsi, Zutika, Örrsi

Tafeltrauben

Baki

tes zu sehen bekamen. Wir hielten uns in Rumänien, Bulgarien, in der Türkei, in Griechenland, Palästina, Ägypten und Italien auf und kamen erst Anfang Februar nachhause. Der Aufenthalt in Ägypten war besonders schön und interessant.

Aus all dem kann derjenige, welcher diese Zeilen in späteren Jahren einmal lesen wird, ersehen, dass es uns trotz vieler Leiden, Unannehmlichkeiten und Wirrnissen in den letzten sturmbewegten 22 Jahren doch im allgemeinen gut ging, wir bis jetzt alles glücklich überstanden haben, es zu Wohlstand und Ansehen brachten und ich schliesse diesen ersten Band meiner Erinnerungen, indem ich der Hoffnung Ausdruck gebe, dass es uns auch in der Zukunft gut ergeht, was allerdings zum Grossteil von dem Fleiss, der Gewissenhaftigkeit und der Umsicht meiner nunmehr voll erwachsenen Kinder abhängen wird.

Ich glaube, dass ich bisher das Menschenmöglichste getan habe um unsere Familie und unser Unternehmen aus den Wirrnissen dieser sturmbewegten Zeit herauszuführen, doch ich sehe die Zeit herannahen, wo ich das Ruder des Schiffes der Jugend anvertrauen werde müssen.

Möge Gott mit ihnen sein!

Antonie Zeleki



Jänner 1935

Vor unserem Haus in Wien





Am Arlberg.

1935



Opernball in Wien



Gyuri Käte

Am Jánoshegy in Budapest

Der neue Wagen



Lote

Sommer 1935

Firenze



Racah



Der 24. Juli in Goisern



Raiffeisenkongress in Lausanne



Mit Familie Faes in Cuchy-Plage

Dezember

1935



Abreise aus Sofia



Kairo

Dezember
1935



Athen



Istanbul



Jänner

1936



Am Strand in Tel-Aviv



Assuan





In der Wüste

A N H A N G

Als ich nach Beendigung und Abschrift meiner Erinnerungen, dieselben nochmals aufmerksam durchgelesen habe, fand ich, dass dieselben ziemlich mangelhaft sind und ich habe den Eindruck, dass ich mich eigentlich zu viel mit den recht unbedeutenden Ereignissen meiner Jugendzeit befasste und verhältnismässig wenig mit den hochwichtigen Ereignissen der Nachkriegszeit, die vielleicht bestimmend für das Schicksal der künftigen Generationen sein werden. Trotz dieser Erkenntnis wollte ich an dem Text nichts mehr ändern, denn diese Erinnerungen sind ja eigentlich nur für meine Familienmitglieder und deren Nachkommen bestimmt und nicht für die Öffentlichkeit. Aus diesem Grunde lasse ich sie nur in einem Exemplar schreiben. Ich fand auch, dass man zu den Ereignissen der Nachkriegszeit im gegenwärtigen Zeitpunkte noch nicht die genügende Perspektive hat und dass, was man heute niederschreibt in zehn oder zwanzig Jahren vielleicht schon lächerlich sein wird. Deshalb beschränke ich mich auf das kurze chronologische Aufzählen der hauptsächlichsten Ereignisse der Nachkriegszeit und sollte mir Gott noch weitere zwanzig Jahre Lebens schenken, so beabsichtige ich dann einen weiteren Band zu schreiben, in welchem ich mich mit der sozialen und wirtschaftlichen Umwälzung, die in der Periode von 1918 bis 1940 stattgefunden hat, befassen werde. Und für den Fall, als ich ein höheres Alter ~~jedoch~~ nicht erreichen sollte, bitte ich meinen Sohn die meinerseits begonnene Chronik fortzusetzen und seinen Nachkommen ein anschauliches Bild seines Lebens, ~~und~~ über die Ereignisse seines Lebens und der Zeitperiode, die er durchlebt hat, zu geben. Ich bin nämlich der Ansicht, dass das zwanzigste Jahrhundert, in

dessen erstem Drittel wir uns beim Schreiben dieser Zeilen befinden, von ausserordentlicher Wichtigkeit für die zukünftige Entwicklung der Menschheit sein wird und es deshalb wünschenswert erscheint, dass zeitgenössische Aufzeichnungen aus unserer Familie für künftige Generationen erhalten bleiben.

Nun möchte ich noch einiges aus den Erfahrungen, die ich in den 36 Jahren, die ich im Leben stehe, gesammelt habe, zu Papier bringen. Vielleicht können meine Nachkommen aus denselben, insbesondere, wenn sie in schwierige Situationen kommen, Rat und Aufmunterung schöpfen. Diese Erfahrungen sind wahrscheinlich grösstenteils die gleichen, als viele tausende Menschen der gleichen Gesellschaftsklasse, welcher ich angehöre, gemacht haben und die in unzähligen Büchern niedergelegt sind, sie entbehren daher der Originalität. Auch bilde ich mir nicht ein, einen über den Durchschnitt hinausragenden Verstand oder Bildung zu haben. Das Einzige, das mich vielleicht von meinesgleichen unterscheidet, ist, dass ich mich nicht scheue, diese Gedanken niederzuschreiben, in der Hoffnung, dass es auf meine Nachkommen vielleicht einen grösseren Eindruck machen wird, wenn sie diese Erfahrungen von einem Vorfahren niedergeschrieben finden. Die Jugend hat im allgemeinen wenig Sinn für Erfahrungen der Älteren und glaubt mit mehr oder weniger Recht, dass sie es besser machen wird als die Alten, es kommt aber im Leben eines jeden jungen Menschen eine Zeit, wo er mehr oder weniger ratlos dasteht und dann ist es ganz gut, wenn man ein Buch hat, wo man nachblättern kann, wie es dem Vorfahren in ähnlicher Lage erging und wie er sich in der schwierigen Situation geholfen hat.

Der erste Rat, den ich jedem jungen Menschen geben kann, ist, dass er in seiner Jugend soviel als möglich lernt, das Wissen, welches man in seinem Kopfe aufgestapelt hat, ist das einzige Kapital, welches nie verloren geht und eine eiserne Reserve, auf die man in

schlechten Zeiten immer zurückgreifen kann. Man soll sich für alles interessieren, denn man weiss nie, wann man von seinen erworbenen Kenntnissen Gebrauch machen kann. Unter Lernen verstehe ich jedoch nicht das wahllose Hineinpfropfen in den Schädel von theoretischem Zeug, sondern man soll hauptsächlich das lernen, wovon man später im praktischen Leben Gebrauch machen kann.

Unsere gegenwärtige Wirtschaft basiert auf Landwirtschaft, Industrie und Handel und man soll zumindest die wichtigsten Begriffe dieser drei weltgeltenden Faktoren beherrschen und sich dann selbstredend in seinem Spezialfach gründlich ausbilden. Selbst für einen Rechtsanwalt, Mediziner und bildenden Künstler ist es wichtig, dass er zumindest eine Ahnung von Landwirtschaft, Industrie und Handel hat. Auch soll man immer die Möglichkeit haben umzusatteln, denn es steht nirgends geschrieben, dass wenn einer auf der Universität Jus studiert hat, er sein Leben unbedingt als Rechtsanwalt oder Richter beschliessen muss.

Der zweite Rat ist zu trachten die einem zur Verfügung stehende Zeit möglichst rationell auszunützen. Die sozialistische These: 8 Stunden Arbeit, 8 Stunden Unterhaltung und 8 Stunden Schlaf finde ich nicht ganz richtig. Richtig ist sie nur dann, wenn sie für alle 365 Tage des Jahres gilt, da aber in einem Jahr infolge Feiertagen, Urlaub und Krankheit höchstens mit 200 wirklichen Arbeitstagen gerechnet werden kann, ist das für Arbeit reservierte Pensum zu klein und das für Unterhaltung zu gross. Die Hauptsache bei der Arbeit ist jedoch nicht die Zeit, die man auf dieselbe verwendet, sondern die Intensität, mit welcher man sie betreibt. Man kann in vier Stunden mehr und besser arbeiten, wenn man sich auf seine Arbeit konzentriert und während der Arbeitszeit seinen Kopf nur bei der Arbeit hat, was laut meinen Erfahrungen bei dem grössten Teil

der Menschen nicht der Fall ist. Das kostbarste Gut, das der Mensch besitzt ist die Zeit, denn die kommt niemals wieder; verlorenes Geld kann man zurückgewinnen, verlorenes Glück, ja selbst verlorene Gesundheit wieder herstellen, aber die verlorene Zeit ist endgültig verloren. Trotzdem ist es unglaublich, in welcher verschwenderisch leichtsinnigen Weise die Menschen und insbesondere die Frauen mit ihrer Zeit umgehen. Mit den nichtigsten Dingen verschwenden sie ihre Zeit und erledigen dann in grösster Hast und Aufregung, recht oberflächlich freilich, die wichtigsten Sachen.

Wenn man früh aufsteht und es sich richtig einteilt, hat man zu allem Zeit. Es kommt nur auf Einteilung an und auf guten Willen, denn überhaupt ist es der Wille, der - wie ein Sprichwort sagt - Berge versetzt. "Vouloir c'est pouvoir", dieses französische Sprichwort sollte jeder, der Schwächeanwandlungen hat, zehn Mal im Tag wiederholen. Ich selbst habe hundertemal in meinem Leben die Erfahrung gemacht, dass ein starker Wille jedes Hindernis besiegt. Selbstredend soll man sich jedoch keine solchen Aufgaben stellen, welche die physischen Kräfte und die geistigen Fähigkeiten übersteigen und wenn man sieht, dass etwas trotz aller Anstrengungen nicht geht, soll man es bleiben lassen. Aber erst dann, wenn man sieht, dass es wirklich nicht geht. Gar manches, was einem anfangs unmöglich erschien, geht jedoch, wenn man den entsprechenden Fleiss und die entsprechende Zähigkeit aufbringt und einem der Mut nicht gleich in die Hosen fällt.

Der dritte Rat ist auf seine Gesundheit besonders zu achten. Nach der Zeit ist die Gesundheit das wichtigste Gut des Menschen und viel schwerer wiederzugewinnen als verlorenes Geld und Gut. Ich könnte darüber ein ganzes Kapitel erzählen, doch ich unterlasse das lieber, denn meine Kinder wissen es genau, was ich an Krankheiten mitgemacht und wie schwer ich unter Schlaflosigkeit usw. gelitten

habe. Auf seine Gesundheit achten, heisst jedoch bei weitem nicht sich verhätscheln, im Gegenteil, vernünftig leben, sich abhärten, möglichst viel in der freien Luft sein und in seine Arbeit entsprechende Ruhe-und Arbeitspausen einschalten. Diese Erholungspausen kann man jedoch sehr gut dazu benützen um sich geistig zu bilden, vernünftigen Sport zu betreiben, Musik zu pflegen, sich für schöne Künste zu interessieren und gute Bücher zu lesen. Der grösste Teil der Menschen, die ich kannte, ging ebenso wie mit seiner Zeit auch unglaublich leichtsinnig mit seiner Gesundheit um und hatte dann im Alter von 40 Jahren das Nachsehen.

Ansonsten habe ich die Erfahrung gemacht, dass das wichtigste im Leben die Zähigkeit ist, indem man sich weder durch unvermeidliche Misserfolge, noch durch Krankheit entmutigen lässt. Nur der Mensch kann dauernden Erfolg haben, der ähnliche Eigenschaften wie ein Gummiball besitzt: Je stärker man ihn zu Boden wirft, desto höher springt er hinauf.

Das Leben des Menschen gleicht einem bewegten Wasserspiegel, Wellenberg folgt auf Wellental. Man soll nicht übermütig werden, wenn man oben ist und nicht verzweifelt, wenn man unten sitzt. Mit Vertrauen in die eigene Kraft und in die Zukunft kann man allen Unannehmlichkeiten und Beschwerden des Lebens Trotz bieten.

Ein alter Onkel sagte mir einmal: „Ich gib nix auf Welt und gib doch auf Welt". In diesem Spruch eines einfachen alten Mannes lag sehr viel Weisheit. Man soll und muss sich mit der Umwelt verhalten, jedoch nicht zuviel auf die momentane Meinung seiner Mitmenschen geben. Massgebend ist nämlich nur der tatsächliche Erfolg, darum wie man zum Erfolg gekommen ist, kümmern sich die Menschen später recht wenig. Mit dem Aufzählen, wieviel man sich geplagt hat

und trotzdem keinen Erfolg hatte, macht man sich nur lächerlich. - Baue nie auf Hilfe und Unterstützung Deiner Mitmenschen, sondern

" HELFE DIR SELBST UND GOTT WIRD DIR HELFEN"

Wien, im Juni 1936.

April 1936



An der Orgel



Babi



Frühling in Wien



Promotion meines Sohnes zum Doctor com.
am 7. Juli 1936 in Wien



A gyereksztár: Fényes Annuska, a »Kis lord«-ban



A nagy drámai siker, »A farkas«, Gombaszögi Fridával



A primadonna változatlanul Fedák, a bonviván Király Ernő: »A kis gróf«



Waldemar Psylander, az első filmvilágsztár a Színházi Élet címlapján



Mágnás Miska: Rátkai Márton Kosáry Emmy: a »Csárdás-királynő«



A hires fehér autó... Fedák Sári, az első autós primadonna

Theater, Film und Mode



A Frontszínház plakátja Gyimesbükkön. Igazgató: Pázmán Ferenc



A két legérdekesebb alakítás: Fedák Sári és Csortos Gyula a »Falu rosszá«-ban, a Vígben



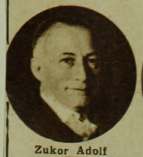
Feltűnik Chaplin és elveszi Max Linder koronáját; de azért — mint a képen látható — jó barátságban maradnak . . .



Nemzetközi suffragette kongresszus volt Budapesten

A KÜLFÖLDI MAGYAR KARRIEREK KORA:

1927



Zukor Adolf



Bánky Vilma



Kertész Mihály



Szöke Szakáll



Korda Mária



Bolváry Géza



Huszár Pufi



Biró Lajos



Várkonyi Mihály



Székely István



Lugosi Béla



Fejös Pál



Verebes Ernő





Magyarok Hollywoodban: Pártos Gusztáv, Mindszenthy Tibor, Korda Sándor, Marton Endre, Korda Mária és Huszár Pufiné

1932



A divat:



Az ötödik Miss Magyarország: Lampel Ica

Kiss Ferenc megnősül; Ungár Imre megnyeri a varsói Chopin-versenyt, Duna Steffiből angol filmsztár lett. Lábass Juci és Palágyi Lajos meghaltak. Slágerek: Amitől az ember kicsit bolond lesz; Egy szerelmes tangó; Egy kis rúzs.



A legnagyobb siker: Irja hadnagy, Turay Idával

1922







Két címlap a Színházi Életben: Molnár Ferenc és Fodák Sári házasságot kötöttek

Darvas Lili az új Molnár-darabban az »Égi és földi szerelem«-ben

Németh Mária nevű tanítónő bemutatkozik az Operában







Lenkeffy Ica a siófoki strandon

Kékszakáll nyolcadik felesége a Belvárosiban: Z. Molnár, Baróthy, Titkos, Somlay

A RÖVID SZOKNYA A DIVAT!

1925

A PUBIFIZURA

Pistike pubifrizurás mamájához:

— Mondd, anyuka. Nemsokára te is olyan kopasz leszel, mint a papa?

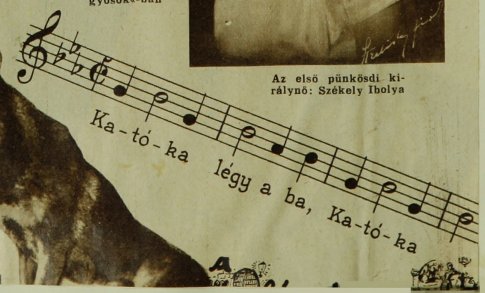


Csortos Gyula és Bajor Gizi együtt filmeznek a »Rongyosok«-ban

Az első pünkösdi királynő: Székely Ibolya



A női szívek bálványa: Rudolf Valentino



Der Verkehr der Märkte.

1919

Wiener Börse vom 1. August.

Dit Mitteilungen, daß die Vertreter der Ententemissionen in Wien zur einheitlichen Ueberzeugung gelangt sind, daß die finanziellen Bedingungen des Friedensvertragsentwurfes von Saint-Germain zu hart seien und sich die Notwendigkeit ihrer Milderung ergebe, sind in finanziellen Kreisen in ihrer Bedeutung eingehend gewürdigt worden. Auch der Gang der Verhandlungen mit Bela Kun hat die Auffassung des Marktes lebhaft beschäftigt und in den ersten Stadien des Verkehres machte sich eine starke Zurückhaltung geltend, da befürchtet wurde, die Räteregierung würde freiwillig nicht zurücktreten.

Insolgedessen machte sich mehrfach kleines Verkaufsbestreben in den ungarischen Werten geltend und auch österreichische Bankaktien wiesen Kursabschwächungen auf. Als aber später neuerlich größere Käufe in Alpinen Montanaktien vorgenommen wurden und auf dem Rentenmarkte sowohl für inländische, als für ausländische Rechnung Anschaffungen erfolgten, trat eine freundlichere Haltung des gesamten Marktes in die Erscheinung. Allerdings blieben eine Reihe von Kulissenwerten gegenüber dem gestrigen Schlußkurse immerhin noch im Rückstande. Ungarische Kreditaktien büßten trotz einer Erholung von ihrem tiefsten Kurse noch 20 K. ein, Länderbankaktien waren um 23 K. niedriger gehalten, auch Salgo-Aktien waren um 12 K. abgeschwächt. Nach mannigfachen Schwankungen, welche den Kurs der Staatsbahnaktien bis 1004 K. ermäßigten, konnten sich dieselben wieder bis 1023 K. erhöhen und schlossen demnach um 4 K. besser als am gestrigen Tage. Das Hauptgeschäft wickelte sich in Alpinen Montanaktien ab, die bei großen Umsätzen eine Kurssteigerung um 42 K. verzeichneten. Auch Südbahnwerte wiesen nach den gestrigen Kursrückgängen heute stärkere Kurserholungen auf. Im Schranken war die geschäftliche Tätigkeit heute weniger umfangreich und die Haltung des Marktes ungleichmäßig. Während Lloydaktien billiger abgegeben wurden, waren Navigazione um 15 K. gebessert, auch einzelne Petroleumwerte,

2. August 1919

wie Galizische Karpathen, Fanto, ferner Solo-Zündwaren wiesen Kurserhöhungen auf. Der schwächeren Preisrichtung neigten Prager Eisen-, Berg- und Hütten- sowie einzelne Zuckeraktien zu.

Eine ausgesprochen feste Haltung machte sich auf dem Rentenmarkte geltend. Besonders lebhaft gestaltete sich das Geschäft in beiden Goldrenten, österreichische Goldrente besserte sich um 8 Prozent bis 130, ungarische Goldrente um 10 Prozent bis 140. Mairente wurde um 1 Prozent höher notiert, demnach mit 83, österreichische Kronenrente erhöhte sich um 1¼ Prozent bis 82.75.

Schließlich blieben: Kredit 568 (— 4), Ungarische Kreditbank 680 (— 20), Anglobank 371 (+ 2), Bankverein 439 (— 6), Oesterreichisch-ungarische Bank 1190, Unionbank — Länderbank 486 (— 23), Bodenkredit 920, Depositenbank 460, Zivnostenska 670 (— 4), Staatsbahn 1023 (+ 4), Lombarden 193 (+ 6), Nordbahn 5410 (+ 30), Dampfschiff 1860 (— 25), Lloyd 4480 (— 120), Navigazione 6960 (+ 115), Austro-Americana 2330 + 30), Alpine 1141 (+ 42), Rima 1000 (— 15), Skoda 777 (+ 7), Krupp 521 + 9, Ruston 565, Prager Eisen 3830 (— 30), Poldi-Hütte 950, Salgo-Kohlen 1023 (— 12), Urikany 920, Trifailer 800, Berg und Hütten 2000 (— 35), Veitscher 2225, Karpathen 2560 (+ 130), Galicia 1865, Schodnica 1350, Fanto 2450 (+ 85), Daimler 699, Fiat 990, Grät & Stift 850, Ringhoffer 1155 (+ 25), Kranzische Eisen 1335, Lexkam 581, Brosche 1005, Ausssig chemische 1465, Clotilde 550, Nestomitzer 1280, Schönpriesener 875, Liesinger 670, Solo 950 (+ 50), Orientbahnen 1990, Tabakaktien 2280 (+ 9), 5prozentige Südbahnprioritäten 417 (+ 17), Türkenlose 509 (— 10).

Berliner Börse vom 1. August.

Die heutigen Devisenpreise.

Wien, 24. Januar.

Der Verkehr mit ausländischen Zahlungsmitteln wies heute in Wien nur gerin fügige Aenderungen auf. Es notierten: Dollar 71.350 (gegen 71.350 am 22. d.), Pfund 332.200 (332.100), französischer Franc 4614 (4564), Schweizer Franc 13.285 (13.285), Lira 3406 (3376), deutsche Mark 3.40 (3.25), polnische Mark 2.45 (2.45), czecho-slowakische Krone 1992 (1967), ungarische Krone 26.95 (26.95). — In Berlin erfuhren die westlichen Devisen nach der gestrigen Abschwächung eine neuerliche Erhöhung. So stiegen Dollars von 19.950 auf 21.745, Pfund von 93.765 auf 99.001. — In Zürich ermäßigte sich österreichische gestempelte Krone von 0.00,76 auf 0.00,75, während Auszahlung Wien unverändert auf 0.00,74 blieb. Berlin senkte sich neuerlich von 0.02⅝ auf 0.02⅛, während Paris den gestrigen Stand von 34.75 behauptete.

1923

Budapest, 1922 Kedd, április 4

Államadósági kötvények:

4% korona jár.	—	—	—	5½% hadikölcs.	—	—	—
6% hadikölcsön	—	—	—	Nemzetiségi .	84½	85	86½
Nemzetiségi .	44	48	45	5½% pénztárjegy	—	—	—

Bankok:

Ang.-Magy. bank	800	810	790	Jelzálog .	243	250	250
Anglo .	2060	—	—	Ker. hitel .	470	480	470
B. Agrár .	800	800	840	Leszámító .	865	855	867
Iparbank .	720	750	750	Ol.-Magy. bank	800	800	800
Hazai .	607	608	601	Közp. Jelzálog .	115	—	—
Hermes .	402	402	402	Városi bank	690	670	670
Földhitelbank	2825	2850	2800	Merkur .	370	370	370
Agrár .	680	—	—	Nemzeti .	740	—	740
Magyar Hitel .	1890	1875	1855	Osztrák Hitel .	750	770	770
Ingatlan .	980	—	—	Keresked. .	6975	7050	7025
Forgalmi .	435	435	435				

Takarékpénztárak: — Biztosítók:

Belvárosi .	790	—	—	I. M. biz. .	37000	—	—
Lipótvárosi .	365	360	365	Fonciére .	1625	1875	1850
Földvárosi .	2200	2225	2225	Magyar-Francia	2150	—	—
Alkalmazott .	1150	1160	1150	Jég .	400	430	470
Mekt. .	2740	2780	2720	Pannónia közl.	5000	—	—
Hazai .	25500	25500	25000	Kőbányai tak.	325	—	—

Malmok:

Borzsd M. .	3725	3726	3710	Gizella .	2300	2350	2300
Concordia .	2290	2275	2275	Hungária .	2600	2640	2625
Budapesti .	6900	6900	6900	Viktória .	7850	7900	7750

Nyomdák:

Athenaeum .	2460	2675	2575	Globus .	900	900	875
Franklin .	13950	—	—	Kir. .	675	—	—
Pallas .	2720	—	—	Pesti Könyvny.	—	—	—

Bányák és téglagyárak:

Becsehl .	6960	—	6700	Magyar-B. .	14900	—	—
Szentlörinci .	2850	2650	2000	Aszfalt .	1650	—	—
Cement .	4950	—	—	Kerámia .	2475	2575	2550
Ezsaki szen.	4625	4600	4600	Alt. Kösén .	12875	12650	12500
Rákosvölgyi .	3225	3150	3225	Nagybátonyi	625	—	—
Kohó .	6750	6250	6750	Salgó .	6000	6950	6900
István tégla .	750	—	700	Ujlaki .	2450	2600	2550
Köb. gőzt. .	2600	2675	2600	Uzikányi .	6925	6775	6750
Drasche .	3850	3975	3950				

Vasművek és gépgyárak:

Kőbánya .	2350	2400	2350	Magyar acél .	2675	2800	2850
Csáky .	890	880	850	Beloa fém .	2450	—	2950
Gazd. Gépgy.	1825	1875	1875	Elektr .	600	600	600
Fegyver .	5950	6000	5900	Rima .	2410	2445	2440
Ganz-Dan. .	39000	40500	39950	Roesemann .	1400	1400	1400
Ganz-vill. .	7175	7175	7600	Schlick .	1000	1000	990
Győrffy-Wolf .	620	—	620	Schuller .	1200	1200	1200
Kassab .	2300	—	2250	Weikert .	1175	1175	1150
Lang .	1280	1300	1270	Vaggongyár	1575	1550	1550
Lipták .	504	510	502	Wörner .	550	540	520

Különféle vállalatok:

Légszesz .	3250	—	—	Krausz szesz .	—	—	—
Bárdi .	610	645	640	Folgári sör .	17200	17500	17200
Barótá .	630	610	600	Ipget gnanat.	575	—	—
Bóni .	2650	—	—	Magyar Cukor .	23000	23900	23400
Chinoin .	1680	1575	1550	Lámpa .	3250	3275	3275
Dazica .	2775	—	2875	Magyar gázüzó	2500	2800	2750
Egics .	695	690	690	Kender és lenipar	875	—	—
Egyes. lenip.	5725	5650	5600	Osterreich .	760	765	765
Textil .	1150	1250	1225	Gummi .	2375	2375	2375
Gyapjúmosó	2475	2800	2250	Vasuti forg.	1975	1800	1775
Papir .	2700	2550	2525	Marosi petr.	2100	1925	1925
Bérvevőszér	8150	8700	8750	Ocsán .	1825	1825	1850
Spódium .	2500	2575	2540	Olajipar .	2275	2300	2225
Timmel rics .	40000	—	—	Fóbus .	945	900	955
Temesi szesz	3100	—	—	Pálfalvai üveg	825	875	850
Felten .	7200	7000	6850	Püspöki .	725	725	725
Pőrc .	3400	3500	3775	Schwartzer .	—	—	—
Fürstori sör	2450	2450	2350	Szikra .	2125	2125	2100
Goldberger .	1760	1725	1700	Stammer .	11000	11000	10800
Gschwindt .	7400	7450	7400	Telefon .	4000	4000	3975
Haleuyészit .	3150	—	—	Tem. sör .	4300	—	—
Mármagyagyár	4900	5300	5250	Tokaji bor .	—	—	—
Hungária szálló	10600	—	—	Török .	870	870	870
Juta .	1000	—	—	Turai cipő .	2900	—	—
Kábel .	16800	—	—	Unio ruházat	455	—	—
Kanton .	1725	1750	1700	Vasmegyei vill.	1225	—	—
Királyanló .	195	—	—	Városfejlesztő	—	—	—
Királyvér .	2900	—	—	Konvertált sorrj.	215	220	—
Klein és Fia .	1800	—	—	Részébet sorrj.	28	30	—
Kloltd .	3125	3125	3050	Hazai sorsjegy	165	165	—

Faipari vállalatok:

Merkurfa .	425	435	425	Malomsoby .	695	—	—
Brassó .	4325	4260	4150	Nemz. .	3825	3750	3700
Egyes. fa .	835	825	800	Nasici .	20700	20200	20000
Fournier .	1450	—	1200	Lichtig .	440	440	415
Forestg .	—	—	—	Orsz. fa .	990	980	950
Butuma .	5400	5475	5475	Rónbányai .	1650	1650	1600
Hazai fa .	1800	1850	1825	Szlavónia .	1375	1330	1300
Körösbányai .	850	515	800	Viktória bútor .	420	430	415
Kronberger .	935	—	—	Zaboiai .	1525	—	—
Lignum (bútorfa)	2900	2900	2800	Zentai .	3500	3500	3475
Magyar bútor .	760	760	720	Uj Nasici .	3500	10500	10300
M. Lloyd .	1450	—	—				

Közlekedési vállalatok:

Adria .	8350	8225	8150	Levante .	7700	7950	7900
Atlantika .	2700	2650	2650	Helyiérdekű .	1000	—	—
Közuti .	910	925	915	Miskolci vill.	775	—	—
Városi .	288	—	—	Allamvasut .	5900	5950	5900
Bér .	570	—	—	Tr. Dar .	2000	1910	1900
Délivasut .	1875	1930	1940	Dunagőzhajózási	—	—	—

Valuták:

Napoleon .	3265	3300	3200	Lira .	4350	4425	4387½
Angol font .	3810	3850	3830	Osztrák korona	11	11.125	11.75
Lewa .	—	—	—	Rubel .	14½	15½	15½
Dollár .	850	885	885	Lei .	515	518	518
Holland forint .	—	—	—	Sekel .	1695	1635	1650
Francia frank .	7825	7760	7725	Svájci frank .	—	16450	16450
Lengyel márka	21.25	21.75	21.75	Dinár .	1020	1025	1018
Márka .	232	235	232				

Devizák:

Amsterdam .	825	—	820	Paris .	7825	7775	7729
Bukarest .	—	—	—	Prága .	1695	1686 50	1625
Koppenhága .	18100	—	17800	Stockholm .	22400	—	22000
Helsingfors .	15300	—	15000	Zürich .	16900	16750	16550
London .	3800	3765	3750	Bécs .	11	11.375	10.75
Newyork .	805	—	802	Zágráb .	255	258	252½
Berlin .	269	265½	272.50	Szófia .	—	—	—
Milano .	1462	1450	1425				

KURSE DER WIENER BÖRSE

Festverzinsliche Werte	Schlußeinheit	13./5. Arrg.	Letzter Kurs	Dividende 1931 (31/32)	Dividende 1932 (32/33)
Staatsschuld der Rep. Oesterreich					
Bundesanl. 1922	K 10000000	68·–	68·50		
Bundesanl. 1930	S 1000	82·–	82·–		
„ am. Tr. . .	D 1000	69·50	68·50		
„ am. Tr. Kl. St.	D 500		70·–		
„ engl. Tr. . .	Pf. 100	83·87½	83·75		
„ schweiz. Tr.	SF 1000	87·75	86·75		
Vlk.-Bd. öst. Tr.	D 500	–·	103·50		
„ öst. Tr. Kl. St.	D 100	104·–	103·–		
„ amer. Tr. . .	D 1000	119·–	119·–		
„ am. Tr. Kl. St.	D 500	–·	124·–		
„ engl. Tr. . .	Pf. 100	–·	133·50		
„ schweiz. Tr.	SF 1000	120·–G	120·–		
5%20j. fr. Fd. 1923	F 10000	–	74·–		
5%10j. „ „ 1925	F 10000	92·50	92·10		
5%20j. „ „ 1926	F 10000	–	74·65		
Schuldverschreibungen, für welche die Republik Oesterreich die Verzinsung u. Tilgung leistet.					
7%ige Wohnbauanl. 1931, 40j., SG	SG 1000	81·–	80·75		
Eisenbahn-Schuldverschreibungen und Eisenbahnprioritäten					
Buschtl. 1896	K 10000	–	16·65		
D.-Save-Adr.-Kaschau-Oder bergb. 1889 S.	25 St.	57·60	57·75		
Lemb. Cz. 3,6%	K 10000	–	15·50		
Staatseisenb.-G	fl. 5100	4·50	4·90		
Wien-Pottend.	fl. 5000	–	–		
	10 St.	133·50	139·80		
Lose					
Baulose 1923 II	50 St.	10·45	10·50		
„ 1925 S	50 St.	14·80	14·75		
„ 1926 S	50 St.	28·50	28·–		
Türkenlose . .	25 St.	12·55	12·90		
Pfandbriefe					
5% Burgld. LHA.	S G 1000	92·–	92·–		
„ Kärntn. LHA.	S G 1000	94·–	94·–		
„ Niedöst. LHA.	S G 1000	102·–	102·–		
„ Oböst. LHA.	S G 1000	102·–G	102·–		
„ Salzbg. LHA.	S G 1000	97·–	97·–		
5% Stmk. LHA.	S G 1000	95·–	95·–		
5% Tiroler LHA.	S G 1000	87·–	88·–		
Alte österr. Staatsschuld					
Mairente	K 100000	–	–29	0	0
Julirente	K 100000	–	–30	S 10	0
Februarrente . .	fl 50000	–	–30[10]	0	0
Aprilrente	fl 50000	–	–49[10]	S 2·25	S 1·20
Märzrente	K 100000	–	–30[10]	0	0
Junirente	K 100000	–	–45[10]	0	0
Invest.-Rente	K 100000	–	–40	0	0

Versicherungsanstalten	Schlußeinheit	13./5. Arrg.	Letzter Kurs	Dividende 1931 (31/32)	Dividende 1932 (32/33)
	50	Anker	–	–	
	10	Phönix, Allg. VG.	–	–	76·–
	5	Phönix Leb.	–	–	275·–
	5	Unf.-Vers. int. .	730·–	–	730·–
	5	Unf.-Vers. Allg.	–	–	1555·–
	10	Universale . . .	–	–	110·–
Banken					
	50	Bank f. O.-Oe. .	–	–	8·50
	25	Bankverein . . .	–	–	10·–
	10	Brit.-Ung. Bank	–	–	–
	10	Comm. Pest. . .	–	–	–
	25	Creditanst. ö. .	–	–	–
	20	Creditbank ung.	–	–	–
	25	Crd.-Inst. f. ö. U.	–	–	–
	20	Escomptebank . .	–	–	11·–
	25	Esk. böhm. . . .	–	–	37·–
	10	Esk. u. Wechs. u.	–	–	–
	10	Esk. N.-Oe. . . .	–	–	100·–
	25	Giro u. Kassen .	–	–	–
	10	Hyp.-B. Lemb. .	–	–	–
	25	Jugosl. Bank . .	–	–	–
	50	Kompaßbank . .	4·70	4·70	
	25	Länderbank . .	18·–	18·–	
	25	Landesb. f. Bosn.	–	–	–
	25	Mercurbank . . .	–	–	–
	5	Nationalbank . .	146·–	146·–	
	25	Unionb. böhm. .	–	33·–	
	25	Zivnostenska . .	–	60·–	
Transportunternehmungen					
	25	Adria	–	–	–
	10	Dampfschiff . .	–	–	4·–
	25	Donau-Save . . .	14·40	14·50	
	10	Nordbahn	–	940·–	
	10	Nordb. Genuß . .	–	195·–	
	25	Graz-Köflach. .	–	30·50	
	25	Lloyd, Cserno. .	–	32·50	
	10	Leob.-Vordbg. .	–	62·10	
	25	Staatseisenb. .	16·40	16·05	
Bauwerte					
	25	Bauges. Allg. .	28·75	28·75	
	25	Bauges. Union .	–	6·–	
	25	Bauges. Wien . .	–	4·75	
	25	Königshofer . . .	–	315·–	
	50	Korkstein	–	1·80	
	10	Perlmooser . . .	–	190·–	
	10	Portl.-Zement . .	–	22·25	
	25	Union-Baumat. .	–	35·–	
	25	Wienerberger . .	7·–	7·–	
	25	Wiener Ziegel . .	–	–	
	25	Zlag	–	5·–	

Brauereien	Schlußeinheit	13./5. Arrg.	Letzter Kurs	Dividende 1931 (31/32)	Dividende 1932 (32/33)
	25	Brau A.-G. . . .	78·50	78·–	
	10	Gösser	82·–	83·–	
	10	Grazer	–	40·–	
	25	Hauser	–	39·–	
	25	Lemberger . . .	–	16·–	
	25	Nußdorfer . . .	–	58·50	
	10	Reininghaus . .	146·50	159·75	
	25	Sarajevoer . . .	–	–	
	25	Schindler	–	139·–	
Chemische					
	25	Aussig-Chem. .	167·–	166·–	
	25	Brüxe	–	320·–	
	25	Carborundum . .	–	38·–	
	50	Chemosan	–	–	
	5	Dynamit	602·–	600·–	
	25	Jungbunzlauer .	–	110·–	
	10	Scheidemandl . .	–	–	
	25	Solo Oest. . . .	215·–	–	
	10	Spirit.-Ind. Wien	–	60·75	
	25	Stickstoff	–	6·–	
	50	Teerag	–	5·50	
Elektrizität und Gas					
	25	A. E. G.-Union .	7·95	7·10	
	10	Brown-Boveri . .	–	–	
	25	Elektr. Lieferungsges.	–	12·60	
	50	Elin	10·45	10·30	S –·80
	50	Newag	–	–	S –·10
	25	Oe. Kraftw. A. G.	39·75	40·50	
	10	Siemens	73·60	74·75	S 8
	25	Steweag	9·–	9·10	S 1·20
	50	Telephon Oest.	–	–	
Glas					
	25	Inwald	21·75	21·85	
	25	Schreiber	–	–	
	25	Glasind. Böhm. .	–	–	
	25	Stölzle	–	6·50	S 8
	10	Stölzle Oesterr.	–	63·–	
Holz und Möbel					
	25	Drauland	–	–	
	10	Gutmann	–	–	
	25	Holzind. (Körn.)	–	–	
	25	Mundus	50·50	–	
	10	Ofa	–	–	
	25	Slavex	–	–	
Hotels					
	25	Hot. AG. Wiener	–	–	
	25	Bristol	–	28·–	
	10	Metropole . . .	–	–	

Kohle und Bergwerke	Schlußeinheit	13./5. Arrg.	Letzter Kurs	Dividende 1931 (31/32)	Dividende 1932 (32/33)
		Kc 35	–		
		Kc 45	–		
		0	0		
		0	–		
		P 2·25	P 1·25		
		S 2	–		
		–	–		
		P 24	P 14		
		0	–		
		S 80	–		
		0	–		
		0	0		
Leder und Schuhe					
		0	–		
		–	–		
Metall u. Metallindustrie					
		0	–		
		0	–		
		S 9	–		
		0	–		
		0	–		
		0

Der Economist.

Wirtschaftliche Uebersicht.

Das neuerstandene Europa und die Vereinigten Staaten.

Wien, 11. November.

Die Zeremonienmeister in den Staatskanzleien waren in der letzten Zeit eifrig an der Arbeit. Sie hatten die durch die Etikette vorgeschriebenen Glückwunsch- und Begrüßungstelegramme zu entwerfen. Der durch den Umsturz in Europa geschaffene Zustand mußte neuerdings legalisiert werden. Ein Dezennium schwerster wirtschaftlicher und politischer Not liegt hinter dem innerlich noch immer zerrissenen Europa. Ein gewaltiger Fortschritt ist gewiß nicht zu verkennen, es bleiben aber genug offene Wunden, die erst ganz allmählich der Heilung zugeführt werden. Man darf aber, das gilt besonders für Oesterreich, gegenüber den Fortschritten nicht undankbar sein. Die Augen sind nicht dazu da, um zu verschließen, wieviel schwärzere Zeiten hinter uns liegen und was auf dem Gebiete des Aufbaues, der Anpassung an die geänderte Lage doch Gewaltiges geschehen ist. Der Wunsch, der nicht bloß hier, sondern auch in den meisten der europäischen Staaten von den Lippen von Millionen Menschen kommt, ist darauf gerichtet, daß die Zukunft heller sein, die politischen Gegensätze abklingen und der grenzenlosen Verarmung Einhalt geboten werden möge. Wie grell sticht diese geistige Einstellung von der Entwicklung in den Vereinigten Staaten ab. Wenn die Staatsoberhäupter und die zahlreichen Anhänger Hoovers ihm aus Europa die Wünsche für seine kommende Präsidentschaft übermitteln, so werden sie dies kaum besser als in die Worte kleiden, die Vereinigten Staaten mögen im kommenden Dezennium nicht anders abschneiden als in der zurückliegenden Periode. In dieser konnten sie ungeahnte politische und wirtschaftliche Schätze anhäufen. So recht charakteristisch für die märchenhaften Erfolge war der Verlauf des letzten amerikanischen Bankiertages. Bemerkenswert die übereinstimmende Meinung so nüchterner Rechner, wie es die Finanzmagnaten sind, das Land könne schon einen tüchtigen Aderlaß vertragen, ohne daß das feste Gefüge der Wirtschaft irgendwie bedroht schiene. Aus allen Teilen des Landes waren die Vertreter der Banken, der Trustkompagnien, die leitenden Männer des Federal Reserve Board, des Bankausschusses des Repräsentantenhauses zusammengeströmt. Sie unterhielten sich, wie es das Gebot der Stunde verlangte, über die Abnahme der Goldreserven, die Diskontpolitik der zentralen Stellen, die Kreditanspannung bei den Mitgliedsbanken. Sie sprachen über die Ausdehnung der Effektenspekulation und die Teuerung auf dem Geldmarkte. Schwere Bedenken wurden von manchen Seiten vorgebracht. Es fehlte nicht an Vorwürfen gegenüber den Federal Reserve Banken. Man wies darauf hin, daß selten in der Geschichte des Effektenmarktes eine so knappe Verzinsung der Aktien zu beobachten gewesen sei wie gegenwärtig. Aber trotzdem hat der Ausschuß eine Resolution gefaßt, die besagte, daß die allgemeine Lage durch die Zeit von selbst ihre Berichtigung erfahren werde. Es herrschte die Ansicht vor, daß man den Dingen am besten ihren Lauf lassen sollte, und der Gouverneur des Federal Reserve Board, Mr. Young, meinte, wenn einzelne im Verlaufe der Ereignisse zu Schaden kämen, sie sich das eigentlich selbst zuzuschreiben hätten. Die ganze Debatte bewegte sich auf einem ungemein hohen Niveau und es war daher keine Leichtfertigkeit, wenn Gefahren, die auch in Europa befürchtet werden, nicht überschätzt wurden. Maßgebend war das innere Kraftbewußtsein, das mit amerikanischem Phlegma anerkennt, es müsse nach Sonnentagen auch Regen geben.

Das letzte Fiskaljahr hat in den Vereinigten Staaten eine allgemeine Hebung des Wohlstandes gebracht und daher sind die vorliegenden statistischen Nachweise über die Einkommensverteilung bereits etwas überholt. Aber selbst, wenn man sie zugrunde legt, so erkennt man deutlich, auf welch breiten Schultern der Reichtum des Landes ruht. Zunächst sei die Bemerkung eingeschaltet, daß wir in ganz Oesterreich knapp 10.000 Menschen haben, die, in die höchste Klasse eingereiht, sich eines Jahreseinkommens von 3000 und über 3000 Dollar rühmen können. In den Vereinigten Staaten gab es 329.915 Personen mit einem jährlichen Einkommen von über 10.000 Dollar, 29.897 Millionäre vermachten jährlich mehr als 50.000 Dollar, ausgesehen ohne ihr Kapital anzutasten. Dazu kommen noch 693 Multimillionäre, die über 500.000 Dollar der Einkommensteuerbemessung zugrunde legen. Dies ist ein Reservoir, aus dem nicht bloß für die Emissionstätigkeit der amerikanischen Gesellschaften geschöpft wird, denn auch der Bedarf der europäischen Wirtschaft greift seit Jahren darauf zurück. Daneben darf man die ungeheuren Rücklagen nicht außeracht lassen, welche führende amerikanische Gesellschaften gemacht haben. Es gehört zu ihrer ständigen Tradition, Gewinnvorträge zu beschließen, die einer sehr respektablen Quote der zur Verteilung gelangenden Dividende entsprechen. Die größten Unternehmungen, um nur Beispiele zu nennen, General Motor und Ford, die meisten Bahnen haben aus solchen Rücklagen ihre Investitionen bestritten. Erst als im Gefolge des scharfen Wettbewerbes die Rentabilität zurückging, als sich Betriebsumstellungen und Fusionen vielfach als notwendig erwiesen, wurden die Banken stärker zur Finanzierung herangezogen. Aber im großen und ganzen verfügen die maßgebenden Konzerne noch immer über so gewaltige Mittel, daß sie dem Effektenmarkt in Form von Brokerdarlehen die bedeutendsten Kredite einräumen können. Darin liegt eben eine Gefahr, die auch von vielen Seiten unterstrichen wird. Vorläufig will man aber, trotz aller Warnungen, die immer wieder auftauchen, von einer ungünstigen Wendung wenig wissen. Nachdrücklich wird die Tatsache hervorgehoben, daß mit den verfügbaren Mitteln ökonomischer gewirtschaftet wird. Leider geht dies vielfach zu Lasten Europas. Die Emissionsstellen und das Publikum beobachten bei der Uebernahme ausländischer Anleihen seit Monaten deutliche Zurückhaltung. Im dritten Quartale sind nach der amtlichen Statistik nur mehr 16 ausländische Anleihen im Betrage von 125 Millionen Dollar zur Placierung gelangt. Das zweite Quartal des laufenden Jahres ermöglichte dagegen noch die Unterbringung von 86 Anleihen im Werte von 644 Millionen, während das erste Vierteljahr 58 Anleihen mit 409 Millionen umfaßte. Die Reserve der Hochfinanz und des Publikums war demnach einschneidend und sie beweist, daß die Aussichten auf dem Aktienmarkte günstiger beurteilt wurden als die Möglichkeit, sich dauerndes Zinserträgnis bei den Obligationen zu sichern. Die verringerte Aufnahmsfähigkeit für Bonds hat Deutschland empfindlich zu spüren, denn während im dritten Quartal des Vorjahres Anleihen des Reiches, der Städte oder der Industrie um rund 88 Millionen Dollar Unterkunft fanden, ist man in der diesjährigen Periode trotz aller Bemühungen schon bei 14·2 Millionen stecken geblieben. Die Vereinigten Staaten haben aber nicht bloß mancher Neuemission die kalte Schulter gewiesen, sie haben auch sonst den Grundsatz beobachtet, daß man zuerst und besonders dann, wenn die Rentabilität verbürgt ist, das eigene Haus bestellen müsse. Hiefür fehlt es nicht an klassischen Beispielen. Im ersten Quartal sind von amerikanischen Unternehmungen durch Tochtergesellschaften, durch verschiedene Beteiligungen rund 50 Millionen Dollar im Auslande investiert worden. In den nächsten drei Monaten machte man für diese Zwecke nur mehr 35 Millionen und im dritten Quartal gar nur 9 Millionen flüssig. Der kurzfristige Kapitalsexport ist gleichfalls einschneidend gedrosselt worden. Er wird nach amtlichen Quellen für das zweite Quartal des laufenden Jahres auf 97 Millionen, für die anschließenden drei Monate aber nur mehr auf 20 Millionen Dollar veranschlagt. Das sind Zahlen, die bei der Kapitalsnot in Europa sicherlich zu denken geben.

Europa darf aber auch daran nicht vorübergehen, daß die Wahl Hoovers in wirtschaftlichen Kreisen der Vereinigten Staaten als der Auftakt zu einer forcierten Exportpolitik angesehen wird. Die europäische Automobilindustrie spürt die amerikanische Konkurrenz bereits jetzt in allen Gliedern. Auch auf anderen Gebieten wird fieberhaft gerüstet. Das Diktat der amerikanischen Petroleummagnaten verträgt keinen Widerspruch mehr, in der Eisenindustrie nimmt der Wettbewerb in den entfernteren Ländern verschärfte Formen an. Verdient es nicht lebhafte Beachtung, wenn man vernimmt, daß die Ausfuhr von altem Eisen und Stahl sich in den ersten acht Monaten fast verdreifacht hat? Gebiete des nahen und fernen Ostens, die früher dem englischen und deutschen Industriellen und Kaufmann glänzende Absatzmöglichkeiten boten, fallen in raschem Tempo in den amerikanischen Machtbereich.

Der Kampf um Ungarns Thron

Habsburg gegen Habsburg — ein genialer Schachzug des Grafen Bethlen. — Königsmache und Konfession. — Das Outsider-Rennen des englischen Zeitungsmagnaten um die Krone des hl. Stephan.

(Vom Korrespondenten der Wiener „Sonn- und Montags-Zeitung.)

Budapest, 18. November.

„Der brodelnde Hexenkessel“ — „Das Pulverfaß Europas“ und alle sonstigen Beinamen, die vor dem Weltkrieg der Balkan als Herd ständiger Unruhen getragen hat, werden seit dem Zusammenbruch der österreichisch-ungarischen Monarchie stets im Zusammenhang mit Ungarn genannt. Das kommunistische Abenteuer Bela Kuns, der Bandenkrieg gegen das Burgenland, die Restaurationsversuche Kaiser Karls und noch eine Reihe mehr oder minder bedeutungsvoller Ereignisse — wie vor nicht langer Zeit die St. Gottharder Waffenaffaire — lenkten wie Warnungssignale die Aufmerksamkeit der Welt auf das von drei Revolutionen zerwühlte und von einer wilden Sehnsucht nach seiner einstigen Größe gepeinigte Land. Kein Wunder daher, daß dem durch Argwohn geschärften Blick der angsterfüllten Nachbarn auch der angeblich weitgehende Zweck der von der Regierung beantragten, scheinbar bedeutungslosen Reform der parlamentarischen Hausordnung nicht verborgen bleiben konnte, zumal der Zwischenruf eines oppositionellen Abgeordneten in offener Parlamentssitzung unverblümt den Verdacht herausschleuderte,

daß die Knebelung der Redefreiheit und die Ausschaltung jeglicher oppositioneller Aktion im Hause der ungarischen Gesetzgebung keinem anderen Zweck digne, als die Bahn für die Wiederaufrichtung des Königtumes freizumachen.

Nun hat freilich Ministerpräsident Graf Bethlen am 14. November in Beantwortung einer Interpellation des Abgeordneten Rassay auf die Haltlosigkeit aller dieser Gerüchte hingewiesen und die kategorische Erklärung abgegeben, daß

der ungarischen Regierung die Absicht ferne liegt, die Königsfrage unter Umgehung der ungarischen Gesetzgebung putschartig lösen zu wollen. Die Regierung hält diese Frage weder innerpolitisch noch außenpolitisch für lösungsreif.

Es liegt gewiß nicht die geringste Veranlassung vor, diese Erklärung des ungarischen Ministerpräsidenten, die zweifellos viel zur Beruhigung der erregten Gemüter beitragen wird, auch nur im entferntesten für unaufrichtig zu halten. Die Stellungnahme des Grafen Bethlen zur Königsfrage ist ja allgemein bekannt und die von ihm neuerdings vorgebrachten Argumente sind so überzeugend, daß man es als absolut sicher bezeichnen darf, die Regierung habe ihre bisherige Haltung in keiner Weise geändert. Immerhin darf man nicht vergessen, daß es in der politischen Sphäre gewisse Probleme gibt, denen eine „latente“ Aktualität innewohnt und die auch durch die entschiedensten offiziellen Erklärungen nicht aus der Welt geschafft werden kann. Und darum scheint uns eine eingehende Darstellung der ungarischen Königsfrage im gegenwärtigen Augenblick nicht deplaziert zu sein.

Wehmut erfüllte Volk wurde durch die antihabsburgischen Maßnahmen zu neuer Liebe für den „verbannten König“ erweckt, und so mußten schließlich Horthy und Bethlen ihrer Politik in der Königsfrage eine andere Wendung geben.

Horthy und Bethlen sind ohne Zweifel mit allen



König Otto.

Mitteln bestrebt, die Wiederaufrichtung des Königtums so lange als nur möglich hintanzuhalten.

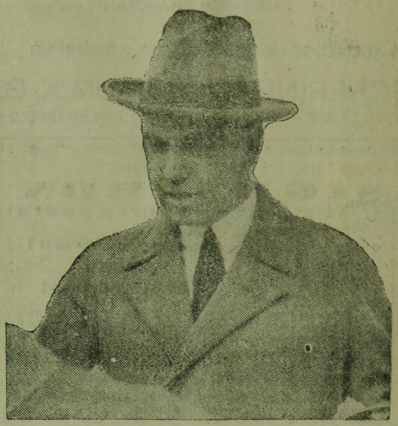
Otto, der Ungar.

Mittlerweile wurde von den Legitimisten, die seit dem Tode Karls seinen Sohn als den gesetzlichen König von Ungarn betrachten, alles getan, um die Thronbesteigung Ottos vorzubereiten beziehungsweise aus ihm einen richtigen ungarischen König zu machen. Kaum hatte Kaiserin Zita ihr Zelt in Lequeitio aufgeschlagen, erschien dort in

Königssuche und Legitimistenverfolgung.

Nach dem mißglückten Restaurationsversuch Kaiser Karls, dessen vom General Baron Lehar befehligte Truppen vor den Toren Budapests, in der Schlacht bei Budaörs, von den regierungstreuen Soldaten und Freischärlern in die Flucht gejagt worden sind, mußte Ungarn unter dem Druck der Entente die Habsburger für alle Zeiten des Thrones verlustig erklären. Das Recht, einen König an die Spitze des Landes zu stellen, blieb den Ungarn gewahrt, sie mußten sich nur verpflichten, die Krone des heiligen Stephan niemals auf das Haupt eines Habsburgers zu setzen. Lange Zeit hat es den Anschein gehabt, als ob sich die Ungarn an dieses Versprechen halten würden, denn sie hielten nicht nur Umschau nach einem König aus fremdem Lande, sondern es wurden alle Regungen der legitimistischen Propaganda im Interesse Habsburgs mit der größten Energie niedergehalten. Einmal hieß es, die Ungarn streben eine Personalunion mit Rumänien unter dem Szepter des verstorbenen Ferdinand I. an. Ein anderes Mal bemühte sich eine Gruppe von Politikern, Ungarn mit Jugoslawien unter der Herrschaft eines gemeinsamen Königs zu vereinigen. Wieder einmal war von der Thronbesteigung eines englischen, dann von einem italienischen Prinzen die Rede, doch alle diese Kombinationen scheiterten an dem Widerstand der in Ungarn auch heute noch mächtigen, den Habsburgern treu ergebenen Aristokratie. Vergebens waren alle Maßnahmen der Regierung gegen die legitimistische Aktion des ungarischen Hochadels, die mit grimmigem Haß den „eidbrüchigen" Reichsverweser Horthy bekämpft, vergebens wurden ihre Führer — Graf Apponyi, Graf Julius Andrassy, Stephan v. Rakovszky, Gustav Gratz, Edmund v. Beniczky u. a. — eingekerkert, ihr Zeitungsorgan, das hochangesehene „Ujsag", eingestellt. Je schärfer der Feldzug gegen die Legitimisten geführt wurde, um so mehr wuchs die Sympathie in der Bevölkerung für das Haus Habsburg. Das ob des tragischen Endes des im eigenen Lande geschlagenen, von seinen Feinden gefangenen Königs Karl mit sentimentaler Begleitung des ehemaligen Oberhofmeisters Graf Hunyadi ein junger ungarischer Priester, um die Erziehung des „Königs" Otto zu übernehmen.

Auch der Hofstaat wurde vollständig magyarisiert. Die ungarischen Aristokraten verpflichteten sich, der Reihe nach von sechs Monaten zu sechs Monaten am „Hof" Dienst zu machen. Ebenso werden halbjährig abwechselnd Hofdamen nach Lequeition entsendet. Außerdem wird es im Kreise der Aristokraten geradezu als moralische Pflicht betrachtet, dem König und der Königin-Mutter Besuche abzustatten und bei diesen Gelegenheiten ihnen reiche Gaben zu spenden. Man ging sogar so weit, auch der Küche der königlichen Familie den ungarischen Charakter aufzuprägen., weshalb



Erzherzog Albrecht.

eine im Zubereiten paprizierter Speisen besonders versierte Köchin nach Lequeito kommandiert wurde.

Schach dem König.

Die wachsende Volkstümlichkeit Ottos veranlaßte schließlich die Gegner der Legitimisten, die sich als „freie Königswähler" bezeichnen, eine energische Abwehraktion einzuleiten. Sie kamen zur Erkenntnis, daß es nicht genüge, den Grundsatz vom Wiederaufleben des Rechtes der freien Königswahl zu predigen, sie kamen zur Einsicht, daß sich das Volk nicht für eine abstrakte Theorie, sondern nur für einen greifbaren Kandidaten begeistern läßt. Sie haben aber auch die Erfahrung gemacht, daß Thronanwärter aus der Fremde — ob nun rumänischer, serbischer, italienischer oder englischer Provenienz — keine zugkräftigen Attraktionen sind. In dieser Situation kam der rettende Gedanke, der geniale Schachzug: auf dem Schachbrett, auf dem die Partie um die Krone des heiligen Stephan gespielt wird, wurde dem Habsburger ein anderer Habsburger entgegengesetzt. So entstand

die Kandidatur des Erzherzogs Albrecht.

Mit großem Eifer ging man sofort an eine weitausgedehnte Propaganda für den Sohn des ehemaligen Feldmarschalls Erzherzog Friedrich. Zunächst berief man sich auf realpolitische Argumente. Europa — sagte man — ist gegen die Wiedereinsetzung der Habsburger. Sind aber die Verhältnisse so weit gediehen, daß dieser Wiederstand keine allzu großen Schwierigkeiten mehr bereiten würde, so kann das Spiel als gewonnen betrachtet werden, wenn nicht Otto, sondern ein Outsider-Erzherzog zum König getront wird. Otto, der Sohn des letzten Herrschers, gilt als die Verkörperung der Idee der Wiederaufrichtung des früheren Reiches. Seine Thronbesteigung würde daher den mit schwerer Mühe weggeräumten Widerstand zu voller Wirkung aufleben lassen.

Tschechen, Rumänen, Serben, ja sogar die Oesterreicher würden alles aufbieten, um Otto dasselbe Schicksal zu bereiten, wie seinem Vater im Jahre 1921 bereitet wurde.

Albrecht hingegen, sagte man, ist einer der zahlreichen Habsburg-Erzherzoge, dessen Person auf keine weitgehenden Aspirationen folgern ließe, er ist aber — so raunte man sich zu — dennoch ein Habsburger und als solcher im gegebenen Moment ein geeigneter Repräsentant der Sehnsucht nach der alten Herrlichkeit. Diese Argumente hatten bei dem ausgeprägten Sinn der Ungarn für praktische Politik ziemlich großen Erfolg. Noch größeren Anklang fand aber die Kandidatur Albrechts, als sein sonst nicht besonders freigiebiger Vater Friedrich — bekanntlich einer der reichsten Männer Europas — große Beträge für die Propaganda springen ließ. Otto mußte man immer Geld schicken und Otto kannte man nur vom Hörensagen. Durch Albrecht hingegen kam Geld unter die Leute und Albrecht kam auch selbst unter die Leute. Albrecht erscheint bei Fahnenweihen, bei Sport-

Bundeskommissar für Wien ernannt.

Nr. 36 A

Wien, Dienstag, 13. Februar 1934

Amtlicher Bericht über die Lage

Die Amtliche Nachrichtenstelle gibt um 11 Uhr folgende Darstellung aus:

„In Linz a. D. wird gegenwärtig der Bahnhof gesäubert. Der Personenbahnhof ist bereits von der Eisenbahnerwehr des Heimatschutzes besetzt. Die Aktion um den Frachtenbahnhof ist im Gange.

In Steyr wurde ein Direktor der Steyrer-Werke von den Marxisten erschossen. Militärische Abteilungen und österreichischer Heimatschutz unter Führung des Bundesführers Fürst Starhemberg sind bereits mit der Säuberung des Ortes befaßt.

In Bruck a. d. Mur wurde nach Artillerievorbereitung der Schloßberg gestürmt. In den Straßen kam es zu schweren Kämpfen. Die Schutzbündler hatten die Wohnparteien aus den Wohnungen geworfen und sich mit Maschinengewehren in den Wohnungen eingenistet. Auch hier ist die Säuberung erfolgt.

In Kapfenberg wurde das dortige Gendarmeriekommando von Schutzbündlern eingeschlossen. Schutzbund war derartig in der Uebermacht, daß der Posten keinen Ausfall unternehmen und sich nur durch seine bravouröse Haltung behaupten konnte. Gegenwärtig sind Bundesheerabteilungen und starke Abteilungen des österreichischen Heimatschutzes aus Niederösterreich zur Befreiung dieses Gendarmeriepostenkomandos unterwegs.

Auch in Eggenberg bei Graz, wo sich die Schutzbündler in der Fabrik Waagner u. Biro und im Schienenwalzwerk schwer bewaffnet eingenistet hatten, ist die Säuberungsaktion im Zuge.

In Graz herrscht vollkommene Ruhe. Das Schutzkorps des Heimatschutzes ist mit Abteilungen des Bundesheeres in Marschbereitschaft.

In Judenburg hatte sich der Republikanische Schutzbund verbarrikadiert. Die Barrikaden sind vom Bundesheer gestürmt worden.

In Niederösterreich herrscht Ruhe.

In St. Pölten wurde das Kinderfreundeheim von den Marxisten gesäubert.

In Wien haben sich die Marxisten vornehmlich in Heiligenstadt im Karl-Marx-Hof und in Ottakring in den städtischen Wohnhausanlagen Sandleiten und im Ottakringer Arbeiterheim sowie in einzelnen Lokalitäten in Simmering, ferner in Floridsdorf schwer bewaffnet, mit Maschinengewehren und Handfeuerwaffen eingenistet und eröffneten dort schweres Maschinengewehrfeuer auf die Sicherheitsexekutive und den Heimatschutz.

Zur Bekämpfung der an diesen Orten eingenisteten roten Verbrecher ist Artillerie eingesetzt worden. Die Säuberung ist in Ottakring bereits vollzogen und an den anderen Stellen nahe der Vollendung.

Zusammenfassend läßt sich sagen:

Die Bundesregierung ist absolut Herrin der Lage. Der von den Marxisten beabsichtigte Generalstreik ist schon nach kurzer Zeit jämmerlich zusammengebrochen. Licht, Wasserversorgung und Telephon funktionieren im vollen Umfang. Die Bahnen sind in Betrieb.

Es handelt sich lediglich darum, die roten Verbrecher aus den letzten Nestern auszumerzen. Polizei, Gendarmerie, Bundesheer und die aufgebotenen Schutzkorps und Freiwilligen-Formationen haben sich in hervorragender Weise gehalten.

Leider sind viele Blutopfer gebracht worden. Mehrere hundert Schutzbündler sind gefangengesetzt worden. Die Mehrzahl von ihnen wird vor das Standgericht gestellt werden.

Vizekanzler Fey hat mit seinem Adjudanten Major Wradel eine Inspizierung der Aktion im Karl-Marx-Hof vorgenommen. Bei dieser Gelegenheit wurde Major Wradel durch einen Schuß am Arm verletzt."

Zeitbild aus 1936. (N. Fr. Presse 25. Mai 1936

Rote Lippen.

Wir veröffentlichen die nachstehenden interessanten Ausführungen, die gewiß nicht widerspruchslos bleiben werden, ohne uns mit ihnen in allen Punkten durchaus einverstanden zu erklären.

Wer noch die geheime oder offene Absicht hegt, mit irgendeiner Frau etwas anzufangen, soll sich hüten, mit den Frauen anzufangen. Zwar werden sie alle zusammen hinlänglich umschmeichelt, werden von Komplimenten überschüttet und man könnte meinen, sie wären der ewigen Süßigkeiten nachgerade satt, ja sie empfänden einige Sehnsucht nach Bitternissen. Ist das der Fall, was man doch nicht so genau weiß, dann bereite ich ihnen freilich eine Enttäuschung nach beiden Seiten, weil ich ihnen weder süß noch bitter, sondern einfach sachlich komme. Sachlichkeit aber verstehen die meisten, betonen das ganz ausdrücklich, ohne daß sie damit immer die Wahrheit sprechen. Seit wann jedoch sind denn die Frauen so wahrheitsliebend? Um gerecht zu sein, muß man allerdings sofort gestehen, daß wir Männer weit öfter und viel besser lügen.

Da sitzt im Kaffeehaus, in der Straßenbahn, im Expreßzug, gleichviel wo, eine Dame, hält den kleinen Handspiegel vor das Gesicht, pudert ihre Nase, malt ihren Mund mit dem Lippenstift, kurz, sie macht ganz ungeniert ein wenig Toilette. Es stört sie keineswegs, daß andere Leute ihr zusehen. Auch fühlt sie sich nicht im geringsten gestört, wenn sie durch solche Hantierungen die anderen Leute stört und sie ans beginnenden Illusionen wirft. Der Gedanke drängt sich auf, daß dieses „Make up" denn doch weit vorteilhafter zu Hause im verschwiegenen Boudoir oder aber im diskreten Kosmetiksalon vorgenommen werden solle. Wie lange dauert dieses Gehaben schon und wie lange wird das noch dauern? Viele, sehr viele Männer sind daran gewöhnt, nehmen dieses groteske Spiel als das, was es im Grunde so gar nicht ist, als natürlich und selbstverständlich. Die dummen Männer haben sich pünktlich an jeden weiblichen Einfall gewöhnt, an den Cul de Paris, der so häßlich war, daß man heute nur darüber lacht, an die Schinkenärmel, an die komische Glocke der Krinoline. Alles fanden sie selbstverständlich, fanden sie natürlich und dachten kaum darüber nach, in welch grellem Gegensatz zum Selbstverständlichen, gar erst zur Natur dieser modische Wahnsinn stünde. Nichts jedoch war den kleinen und größeren Zärtlichkeiten so feindselig hindlich wie der allgemeine, mehrmals in der Stunde wiederholte Gebrauch des Lippenstiftes und des Puders auf Nase und Wangen. Ein Kuß, sonst etwas Holdes, ist längst nicht unbedenkliches Wagnis geworden. Ein Kuß färbt manchmal ab, vernichtet zugleich die mühsame Zeichnung des Frauenmundes. Selbst die sanfteste, vorsichtigste Umarmung, ohne Kuß, läßt weiße Spuren an Schulter und Brust der Herrenröcke zurück. Eine Umarmung ohne Kuß ist aber etwas kläglich Halbes. Noch ärger scheint es, sich nach anfänglicher Ratlosigkeit erst besinnen zu sollen, wohin man im Antlitz des teueren Wesens den Kuß placieren darf. Den Mund verbietet die dicke Farbe, auf den Wangen ist das Rouge zu schonen und die Augen, lieber Himmel, die Augen sind so künstlich zubereitet, daß man sich ihnen besser gar nicht nähert. Ebenso verhält es sich mit dem Farbenzustand der Haare. Offenbar sind die Damen der festen Meinung, besonders schön zu sein, wenn sie sich malen, schminken, pudern und färben. Offenbar hegen sie die Ueberzeugung, daß sie sonst „ungepflegt" aussehen. Und es gibt Männer genug, die dem weiblichen Einfluß so sehr unterliegen, daß sie diese Ansichten teilen.

Der männliche Geschmack hat einen ungeheuren Wandel durchgemacht. Sonst wäre ja der Erfolg der in ihren Formen entweibten Frau nicht möglich. Die schlanke Figur, die der Sport sehr dankenswert brachte, ist durch das modische Uebertreiben zur mageren, oft zur zaundürren Steckengestalt geworden, was sogar mancher Frau nicht bloß die Gesundheit, sondern das Leben selbst gekostet hat. Keineswegs der Sport allein und keineswegs nur die Mode tragen die Schuld. Tiefer liegende Ursachen sind wohl auch vom Normalen abgewendete triebhafte Verkehrtheiten beider Geschlechter. Wegen der Schminke, der gemalten Lippen, der rasierten und neu gezogenen Augenbrauen ebenso wegen der knallend lackierten Fingernägel beruft man sich auf die Bräuche antiker Völker. Dabei wird nicht bedacht, wie stark und vielfach Griechen und Römer dem Andrängen barbarischer Beispiele ausgesetzt waren. Jede überalterte Kultur, deren Fundamente sich lockern und die ins Wanken gerät, bringt derartige Erscheinungen hervor. Das geht Hand in Hand mit der Negermusik, mit den Negertänzen, mit den Vorbildern aus diesen und anderen fernen Zonen, die uns fremd bleiben. Eines freilich ist erquickend. Heutzutage gibt es kaum noch alte Weiber. Die moderne Hygiene, das Verweilen in der früher so ängstlich gemiedenen Sonne, die zunehmende Vertrautheit mit dem Winter, das hat neben manchen sonstigen Dingen die Jugend allgemein verlängert. Widersprüche? Immer ist diese Welt voll grotesker Widersprüche gewesen, was ihren Reiz erhöht. Auf einen Widerspruch darf man ruhig bauen und bessere Zustände erwarten. Die kleinen Kinder von jetzt und von morgen werden im gesetzmäßigen Widerspruch zur vorangegangenen Generation aufwachsen. Sie werden ihren Müttern das Schminken und alles, was so drum und dran hängt, streng oder spöttisch

AUSLANDBÖRSEN

Budapest.

	23. Mai	Vortag
Nationalbank	172.—	172.—
I. Pester Dampfm...	—.—	17.50
Hungaria-Mühle	24.—	24.—
Bauxit Trust	159.50	156.25
Oberung. Hütten...	—.—	15.70
Magnesit	—.—	—.—
Ung. Asphaltwerke	—.—	13.—
Ung. Allg. Kohlen...	396.50	394.—
Salgo-Kohlen	32.70	32.40
Urikany	73.50	73.60
Ung. Waffenfabrik	73.50	73.25
Ganz-Danubius	14.90	20.10
Lang	—.—	—.—
Lampen	—.—	—.—
Waggon	—.—	21.50
Rima-Maryal	71.30	71.10
Ofa Holzindustrie	21.75	21.50
Nasicer Union	76.75	—.—
Donau-Save-Adria	14.60	14.60
ova	20.80	20.70
Staatsbahn	30.50	30.50
rust	78.50	77.75

	23. Mai	Vortag
Südzucker	67.—	67.50
Ung. Zucker	168.50	166.90
Landw. Industrie	—.—	36.25
Ver. Glühlampen	189.—	189.50
Aktienbrauerei	—.—	—.—
Gschwindt	740.—	740.—
Szegedin. Hanf	46.50	44.75
Goldberger	—.—	—.—
Ung. Baumwollind.	—.—	65.—
Hungaria-Kunstd.	37.—	37.—
Chinoin	—.—	—.—
Koleti & Murany	—.—	—.—
Clotilde	—.—	17.50
Szikra-Zundholz	—.—	165.—
Papierindustrie	—.—	100.—
Felten	—.—	—.—
Ung. Gummi	69.—	68.—
Ung. Eisenbahnv.	21.70	21.50
Telephonfabrik	8.90	—.—
Völkerbundanleihe	—.—	—.—
1932 6% Stinnes	—.—	—.—
Haupttal. Anl. 1914	316.—	315.50

Warschau.

	23. Mai	Vortag
Bank Polski	103.— bis —.—	101.— bis —.—
Tarachowice	35.— „ —.—	33.75 „ —.—
% konvertierte Anleihe	53.— „ —.—	52.50 „ —.—
% konvertierte Eisenbahnanleihe	—.— „ —.—	—.— „ —.—
% neue emittierte konvertierte		
der Bank Gospodarstwa Krajowego	94.— „ —.—	94.— „ —.—
6% poln. Stabilisierungsanleihe	61.— „ —.—	62.— „ —.—

Triest.

	23. Mai	Vortag
Generali	3950.—	3920.—
Riunione	1835.—	1835.—

	23. Mai	Vortag
Inforuni	1880.—	1880.—
Assicuratrice	477.50	475.—

Amsterdam.

	23. Mai	Vortag
7% Int. Bundesanl.	52⅞	53.—
Oesterr. Goldrente	—.—	—.—
Oesterr. Schätze 1914	—.—	—.—
8% Isch. Anleihe 1922	61⅛	61.75
6% neue v.-A. 1934/35	78.—	79.—
4½% Mähr. Land.-A.	98 11/16	98⅜
4% Nederland 1931	98 11/16	98⅜
Dawes-Anleihe	16.75	177/16
Young-Anleihe	20⅛	19⅝
Amsterdamsche Bank	116.25	113.50
Nederl. Handel My.	124.5 ex	130.—
Rotterdamsche Bank	109.—	109.50
Koloniale Bank	47.75	46.—
Allgem. Kunstzijde	—.—	22.75
Philips	183.—	182⅛

	23. Mai	Vortag
Unilever	110.—	110.—
Am. Bemberg Cert.	2⅛	21/16
American Enka Cert.	—.—	14.50
6% Zertifikate m. Opt.	—.—	—.—
Am. Glanzst. Kl.-a. Crt.	—.—	—.—
I. G. Farben Cert.	—.—	—.—
Niederländische Kabel	—.—	344.—
Niederl. Gas	172.—	174.—
Royal Dutch	258⅜	257⅝
Amsterdamer Rubber	114.75	114.25
Delibatavia Rubber	66⅞	66.—
Handelsvereenigung	217.50	217.50
Delibatavia Mij.	173⅜	172.50
Senembah	199.—	200.25
Montecatini	—.—	—.—

Berlin.

	23. Mai	Vortag
Braubank	132⅜	132.—
Berlin. Handelsg.	117.50	116.25
Kom. Privatbank	93.—	92.75
Deutsche Bank	95.—	94.50
Dresdner Bank	95.75	95.25
Reichsbank	189.50	188.—
Canada Pacific	—.—	—.—
Reichsb. Vorzüge	126⅛	126½
Rapag	16.25	16.50
Nordd. Lloyd	18.—	18⅛
Akkumulatoren	189.—	190.—
Aku	53.50	53⅜
A. E. G.	37 G	37⅛
Aschaffenb. Zellst.	101.—	99.25
Bayr. Motoren	133.25	133.25
Bemberg	91.75	87.50
Bergmann-Elektr.	107.—	105.—
Berl.-Karlsr. Masch.	129.—	129.—
Bekula	150.25	150.—
Berl. Maschinenb.	128.—	126.75
Bremer Wolle	154.—	151.—
Buderus	101.50	100.75
Charlottenb. Wasser	115.—	114.—
Chem. Heyden	122⅜	122.—
Chade a — c	417.—	411.—
Conti Gummi	181.25	181.50
Daimler-Motoren	116.25	114⅝
Deutsche Atlanten	—.—	118.75
Deutsche Contigas	124⅜	126.25
Deutsche Erdöl	122.50	120.75
Deutsche Kabel	149.25	—.—
Deutsche Telephon	144.—	—.—
Dynamit Nobel	90.—	90.—
Eintracht Kohle	189.—	189.50
Eis.-Verkehrsmittl.	132.25	131.—
Elektr. Lieferung	152.25	150.50
El. Licht u. Kraft	151.75	151.25
Engelhardt Brau	97.50	96.50
I. G. Farben-Ind.	174.—	173.50
Feldmühle	128.50	126.25
Felten & Guill.	132⅞	131.50
Geisenkirchener	—.—	—.—
Ges. f. elektr. Unt.	142.—	141.25
Th. Goldschmidt	111.75	108⅜
Hackethal-Draht	132.—	131.50

	23. Mai	Vortag
Harpener Bergbau	127⅞	127.25
Hoesch-Eisen	103.—	105.25
Hohenlohe-Werke	137.—	136.—
Ilse Bergbau	167.—	165½
Kaliwerk Aschersl.	131⅝	130.25
Klöckner-Werke	102.50	100.75
Kokswerke	136.75	136.—
Lahmeyer & Co.	140.—	139.—
Laura-Hütte	—.—	—.—
Mannesm.-Röhren	96.—	94⅞
Mannsfelder	144.50	143.50
Maschinenbau-Unt.	100.25	99.50
Montecatini	69.50	69.—
Oesterr. Eis.-Verk.	—.—	—.—
Oest. Siem. & Sch.	—.—	—.—
Orenst. & Koppel	88.50	88.75
Phönix-Bergbau	—.—	—.—
Rhein. Braunkohle	232.50	234.—
Rhein. Stahlwerke	130.—	131.—
Riebeck-Montan	112.—	111.—
Rütgers-Werke	128.75	128⅞
Saldetfurth	183.75	—.—
Schubert & Salzer	140.25	141.—
Schuckert & Co.	149.—	148⅛
Schultheiß Patzenh.	112⅜	111.—
Siemens & Halske	192.—	193.—
Stöhr & Co. Kamm.	113.25	113.25
Stollberger Zink	81.75	81.50
Süddeutsch. Zucker	—.—	206.50
Westd. Kaufh. A.-G.	44.50	43⅞
Transradio	—.—	—.—
Ver. Glanzstoffe	—.—	—.—
Vereinigte Stahlw.	94⅜	93.75
Westeregelaikali	130.—	—.—
Zellstoff Waldhof	142.75	141.25
Otavi Minen	22.50	22.25
Deutsche Petrol.	—.—	—.—
Siemens-Glas	97.50	97.75
Allg. Kunstzijde Unie	54 B	53⅝
Gebrüder Junghans	92.25	92.—
4½% Oest. Schätze	41.—	G 41.50
Oesterr. Gold	31.25	G 31.75
Ungar. Gold	8.90	8⅞
A. G. für Verkehr	120.75	120.50
Schles. Bergbau	42⅝	42.75

Nachbörse.

Ver. Stahlwerke	94.75 937⅛
Harpener	128.— 127.50
Mannesmann	B 96.— 95⅛
Koksw. Chm. F. AG.	136.75 136⅛
Phönix-Bergbau	—.— —.—
Siemens & Halske	191.50 193.—

Mailand.

	23. Mai	Vortag
3½% Consolidato	77.—	77.—
Banca d'Italia	—.—	—.—
Comit	—.—	—.—
Credito	—.—	—.—
Tessuti Stamp	648.50	644.—
Snia	358.75	355.—
Chatillon	—.—	—.—

	23. Mai	Vortag
Ilva	180.50	178.50
Montecatini	180.50	179.25
Fiat	370.50	365.—
Edison	249.75	247.—
Seso	72.50	72.25
Gas Torino	13.75	13.50
Pirelli Cie.	1090.—	1086.—

Prag.

	23. Mai	Vortag
6% Staatl. Mehlanl.	97.15	97.15
6% kons. Anl.	98.20	98.20
4% IV. Staatsanl.	70.45	70.45
detto große Stücke	70.45	70.45
6% Buschth. Eisenb.	70.—	70.—
4½% Mähr. Land.-A.	—.—	—.—
5% Ost. Konv.-A., gr.	92.50	93.—
Böhm. Eskomptebk.	138.—	139.—
Juguslaw. Bank	—.—	—.—
Länderbank	—.—	—.—
Nationalbank cst.	—.—	4800.—
Industrialb. Böhm.	176.—	163.—
Unionbank Böhm.	138.—	139.—
Union Europ.	—.—	—.—
Zivnost. Banka	380.—	380.—
Alpine Montan	162.—	162.—
Apollo	475.—	470.—
Berg- u. Hütten	2550.—	2540.—
Bergmann	—.—	—.—
I. Brünner Masch.	111.—	111.—
Brosche	—.—	—.—
Roth-Kosteletz. Sp.	—.—	—.—
Böhm. Handelsg.	2205.—	2205.—
Böhm. Zuckerind.	752.—	740.—
B.-m. Kolben Danek	2405.—	2375.—
Dux-Bodenbacher	1073.—	1068.—
Kroat.-Slav. Zucker	—.—	101.—
Inwald Glasfabrik	—.—	—.—
Heinrichsthaler	490.—	485.—
Kabel Preßburg	765.—	753.—
Koliner Kaffee	162.—	—.—
Koliner Spiritus	—.—	2400.—
Koliner Chem. Fabr.	295.—	305.—
Kosmanos	183.—	178.—
Königshofer	1305.—	1305.—
Schönpriesener	659.—	659.—

	23. Mai	Vortag
Krizik	1010.—	1010.—
Spiritus M.-Ostrau	—.—	—.—
Kupferwerke	470.—	470.—
Milchindustrie	—.—	—.—
Moravia-Brauerei	—.—	—.—
Nestomitzer	—.—	850.—
Olleschauer Papier.	608 ex	618.—
Poldi-Hütte	852.—	867.—
Prager Eisen	1153.—	1138.—
Prag-Duxer Stamm	—.—	563.—
Ringhoffer	818.—	805.—
Rothau-Neudek	104.—	104.—
Ver. Schafwollfabr.	212⅜	212.—
Kaolin Zettlitz	—.—	—.—
Sellier & Bellot	2350.—	2340.—
Ferd.-Nordbahn	6050.—	6050.—
detto Genuß	2220.—	2220.—
detto Genuß II. A.	3100.—	3110.—
Nordb. Kohlen	—.—	1290.—
Schoeller	2300.—	2280.—
Brüxer Kohlen	791.—	788.—
Solo Wien	975 G	980 b
Solo Prag	890.—	885.—
Skoda-Werke	1543.—	1537.—
Aussiger Chem.	1150.—	1135.—
Metallwalzwerke	565.—	—.—
Westböhm. Kaolin	—.—	2500.—
Westb. Bergbauver.	472.—	472.—
5% Staatsarb.-Anl.	106.20	106.20
4% Staatl. Kasch.-O.	73.30	73.30
4½% Ersatz unverl.	75.05	75.05
Kaschau-Od. E. 1883	78.50	78.50
3% St. E. G. Em. I—X	429.—	427.50
3% St. E. G.-Ergänz.	—.—	—.—
Oesterr. CC-Rente	355 b	350 b
Ungar. CC-Rente	91.— b	90.—

Newyork.

(Schlußkurse.)

	23. Mai	Vortag
Atchis. Top. & St. Fe.	71⅛	70⅛
Baltimore and Ohio	17⅛	17⅛
Canadian Pacific	12⅛	11⅞
Erie com.	12¼	12
Newyork Central	35½	34⅜
Northern Pacific	27¼	27⅛
Pennsylvania	29½	29⅛
South. Pacific	31⅞	31⅜
Union Pacific	123⅞	123¼
Allied Chem. & Dye.	188½	188¼
American Smelting	77	76⅜
Am. Tel. and Tel.	163¼	161¼
Amer. Tobacco B.	93	92⅝
Anaconda Copp. Co.	34	33⅛
Bethlehem Steel	51	49⅜
Chrysler Corp.	95¼	94⅛
Consolidated Gas	31⅞	32⅛
Dupont de Nemour.	144	142⅜
General Electric	36⅝	36⅛
Gen. Mot. a 10 Doll.	61⅞	61⅛

	23. Mai	Vortag
I. J. Case	156	152½
Northern Amer. Co.	25¾	25½
Gillette Sat. Razor	15½	15⅜
Intern. Harvester	84½	84
int. Nickel of Can.	46⅞	46⅜
Lehmann Corp.	95¾	95
Radio Corp. of Amer.	11	10¾
Royal Dutch	—.—	—.—
Sears Roebuck	70⅛	68⅜
St. Oil of Newjersey	58¾	58⅜
U. S. Rubber	29⅜	29⅛
U. S. Steels	58⅛	57⅜
Woolworth Co.	50¼	50
Westinghouse El.	112⅜	111¼
Dawes-Anleihe	23⅜—30⅛	29—30
Wiener Stadtanl.	89⅜—92	89⅜—91
Young-Anleihe	24½—25⅛	23½—24⅛
Oest. Bundesanl.	92 G	92
Umsatz	440.000	680.000
Taggeld	1%	1%

Kurswschwankungen i. d. Kulisse

	Tiefst.	Höchst.	Schl.
Donau-Save-Adria-A.	15.40	15.40	15.40
Staatsbahn	31.10	31.35	31.35
Donau-Save-Adria-Prior.	61.90	61.95	61.90
Alpine	26.15	26.35	26.28
Felten	—.—	—.—	—.—
Rima	852.—	867.—	—.—
Skoda	—.—	—.—	—.—
Waagner	154.50	154.90	154.90
Elin	—.—	—.—	—.—
Siemens	—.—	—.—	—.—
Salgo	24.40	24.45	24.40
Trifailer	16.02	16.25	16.02
Semperit	—.—	—.—	—.—

Treu

Festverzinsliche Werte

(Unverbindliche Schätzungen.)

(im Verkehr von Büro zu Büro)

	Vortag
Wr. Dollarani	513.— bis 515.— 513.— bis 515.—
Budap. Stadtanl.	180.— „ 182.— 180.— „ 182.—
7% Alp.-Obl	513.— „ 515.— 513.— „ 514.—
8½% Newag	—.— „ —.— —.— „ —.—
Dollar-Oblig	515.— „ 517.— 514.— „ 516.—
7% Tir. W.-K.-O.	466.— „ 468.— 465.— „ 467.—
7½% Tiwag	485.— „ 487.— 484.— „ 486.—
7½% N5. L.-Anl.	540.— „ 545.— 540.— „ 545.—
7% Oes. Doll.-A.	—.— „ —.— —.— „ —.—
8½%	—.— „ —.— —.— „ —.—
7% Steier. L.-A.	512.— „ 514.— 512.— „ 514.—
8% Graz. St.-A.	560.— „ 563.— 560.— „ 562.—
Innsbr. St.-A.	102.— „ 102.25 102.— „ 102.25
Oe. Goldr. C. G.	30⅛ „ 30.25 30.— „ 30⅜
Ung. Goldr. C. G.	8.05 „ 8.10 8.05 „ 8.10
Deutsche Werte	—.51 „ —.55 —.50 „ —.54
7% Blair Anl.	136.— „ 137.— 136.— „ 137.—
Pf.-O. d. III. W.-gr.	—.— „ —.— —.— „ —.—
4% St.	1435.— „ 1445.— 1435.— „ 1445.—
Tir. Doll.-K.-Ob.	423.— „ 429.— 423.— „ 429.—
Sch. T. d. Konv. A.	145.— „ 145.25 145.— „ 145.25
Salzburg. Fr.-A.	123.— „ 123.50 122.75 „ 123.—
öst. Schatz. spez.	34.25 „ 34.50 33.50 „ 33⅞
„ „ gen.	42.25 „ 42.75 42.— „ 42.75

Kursblatt 1936



Besichtigung unserer Rebanlagen in Kottingbrunn durch Herrn Bundespräsidenten Dr. Hainisch am 24. April 1927



in Kottingbrunn (Juni 1935)

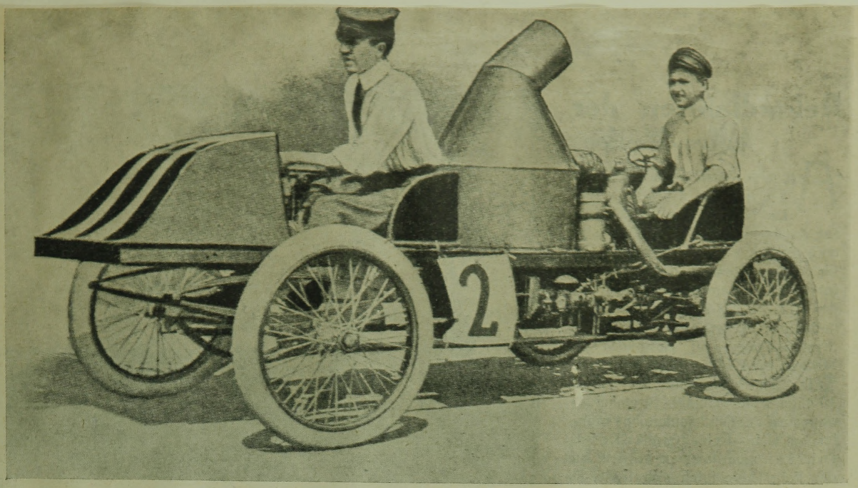
A Népszövetség legutóbbi ülésén Eden angol külügyminiszter elnökölt, Aloisi olasz megbízott azonban a tanácskozásnak csak az első részében vett részt, mert Mussolini utasítására az olasz delegatióval együtt elhagyta Genfet.





Az osztrák Hazafias Front fáklyásmenete Schuschnigg kancellár tiszteletére, az új Schuschnigg kormány megalakulása után.

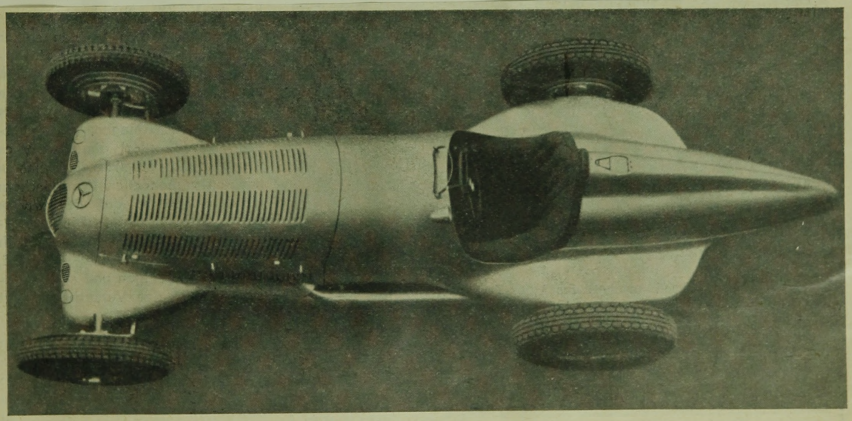
1936



Ein Renn-Monstrum; der Cannon-Dampfwagen.

So nannten wir im Jahre 1902 das hier abgebildete Fahrzeug. Es handelt sich dabei um einen Dampfwagen, dessen Urheber ein Student namens Cannon war. Das Vehikel wog 560 kg, hatte einen Röhrenkessel mit Brenner. Dem Bildertext nach wurde der überhitzte Dampf auf über 200 kg Druck erhalten. Der Rauchfang in der Mitte soll den Zug der Feuerung erhöhen, vorne unter dem Teil, der einem Autokühler in der Form nachgebildet ist, lag das Wasserreservoir. Der Wagen fuhr bei Probefahrten die Meile (1609 m) in 1 Minute 7⅕ Sekunden, was einem Stundentempo von rund 76 km entspricht.

Zur Entwicklung des Automobils



Der Mercedes-Benz-Rennwagen 1936.

(Mercedes-Benz-Werkphoto.)

Bilder aus 1936



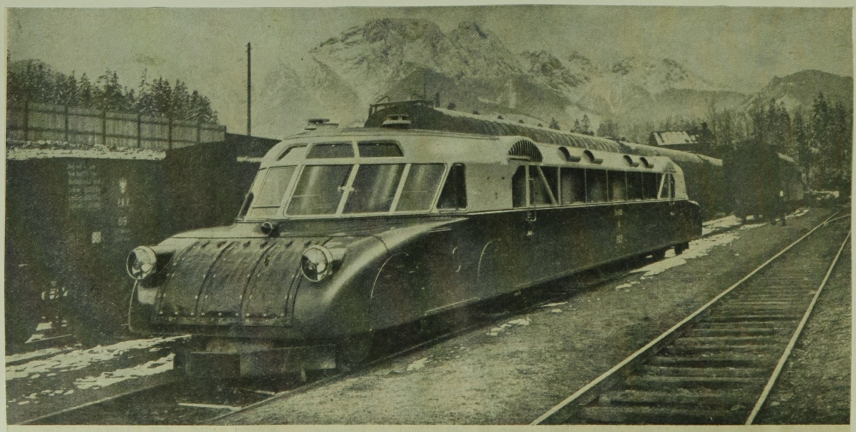
Europafahrt mit einem alten „Opel".

Auf einem Opel-Wagen aus dem Jahre 1898 unternahmen drei Ungarn eine Fahrt durch Europa. Ende April trafen sie nach einer Fahrt über den verschneiten Arlberg in Dornbirn ein, wo sie dem Vorarlberger Automobil-Club einen Besuch abstatteten. Das Bild erhielten wir von Herrn Dr. Helmut Lanzl, Dornbirn.

(Phot. Robert Häusle, Dornbirn.)



Motorrad-Rennen in der Krieau.



Einer der Austro Daimler-Schnelltriebwagen,

von denen eine größere Anzahl bei den Polnischen Staatsbahnen in Betrieb stehen.



Ungarischer 1000 Kronen Schein der Inflationszeit

